germ.
920
r

P.o.germ. 1920 e Hoefer

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

124715.

Die Alten von Ruhneck.

Die

Alten von Ruhneck.

Eine Erzählung aus älterer Zeit

von

Edmund Hoefer.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lindauersche Bibliothek.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Seinem

lieben alten Freunde,

dem

Prof. Franz Pfeiffer

in Wien

gewidmet.

Inhalt.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Alt-Ruhneck.

Bis zu der uralten Stadt, welche jetzt den Hauptort des Bezirks und den Sitz der Behörden bildet, seht ihr nur in ziemlicher Ferne die Bergzüge zu eurer Linken den Horizont begrenzen. In der Nähe eures Wegs zeigt sich nichts als mäßige Hügel eines fruchtbaren, sorgfältig angebauten Landes, die Straße geht an ihnen bequem auf und ab, und wenn sie auch stets etwas höher emporsteigt, so geschieht das so allmälig und unmerklich, daß ihr zuletzt nicht wenig überrascht seid, wenn sie von ihrem höchsten Punkte sich plötzlich jäh abfallend in ein tiefes Thal hinunterstürzt, wie ihr es hier, zumal bei dem angedeuteten Charakter des durchzogenen Landes gar nicht vermuthen konntet. Die Stadt — wir heißen sie Thalingen — liegt, vom höchsten Punkt der „Steige" betrachtet, wie in einem Kessel vor euch; wirkliche, gar respektable Berge bilden die Seitenwände, und die schlanken Thürme der Kirchen reichen nicht zu einem Viertheil der Höhe hinan. Selbst die Ruinen des Schlosses, welche sich auf einem Vorsprunge, hoch über der Stadt,

zeigen, liegen noch tief unter den höheren, waldbedeckten Kämmen.

Ihr steigt hinab und findet die Stadt auf einem rauhen und zerrissenen Boden erbaut, die Straßen steigen wunderlich auf und ab. Bald seht ihr in eine hinunter, deren Dächer kaum zum Niveau der Gasse emporsteigen, in der ihr für den Augenblick spaziert; bald schaut ihr die Fundamente einer andern Häuserzeile dem Fels, hoch über euren Köpfen, entsteigen. Ringsum ragen aber und schatten die Berge und schneiden jede Aussicht ab und trennen den stillen Ort gleichsam von allem Regen und Bewegen des Lebens. Denn still trefft ihr die Stadt mit Ausnahme weniger Tage im Jahr fast immerdar, unheimlich still, so daß ihr euch sicher nicht länger in ihrem Schatten aufhaltet, als ihr durchaus müßt. Ihr eilt hindurch und athmet auf, wenn ihr aus dem südwestlichen Thore in's Freie gelangt und dort wenigstens einen ziemlich breiten Fluß mit raschem Geflute lebhaft vorüberrauschen seht. Die Straße geht neben ihm hin, nur schließt sich in der Entfernung von zehn Minuten das Thal auch hier anscheinend felsenfest. Es zieht sich kein sichtbarer breiterer Pfad die Berge hinan, und wo der Fluß herein kommt, scheint ebenfalls kein Raum für einen solchen zu sein. Ist denn hier der Welt Ende? fragt ihr euch kopfschüttelnd.

Geht indessen nur getrost weiter. Die Wasser haben ihr Bett im weiten Bogen um den Fuß der schließenden Höhe gegraben, und zwischen ihnen und den ansteigenden Wänden gewann man grade noch so viel Raum, wie eine

Straße braucht, so daß ihr leicht und bequem aus der Enge hinausgelangt. In die „Weite" kommt ihr damit freilich nicht, es liegt ein noch engeres und dunkleres Thal vor euch, die Berge streben immer höher empor und schließen sich dort hinten noch fester an einander. Am Fluß ziehn sich Wiesen entlang, ein paar kleine Matten reichen die weniger steilen Höhen hinauf, Obstbäume zeigen sich an der Straße, aber es scheint ihnen hier gar nicht wohl zu sein. Sonst finden sich keine Spuren des Menschenwirkens und der Menschenpflege, und über die Berge hin breitet sich wie ein weites, leise bewegtes Meer der dunkle, ungestörte Wald.

So folgt Thal auf Thal in gleicher, einförmiger Weise. Zuweilen stoßt ihr vielleicht auf ein einzelnes Haus oder einen einsamen Hof, dabei finden sich dann einige kleine Felder, und im Garten neben den Gebäuden zeigen sich ein paar Blumen, welche draußen in der großen weiten Welt längst nicht mehr modisch und beliebt sind. Oder es liegt einmal eine Mühle am Fluß, grau und schattig unter alten Bäumen, und das Tosen des Wassers in ihren Rädern schallt weithin durch die Stille. Das alles ist jedoch nur eine Ausnahme, die Menschen hausen, wie man euch sagt, größtentheils auf den Höhen droben, und die Thäler sind und bleiben einsam. Ihr steht in einem der großen Waldgebirge unseres Vaterlandes.

Ihr seid schon lange fortgewandert, da zweigt sich neben euch ein kleines und enges, so wunderbar grünes und stilles Thal ab, daß ihr dem Reize nicht widerstehn könnt und dem schmalen Wege folgt, der auf der Thalsohle sich

hinschlängelnd euch in den tiefsten und geheimsten Schooß des Waldlandes zu führen verspricht. Jetzt stoßet ihr auf kein Haus mehr und begegnet vielleicht nicht einem einzigen Menschen; allein das Blätterrauschen in den dichtgedrängten uralten Waldbäumen und das Murmeln eines kristallhellen Flüßchens, das euch entgegen kommt, unterbricht noch die rings herrschende tiefe Stille und Ruhe. Es ist etwas Erhabenes, Ergreifendes in dieser Einsamkeit, in diesem Frieden, aber auch etwas grenzenlos Monotones, und mit einer Art von dumpfer Resignation seht ihr das alte Spiel sich immer wiederholen, seht ihr das Thal vor euch wieder durch eine dunkle, steile Höhe gesperrt, macht mit Flüßchen und Straße wiederum einen großen Bogen um den Fuß des Berges und — findet euch auf das erfreulichste in eurer bangen Erwartung getäuscht. Die Kuppen freilich ragen ringsum womöglich noch höher empor, als bisher, aber sie treten doch allerwärts so weit zurück, daß sich vor euch wirklich etwas einer Ebene Aehnliches auszubreiten vermag. Und was die Hauptsache ist — im Hintergrunde erschaut ihr am Fuß des dunkelgrünen Berges die zackigen Giebel und hohen Thürme einer kleinen Stadt.

Der Ort ist alt, und seinetwegen könnten die Fehden längst vergangener Zeiten immerhin noch einmal anfangen so zeigt er sich gerüstet und gewappnet, so fest und trotzig umspannt die Ringmauer alle seine Bewohner. Das alte Thor, die festen Mauerthürme, die enge dunkle Straße, die Häuser mit ihren überhängenden Giebeln, die Menschen sogar, in besonderer, veralteter Tracht, hohe und hagere

Gestalten mit trotzigen, finsteren Gesichtern, die euch unwillkürlich an die wilden Banden der Bauern erinnern, welche zur Zeit ihres großen Krieges in diesen Landstrichen ihre Hauptrekrutirungsplätze besaßen — alles und alles gemahnt euch an längst entschwundene Tage. Man bedarf hier gar keiner besonders lebhaften Phantasie, um sich plötzlich in's tiefste Mittelalter zurückversetzt zu wähnen.

Der Gasthof liegt an einem der höchsten Punkte des hier wiederum sehr unebenen Terrains, und aus den Fenstern der Gaststube, welche im ersten Stock ist, hat man eine Aussicht über die Stadtmauern und auf die Berge rings, wie man sie, durch die engen Straßen wandelnd, kaum erwartet hat. Grade im Mittelpunkt steigt die waldüberrauschte Höhe, an deren Fuß das Städtchen liegt, steil und dunkel hinauf, rechts und links nähern sich die Seitenberge des Thals ihr so sehr, daß man zur Rechten gar keinen Zwischenraum wahrnimmt, obschon derselbe vorhanden ist. Zur Linken sieht man dagegen eine, freilich nur schmale, Oeffnung, und aus ihr kommt der Fluß hervor. Alles ist mit Wald bedeckt und dadurch noch schattiger und dunkler; die wenigen Felder und Matten des Städtchens liegen rückwärts das Thal hinab. Vor euch, an den Bergen, seht ihr keine Spur von Leben, und selbst nach einer, sicher hier erwarteten Ruine schaut ihr vergeblich aus.

„Wie heißt der Ort?" fragt ihr den Wirth, der doch einigermaßen umgänglich und wenigstens der Sprache mächtig zu sein scheint, was bei den übrigen Stadtbewohnern einem Fremden gegenüber keineswegs sogleich außer Frage gestellt

ist. Dazu kommt, daß der eigentliche Dialekt dieser Gegend euch vermuthlich fast ganz unverständlich bleibt. Also: „wie heißt der Ort?“ fragt ihr, und erhaltet die Antwort: „Ruhneck.“

„Wie heißt das Thal?“ fragt ihr weiter.

„Das Ruhthal.“

„Und die andern Thäler?“

„Rechts heißt's „im Moos“, links „die Mulde.“

„Und der Fluß?“

„Weiß nicht. Heißen ihn nur „den Bach.“

So stockt das Gespräch für's erste, bis ihr nach einem neuen Blick auf die Berge wieder anfangt: „gibt's denn da keine Alterthümer? Gar nichts zu sehen, zu besuchen?“

„Daß ich nicht wüßte,“ lautet die lakonische Erwiderung.

„Habt ihr denn gar keine Ruine hier? Die Gegend sieht doch ganz darnach aus, als müßten hier alte Adelsburgen gelegen haben.“

„Ruinen? Burgen? Nein, wir haben nur das eine Schloß, wo vordem unsere Grafen hausten, Alt-Ruhneck. Jetzt freilich ist's arg zerfallen.“

„Ja, darnach frage ich grade! Wo ist es denn?“

„Ha, wo wird's sein, als dort drüben? Wenn der Herr genau zuschaut, kann er ja dort das unterste alte Mauerwerk zwischen den Büschen sehn.“

Und richtig, jetzt, wo ihr darauf aufmerksam gemacht seid, entdeckt ihr an der Höhe vor euch, ein paar hundert Fuß über der Thalsohle, altes Gemäuer zwischen den Bäu-

men. Ihr brecht rasch auf. „Darf man frei hinaufgehen?“ fragt ihr noch zurück.

„Ja, den Schlüssel kann der Herr im letzten Hause vor dem Thor erhalten,“ sagt der Wirth.

Beim letzten Hause in der Vorstadt erhaltet ihr den Schlüssel und die Ermahnung, in dem Gebäude ein wenig vorsichtig zu sein, damit euch hie und da nicht ein Stück Mauer auf den Kopf falle, oder ihr sonst zu Schaden kommet. Denn einen Führer lehntet ihr ab. Man braucht nicht grade sentimental zu sein und auch nicht großen Respekt vor den „Schauern der Vergangenheit“ zu empfinden, und mag dennoch bei solchen Partieen am liebsten allein bleiben und nicht abhängig sein von dem Treiben oder Zögern, von dem Dareinreden eines müßigen Begleiters.

Kaum hundert Schritt hinter dem Häuschen erhebt sich der Weg seitwärts den Berg hinauf, in die Büsche hinein und zwischen die Bäume, ein nicht breiter und ein wenig vernachläßigter Pfad, dem man es aber trotzdem noch ansehn kann, daß er vor Zeiten keineswegs besonders mühsam, sondern auch zum Reiten ganz wohl zu benützen war. Jetzt haben ihn hie und da die Wurzeln der Bäume arg zerrissen und stürzende Schnee- oder Regenfluten mit Geröll bedeckt, im Uebrigen aber windet er sich ziemlich bequem, immer im Schatten des jungen Waldes am Berge hinauf. Er ist überhaupt noch gar nicht lange so vernachläßigt, denn bis vor hundert Jahren — ja es ist noch nicht einmal so lange her — war Alt-Ruhneck bewohnt, und dies war, nach Aussage der Bewohner des Fleckens, der einzige Pfad,

welcher zu der Höhe emporführte. Die Burg oder das Schloß, wie man's heißen will, war daher auch eine sogenannte „jungfräuliche Festung“ und niemals einem Feinde unterlegen.

Nach einer Weile stoßt ihr in der That auf die Reste eines kleinen Befestigungswerks — das Getrümmer, welches ihr von unten erblicken konntet. Die Pforte im Gemäuer öffnet euer Schlüssel, und wieder geht es bergan auf dem mählig ansteigenden Wege. Rechts und links scheint der Berg allerdings auch dem gewandtesten Kletterer große Schwierigkeiten bereiten zu müssen, so rauh, so zerrissen, so schroff steigt das Gestein empor und tritt hie und da zwischen den Bäumen in ungeheuren Brocken, Wänden und Zacken zu Tage. Dann gelangt ihr zu einem zweiten Werk, und nachdem ihr die Höhe endlich erreicht, zum dritten, einem wirklichen und regelrechten, noch wohl erhaltenen Ravelin. Darauf dehnt sich vor euch ein kleiner freier Platz aus, ein tiefer, in den lebendigen Fels gehauener Graben schneidet von hüben nach drüben durch das ganze Plateau, und wenn ihr die Nothbrücke passirtet, die jetzt den Uebergang bildet, steht ihr vor, oder vielmehr schon in den ersten Theilen der Burg. Aus einer hohen und massiven, den Graben deckenden Mauer ragen zwei Thürme wohlerhalten empor, zwischen ihnen öffnet sich das Thor, wie der Eingang einer Höhle, und sein Gang zieht sich in mehreren scharfen Winkeln unter einer langen Wölbung hin, bis er endlich auf einem kleinen, von hohen Mauern begrenzten drüben durch einen dritten Thurm geschlossenen Hofe mün-

det. Neben diesem letzteren Thurm ist das zweite nicht zugänglichere Thor.

Von dem Hofe gelangt man rechts und links in ein paar zwingerähnliche Räume, nach innen und außen durch Mauern und flankirende Thürmchen, seitwärts durch den Rand des Plateaus begrenzt. Man erkennt hier die seltsame und für eine feste große Burg wie geschaffene Construction des Schloßberges. Gänzlich isolirt und nur von vorne zugänglich, erhebt er sich auf den andern Seiten schroff und kahl aus den umliegenden Thälern, so schroff, daß man droben hier überall keines weiteren Befestigungswerkes bedurfte als einer einfachen Brustwehr, welche noch obendrein vermuthlich die Schloßbewohner mehr gegen ein zufälliges Hinabstürzen, als gegen feindliche Angriffe schützen sollte. Mit grobem Geschütz ist das Schloß von den gegenüber liegenden Höhen allerdings zu bestreichen, allein einerseits sind sie nicht nur für dergleichen, sondern überhaupt schwer zugänglich, und andrerseits hatte der Besitz der Burg zur Zeit, wo Kanonen zu einem gewöhnlichen Angriffsmittel wurden, kaum noch so viel Werth, daß ein Feind deßwegen solche Anstrengungen hätte machen sollen.

Die beiden Seitenthäler verdienen wohl einen Blick. Rechts, wo es also „im Moos" heißt, ist's mehr eine Schlucht als ein Thal, auf dessen Grunde Erlen und Weiden den Lauf eines kleinen Baches dicht einfassen und überschatten, während sich gleich dahinter die Wände der jenseitigen Höhe schroff und nur theilweise mit Wald bedeckt emporheben. Ihr seht aber dort Wasser und Wasseradern

überall aus dem Gestein brechen, das sich durch die ewige Feuchtigkeit mit Flechten und Moosen bedeckt hat, so daß das Thal seinen Namen mit Recht führt. — „Die Mulde“ auf der linken Seite entspricht gleichfalls dieser Bezeichnung. Es ist ein mäßig breites, grünes Thal, und die schließenden Höhen drüben steigen sanft hinan, mit frischen, üppigen Matten, die erst in ziemlicher Höhe dem Walde Platz machen. Hier fließt der Fluß, den der Wirth vorhin den „Bach“ benannte, und an seinem Ufer liegen weiterhin einige dunkle alte Gebäude, die einzigen, die man erblickt. Von dem Städtchen ist nichts zu sehen. Und was man auch von den Bewohnern solcher alten Schlösser denken und sagen mag, Ansprüche machten sie nicht, weder auf eine lebhafte, noch auf eine freundliche Umgebung. Denn einsamer und melancholischer als die beiden, Alt-Ruhneck begrenzenden Thäler kann nicht wohl eine Gegend gedacht werden.

Wir gehn leise — es hallt so wunderbar — durch das zweite, winkelvolle Thor und finden uns wieder getäuscht, da wir auch hier noch nicht vor dem eigentlichen Schlosse stehn. Es ist ein freier Platz, der die ganze Breite der kleinen Hochebene einnimmt und vordem wahrscheinlich zu Waffenübungen und Kampfspielen benützt wurde. Er wird durch einen zweiten, mächtigen Graben und dahinter durch gewaltige Mauern begrenzt. Hier führt noch die alte Brücke, aber kaum passirbar, zum dritten Thor, welches diesmal nur eine einfache Wölbung in der dicken Mauer ist. Doch wird der enge Gang durch ein paar nicht große, sichtbar aber sehr massive Gebäude verlängert, welche sich

rechts und links mit noch verschlossenen Thüren und Fensterladen erheben. Und wenn ihr zwischen ihnen heraustretet, seht ihr endlich die Ruinen des eigentlichen großen und weitläufigen Schlosses vor euch. Denn während ihr bisher an dem felsenfesten Mauerwerk nur wenig oder gar keine Spuren des Verfalls entdecktet, ist dort kein Fenster mehr in den zum Theil noch trotzig ragenden Mauern, und kein Dach darüber. Was Stein, das steht, das Holzwerk aber wurde durch das Feuer verzehrt, welches der Blitz in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den mächtigen Bau warf. Seit der Zeit blieb die Burg unbewohnt.

Was Stein, das steht, wiederholen wir, und wenn wir uns in das Getrümmer hinein wagen, finden wir noch so viel erhalten, daß wir ziemlich mühelos die Räumlichkeiten und ihren frühern Zweck unterscheiden und bestimmen können. Vor allem unterscheiden wir an der Mauer entlang, hinter den Thorgebäuden rechts und links bis zum Bergrande lange Gebäude, deren Dächer noch erhalten sind, und die sichtbar die Ställe, Magazine, Speicher und dergleichen bildeten. Die steinernen Krippen sind noch da, auf den Resten der alten Raufen hängen Spinngewebe und einzelne Heuhalme, Faßdauben und Bretterwerk liegen noch in manchem Winkel. Sodann zeichnet sich der Bau der ursprünglichen Burg aus — zwei große massive Gebäude, in der Mitte durch ein schmäleres, ähnliches verbunden, durch einen niedrigen überwölbten Gang an den gewaltigen Thurm geschlossen, den Bergfried, der hier auf der höchsten Stelle des sanft ansteigenden Plateaus und fast an seiner äußersten,

rückwärts gelegenen Kante, unerschüttert und riesenhaft in die Luft ragt. Im Innern der alten Burg sind noch manche Treppen passirbar, die meisten Hallen und Gemächer noch mit Decken und festen Wänden begrenzt, mit Resten des Täfelwerks versehn, da hier meistens alles gewölbt ist und daher den Angriffen der Verlassenheit und des Wetters besser Trotz bieten konnte. In die oben gelegenen Räume schaut freilich der blaue Himmel herein, und auch der große Saal, der den ganzen Raum des einen der erwähnten beiden Gebäude füllte, ist deckenlos und voll Schutt und Getrümmer.

In dem zweiten der beiden Gebäude geht es noch treppauf und ab zu einer nicht geringen Zahl kleiner, ziemlich dunkler Gemächer. Von einem der größten und am höchsten gelegenen tritt man aus einer schmalen Thür auf eine nicht mehr passirbare Brücke hinaus, welche hier, in schwindelnder Höhe, in den Bergfried hinüberführte. Dieser letztere ist von allem am besten erhalten und bis in die äußerste Dachspitze zu ersteigen, und man braucht nur Fenster und Thüren einzuhängen, um seine Gemächer wieder bewohnbar zu machen; da wich kein Stein aus seinen Fugen, und die Elemente versuchten sich vergeblich an den ungeheuern Mauern. An seinem Fuße und im äußersten rechten Winkel des Plateaus, halb schon über den Abgrund hinausragend, so daß man die Fundamente durch an den Fels geschlossenes Mauerwerk stützen mußte, liegt ein kleines Gebäude, dessen Zweck man, da es gänzlich ausgebrannt ist, nicht mehr erkennen kann. Dem verhältnißmäßig schwachen Gemäuer nach war es ein Bauwerk viel späterer Jahre.

Ebenso neu oder noch neuer waren die großen Gebäude, welche sich vom Saalbau links fortzogen. Man erkennt aus einigen noch besser erhaltenen Partieen und ihren Ornamenten, daß ihr Ursprung schwerlich über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zurückzudatiren ist. Hier gibt's so gut wie keine Gemächer mehr, auch aus der Höhe ist alles heruntergestürzt, und selbst die Außenmauern haben zum Theil nicht Stand gehalten. Vermuthlich waren hier die Wohn- und Familienzimmer der letzten Besitzer, und es mag in diesen gleichfalls nur leicht gebauten Räumen das Feuer seinen Anfang, seine Nahrung und Verbreitung gefunden haben. — Der Bau erstreckte sich links bis an den Rand des Plateaus und endete, nachdem er im rechten Winkel gebrochen, an einem Thurm, der nicht so groß wie der Bergfried, die äußerste linke Ecke einnimmt und, wenn im Innern auch arg durch das Feuer verwüstet, doch noch deutlich genug zeigt, daß er zu einer Kapelle eingerichtet war. Besteigbar ist er nicht.

Zwischen diesen zuletzt erwähnten Gebäuden und einem weiteren, gleichfalls zerfallenen Seitenflügel der alten Burg, auf der Rückseite durch die Brustwehr begrenzt, zieht sich ein Raum hin, der vielleicht sechzig Schritt in der Länge und dreißig in der Breite haben mag. Da hatten die genügsamen Burgbewohner vordem ihren Garten, den einzigen wirklich freien und heitern, sonnigen Fleck in dem großen Gebäude-Chaos. Von einem Blick in die Ferne ist keine Rede, da rückwärts der Schloßberg wieder durch ein enges schluchtartiges Thal von den jenseitigen, ihn weit über-

ragenden Waldhöhen getrennt wird. Allein es ist noch jetzt eine Stelle voll Licht und Luft, voll Frieden und Ruhe. Ein paar uralte Bäume schatten noch, die Reste verwilderter Heckengänge zeigen noch jetzt manchen traulichen Platz zum Plaudern oder Träumen; hie und da blühen sogar noch einzelne Blumen schüchtern und einsam zwischen den Trümmern hervor, die einen großen Theil des Platzes überschütteten.

Haltet an und seht euch um! Die Sonne grüßt von den Waldbergen herüber mit goldenem Licht, sie umkost die einsamen Blumen, sie schlüpft durch das dichte Laub der Linden auf die heimlichen, moosbedeckten Plätzchen an ihren Wurzeln, sie dringt leise, leise durch die verwilderten Hecken und streift mit langen, scheuen Lichtern durch die regungslosen Wipfel, welche die Schlucht dort unten mit Schatten füllen und schweigend zu euch emporschauen. Welch ein Frieden rings, welche Stille, welche Einsamkeit! Wie mancher und wie manche mag dort gesäumt haben, wo in einem Vorsprung der Brustwehr die Steinbank ist, voreinst gleichfalls von einer Linde beschattet, die seitdem aber vom Sturm fast ganz entzweigt wurde. Mühsam treibend hat die Alte an den Resten ihres Stammes neue Zweiglein und frisches Laub hervorgebracht und aus ihren Wurzeln eine Menge schon starker Schößlinge aufschlagen lassen, allein die Krone ist dahin, die sicher so viel des Guten und Traurigen unter ihrem grünen Dache erblickt hat. Wie manches Auge mag hier gelächelt haben im seligsten Glück, wie manches hat hier vielleicht die bittersten Thränen des

Lebens geweint, wie mancher Traum wurde hier geträumt, wie viel gesonnen und gedacht, hier am einsamsten Platze der Höh', über der tief stillen, einsamen Schlucht, vor den schweigenden Bergen rings! Ja, das Plätzchen ist unbeschreiblich einsam und abgeschlossen, und wer mit sich selbst zu reden hat in Lust oder Schmerz, findet kein besseres als dieses.

Den Eindruck der Abgeschlossenheit und Einsamkeit macht übrigens, wenn auch nicht in so hohem Grade wie der Garten und die Steinbank an seinem Ende, die ganze weitläufige Burg. Es kommt das nicht allein durch die isolirte Lage des Schloßberges, sondern auch und fast noch mehr durch die menschenleere, geräuschlose Umgebung. Selbst von der höchsten Spitze des Bergfrieds seht ihr nichts als die beiden kleinen Seitenthäler und über ihnen hinaus Höhen an Höhen, die überall von den dunklen unermeßlichen Wäldern bedeckt sind. Außer den oben erwähnten Gebäuden am Fluß in „der Mulde", wo die Fluten einen Kupferhammer treiben, seht ihr nichts, was an die Nähe menschlicher Wohnungen erinnerte, keine Hütte, keinen Thurm, nicht einmal eine andere Ruine, und nur selten verräth der aus einem Waldtheile emporsteigende dunkle Rauch einmal die Stelle, wo ein Köhler sein einsames Geschäft betreibt. Kurz, die Sprossen des alten Geschlechts, welches hier hauste, müssen unendlich reichen und starken Herzens gewesen sein oder überhaupt nie ein solches in sich schlagen gefühlt haben. Sonst hätten sie's nicht aushalten können und wären, wie die meisten Ihresgleichen, schon längst

hinuntergezogen zu den Menschen, zu dem Geräusch und Leben der Ebene. Aber diese hier, die „Alten von Ruhneck", wie man sie hieß, blieben ihrem Neste getreu, so lange sie's vermochten. Nur die Gewalt des furchtbaren Elements vertrieb sie endlich für immer.

Die Grafen Alt von und zu Ruhneck — diesen Namen führten die Besitzer der Burg und des angrenzenden Landes, und den Beinamen Alt, oder wie man sie kurz hieß: die Alten von Ruhneck, gaben sie sich zur Unterscheidung von der Nebenlinie, welche als Grafen von Ruhneck auf andern Besitzungen saßen — waren ein uraltes Dynasten-Geschlecht, und so weit man von ihnen Kunde hatte, waren die Mitglieder dieser Familie gewesen, wie wir es oben von ihnen annahmen — stolzen, reichen und starken Herzens. Bereits der Erste, der sich unter Kaiser Lothar auf dieser Stelle ansiedelte und der Burg und sich selbst den Namen gab, mußte ein solcher Mann gewesen sein. Es war in jener traurigen und schrecklichen Zeit sicher schon nichts Geringes, die Reize und den Charakter eines Platzes zu erkennen und ihm den richtigen Namen zu geben; es war aber etwas wirklich Großes, kann man dreist sagen, daß ein ritterlicher Mann d i e s e r Zeit den Begriff der R u h e und das Gefühl für sie überhaupt nur in sich hatte und dies Gefühl auch im Worte ausdrückte.

Wer die Lage des alten Schlosses ansieht, muß es zugestehn, daß nie ein Name passender gewählt wurde; der Charakter des ganzen Landstrichs ist — wir können das nicht oft genug wiederholen — der der tiefsten Stille,

der sichersten Ruhe. Ueberdies zeigt diese Lage auch noch unwiderleglich, daß das Geschlecht der Ruhneck in dieser Burg nur eine sichere, friedliche Heimat besaß; zum „Raubschloß“, zum Sitz ächter und gerechter ritterlicher Schnapphähne eignete sie sich nicht im entferntesten, da das Land umher weder reich, noch von einer lebhaften Straße durchschnitten war. Der Verkehr blieb damals diesen Gegenden noch viel ferner als jetzt, und es war viele Stunden weit nicht eine einzige gewerbthätige, wohlhabende Stadt zu finden. Daher trefft ihr auch so wenig Ruinen in diesem Landstriche, das Raubritterthum brauchte andere Oertlichkeit und Gelegenheit.

Und in der That, so weit man von den Ruhneck weiß, niemals erscheint einer von ihnen bei den gewöhnlichen Raub- und Diebszügen, niemals wird der Burg als eines Raubschlosses erwähnt. Auch in den vielen kleinen Raufhändeln und Fehden findet man den Namen nur ein paarmal angeführt, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie überhaupt jemals Mitglieder einer der großen Adelsgesellschaften des späteren Mittelalters gewesen sind. Dagegen lesen wir von einigen ernsten und blutigen, aber für sie auch glücklichen Fehden, welche sie auf eigene Faust mit benachbarten großen Dynasten führten; vor allem aber erscheinen sie in der Kriegsgeschichte anderer Länder und größerer Fürsten. Ein Ruhneck war mit dem ersten Hohenzollern schon 1412 nach der Mark Brandenburg gezogen und in Noth und Glück der treue Gefährte des Churfürsten geblieben. Eine Uebersiedlung in die Marken fand jedoch

nicht statt; zwischen den Zügen kehrte er immer wieder in die Heimat zurück und blieb, nachdem der Fürst gestorben, ganz daheim. Von der Zeit an finden sich aber seine Nachkommen fast in ununterbrochener Reihe gleichfalls unter den Kriegsschaaren der Brandenburger, und beinah in allen Kämpfen wird irgend ein Ruhneck ehrenvoll genannt. Hohe Posten erreichten sie nicht, da sie gewöhnlich nicht lange im Dienst zu bleiben pflegten. Sie liebten ihre Heimat und blieben ihr treu.

Mit vielen Nachkommen scheint der Stamm niemals gesegnet gewesen zu sein, oder wenn einmal in einer Generation mehrere Söhne da waren, sorgten die vielen Kriege dafür, daß sie den großen Besitz bald wieder ungetheilt dem Einen von ihnen hinterließen. Kriegsleute waren alle, auf vielen Schlachtfeldern hat man unter den andern Gefallenen auch einen oder einige Ruhneck in die Erde gelegt, und von Wunden wußten alle zu sagen. In dieser Beziehung hatten sie kein Glück, aber sie sehnten sich freilich auch nicht darnach, sondern waren mit dem Geschick, welches man ein Erbtheil des Stammes heißen konnte, — mit der Ehre und den Wunden oder dem frühzeitigen Kriegertode — wohl zufrieden.

Noch weniger als die Hauptlinie, welche wenigstens in ununterbrochener Reihe auf der Ruhneck hauste und herrschte, kam die Nebenlinie zur Blüthe und Verzweigung. Es gingen selten zwei Generationen hin, ohne daß ein jüngerer Sohn von Alt-Ruhneck in den Besitz dieser Nebenlinie eintreten und sie neu eröffnen mußte. Die Wiege

wurde in Neu-Ruhneck — so hieß man den Sitz des zweiten Stammes — noch seltener geschaukelt, die Gruft in ihrer Kapelle aber öffnete sich noch viel häufiger als die des alten Stammes. Das war einmal nicht anders, und dagegen ließ sich nichts thun.

Die Ruhneck nahmen sich ihrer Zeit dies Geschick auch nicht besonders zu Herzen und waren zwar als ernste, wenig scherzhafte und noch weniger lustige Leute, im Allgemeinen aber auch keineswegs als ‚finstere' Gesellen bekannt, welche den Freuden des Lebens abgesagt und sich gegen den Verkehr mit der Welt gewehrt hätten. Sie standen im Gegentheil überall und zu jeder Zeit im besten Ansehn, sie waren sogar beliebt im Lande umher, bei Hoch und Gering, und Alt-Ruhneck wurde als eins der wenigen Schlösser gerühmt, wo man zwar dem hohen Range der Familie angemessen, im Uebrigen jedoch ziemlich zwanglos und behaglich zu leben pflegte und den Menschen hin und wider als Menschen zu würdigen und gelten zu lassen verstand.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden die beiden Linien von Zwillingsbrüdern fortgeführt; Graf Rüdiger Wolfram herrschte zu Alt-Ruhneck, Graf Eckhard Rüdiger, oder wie man ihn in der Familie hieß: der General, auf Neu-Ruhneck. Diesen Rang hatte der Letztere in der preußischen Armee erreicht, der er auch jetzt noch angehörte. Er war niemals verheirathet gewesen, weil er weder Zeit gefunden, noch Lust verspürt hatte, nach einer Frau auszuschauen. Graf Rüdiger dagegen, der mit seinem Bruder zur selben Stunde in den Dienst getreten war,

hatte denselben auf den Wunsch des Vaters schon jung wieder verlassen, weil der älteste Bruder gleichfalls eine entschiedene Abneigung gegen die Ehe zeigte und — er war auch Soldat und fiel wenige Jahre später bei Mollwitz — nur von Treue gegen die Fahne wissen wollte. Rüdiger allein hatte eine Frau heimgeführt und war dem Vater endlich in der Herrschaft über den großen Besitz gefolgt. Er sah vier Kinder geboren werden, drei Söhne und eine Tochter; doch trat auch hier wieder das alte Geschick auf: die beiden älteren Knaben fielen in derselben Stunde in dem Gemetzel der Kunersdorfer Schlacht, und der Dritte — nach seinem Oheim Eckhard getauft — war wieder der einzige Träger aller Hoffnungen in beiden Linien. Er war der erste Ruhneck, welcher über zwanzig Jahre alt geworden, ohne Soldat gewesen zu sein.

Außer den Genannten lebte als einzige Verwandte des Hauses nur noch eine viel ältere Stiefschwester der Zwillingsbrüder, Hedwig Beatrix, Baronin von Bergen, die aber schon seit langer Zeit verwittwet und kinderlos war. Und diese fünf Menschen waren es, welche zur Zeit die reiche und mächtige alte Familie zu vertreten hatten.

II.

Vor der Chronik.

„Lies weiter,“ sagte er kurz und ging mit über die Brust gekreuzten Armen, mit nachdenkensvoller Stirn und ernstem Blick gegen die Fenster des saalähnlichen Gemachs hin, welches so weit und hoch war, daß die Kerzen der zwei großen silbernen Armleuchter auf dem Tisch am Kamin und die lebhafte Glut in diesem letzteren nur den nächsten Raum umher erleuchten konnten und alles Uebrige in einer nach und nach sich stets vertiefenden Dämmerung ließen. Doch wurde das Zimmer dadurch nicht unbehaglich, sondern nur um so traulicher in seiner Wärme und Stille, in der gedämpften milden Beleuchtung, zumal das dumpfe Heulen und Brausen im Rauchfang und die schweren Stöße gegen die erbebenden, mit schimmernden Eiskristallen überzogenen Fenster, auf das nachdrücklichste den Werth eines so sicheren und behaglichen Ports zur Empfindung brachten.

Die vier Menschen freilich, welche jetzt im Gemache anwesend waren, schienen weder auf die Sicherheit ihres Aufenthaltsorts, noch auf den Schneesturm zu achten, der draußen mit unerhörter Gewalt tobte, als wollte er das mächtige Schloß nicht länger dulden auf dem Felsengrunde. Ihnen war der Raum ja die bekannte und gewohnte Heimat, das Ungestüm des Wetters, zumal zu dieser Jahreszeit, nichts Neues, und der nachdenkliche Ernst, der sich in

den Zügen eines jeden zeigte, mußte andere, innere Gründe haben. Sie hatten freilich auch nichts Heiteres vor sich.

Der eine junge Mann saß vom Tisch abgewandt vor dem Kamin und störte von Zeit zu Zeit mit einem eisernen Schürhaken in der Glut der großen Eichenklötze — eine Beschäftigung, welche nur den Traum herbeiruft, aber nicht die Lust und Freude. Das Fräulein am Tisch hatte die Augen auf die Leinwand-Läppchen gesenkt, welche die schlanken Finger zu Charpie auseinander zupften — sah sie dabei die Wunden und gedachte sie der Schmerzen der armen Menschen in den Hospitälern, für welche sie sorgte? — Der Dritte endlich, wieder ein junger Mann, hatte den Kopf in die linke Hand gelegt und schaute mit dem einzigen ihm übrigen Auge — das linke wurde durch eine Binde verdeckt, und die furchtbare, vom Scheitel darauf zulaufende Narbe zeigte deutlich genug, daß unter der schwarzen Seide kein Augenstern mehr zu finden sein werde — in ein großes, zierlich geschriebenes und mit hübschen Initialien verziertes Buch. Er that jetzt, was der im Zimmer auf und ab schreitende Herr vorhin von ihm gewünscht hatte — er las weiter.

„Als aber der von Mehrenheim so geredet und sich wieder niedergesetzt auf die Bank, da stand Herr Wolfram auf, und man hieß ihn nun mit Recht den „Alten“, dieweil er derzeit schon hoch an Jahren. Aber er war auch hoch an Weisheit und reich an Ehren, und was er sagte, darauf hörte man weit und breit, wie auf die Worte eines Vaters. Der stand auf und stieß das Schwert nieder, daß es klang, und sprach zornig: „so hab' ich nun gelebt an die achtzig

Jahr', und was unser Herrgott seinen Kreaturen gibt, ich hab's alles erfahren, so Lust wie Leid, Sieg und Gefahr, Hitz' und Kälte. Und mein lieber Herr Vater hat vor mir gelebt vierzig Jahr und hat mir nie verhehlt, wie es zugegangen zu seiner Zeit, so daß ich wohl glauben und meinen durft', es sei nichts in der Welt, davon ich nicht gehört und gesehn, es gäbe für mich alten Mann nichts Neues mehr zu erleben. Aber bei Christi heiligem Blut, solche Worte hab' ich nie vernommen wie heute, wie du sie geredet vor unserer Ritterschaft, Thomas von Mehrenheim, und ich hab' auch niemals gemeint, daß solche Untreue daheim sei in einem deutschen Mann, und daß vierzig umher sitzen, und hat nicht Einer das Herz, dem falschen Kläffer zu widerreden und ihm zu sagen, daß wir nicht feile Knechte sind, sondern Ehrliche von Adel."

„Da ward ein groß Geschrei und Aufstand, und sie drängten sich um Herrn Wolfram und fuhren ihn an mit trutzigen Worten und schmäheten ihn, und Thomas von Mehrenheim sprang herbei und hatte sich arg verfärbt und die Wehr gezückt. Andere aber traten zu Herrn Wolfram und sagten: „du hast recht geredet und aus unserm Herzen. Solch' Untreue ist nie erhört worden in deutschen Landen!" — Und Herr Wolfram selber stand fest und stolz und sprach laut: „mein Haar ist weiß geworden in Ehren, sollt' ich's nun legen mit Unehren in die Gruft, daß sich meine Väter von mir abkehren müßten in ihren Särgen? — Wahre dich, Thomas, ich kenne dich wohl, du falscher Mann! Prahle nicht mit deinem Degen, er schreckt mich nicht, ist auch nicht

rein, wie dein ehrlicher Vater ihn dir gegeben, sondern voll treulos vergossenen Bluts. Wie war's mit Ulrich von Hattstein, den hat sein Knecht meuchlings erschlagen, sagst du, und hast sein Weib genommen für dich und sitzest auf seiner Väter Erbe? Wahre dich, Thomas, ich kenne dich! — Und nun genug, ich hab' euch gesagt, wie ich zu denken gelernt und zu handeln seit achtzig Jahren. Wer will, bleibe hier, wer will, folge mir nach. Die Ruhnecker stehn zum Markgrafen." Und nahm sein Schwert auf und ging durch den Saale, festen Schritts, als wär er ein junger Mann, und wagt es keiner ihn zu hindern oder ihm zu antworten auf seine stolze Rede. Sein Sohn aber, Herr Eckhard, und seine Freunde gingen ihm nach und ließen die Andern den schlechten Handel weiter berathen.

„Herr Wolfram ging davon eiligen Schritts, und in seiner Herberge — die war „zum Ritter" beim Dom, — wandte er sich um zu seinem Sohn und sprach: „frisch, Eckhard, zu Pferd, nimm die Knechte mit und reite auf Onolzbach und sage meinem gnädigen Herrn dem Markgrafen an, wie sie's mit ihm im Sinn haben. Es soll nicht acht Tage anstehn, da reit' ich ihm zu mit allem, was ich zusammenbringen kann." — Aber Herr Eckhard schüttelte den Kopf und meinte: „so wollet Ihr doch nicht allein reiten, Herr Vater, und habt heut mehr als einen Feind gewonnen, und Thomas von Mehrenheim kennt Weg und Steg? Mir ist, ich sehe Euch niemals wieder." — Da lächelte Herr Wolfram ein weniges und sagte gütig: „sorge dich nicht, Sohn, meine Zeit ist noch nicht kommen, und

die edlen Herren, die ich hier um uns sehe, lassen mich auch nicht allein auf meinen Wegen. Habe du nur guten Muth und reite frisch zu." Und wandte sich, ließ sich wappnen und saß auf und ritt dem Thore zu, und sie grüßten ihn in den Gassen und riefen ihm laut zu, denn sie hatten schon davon gehört, wie mannlich der treue Mann geredet. Und kam noch am Abend desselbigen Tags nach Ruhneck, denn er ritt scharf und sparte die Sporen nicht. Da hat er noch weniger gefeiert und Knechte angenommen, ihnen Waffen geben lassen und Pferde, und die Burg ward voll von ihnen und man mußte sie auch in die Stadt drunten legen. Denn es ging wie ein Blitz durch's Land: „der Ruhnecker reitet dem Markgrafen zu Hülfe!" und da mochtens viele mit ihm wagen.

„Nun haben wir aber schon berichtet, daß Herr Wolfram nach Kunigundens Ableben das dritte Weib genommen, das hieß Edeltrud Antonia und war eine Tochter Conrads von Hausberg. Die hatte Herrn Wolfram nur einen Sohn getragen, der hieß Rüdiger, wie sein Bruder seliger, und wurde ein Rittersmann, der seiner Ahnen werth, wie hernach zu lesen; dazumal zählte er aber erst fünfzehn Jahr' und war ein feiner schmächtiger Knab', der bisher noch keinen Feind gesehn, noch Wissenschaft von Kampf und Schlacht empfangen, und wollte Herr Wolfram ihn erst am St. Matthäitage selbigen Jahrs zu seinem Schwäher, dem Grafen von Elz, thun, daß er von ihm als ein Bub' gebraucht würde, und der Knabe freute sich sehr, wie ich hernach oftmals von ihm selber gehört, denn er hatte ein

fröhlich Herz und einen guten Muth und grämte sich schier, wenn er den Vater ausziehn sah und die Brüder, und mußte selber daheim sitzen.

„Und als nun Rüdiger das alles ersah, die Knechte, die im Schloß lagen und in der Stadt, und die Hengste ritt man zu auf dem Rain, und Meister Peter, der Rüstmeister, mit seinen Knechten hämmerte Nacht und Tag in dem kleinen Thurm, den man den „Buckel" heißt, und Herr Wolfram ging umher strengen Augs und sah alles, war aber fröhlich und schier jugendfrisch, da hielt das Herrlein es nicht länger, trat seinen Vater an und sprach kecklich: „aber Herr Vater, ich seh', Ihr wollt ausreiten, wie Ihr's lange nicht gethan. Allein wo meine Waffen sind und mein Hengst, das seh' ich nicht, und habt mir doch verheißen, Herr Vater, dazumal, daß ich auf das nächste hinter Euch reiten sollte."

„Herr Wolfram lächelte, denn ihm gefiel des Knaben kecker Muth, legte ihm jedoch die Hand auf das Haupt und sagte milde: „Kind, das ist kein Ritt zu Lust und Schimpf. Da braucht's fester Platten und starker Hauben, und wird mancher streitbare Mann darniederliegen und nicht heimkehren zu den Seinen." — Und Herrn Wolframs Sohn, Herr Reinhard, der war selbigen Tags herübergekommen von der Hinterburg, wo er dazumal hauste mit seinem jungen Weibe, Jutta von Bernsee, der fuhr den Knaben an und schalt ihn, daß die Buben schweigen sollten, wo die Männer zu reden hätten; Herr Wolfram aber lächelte wieder und meinte: „laß ihn! Er ist wie er ist, und die Ruhnecker sind allzeit

nicht anders gewesen, wie ich wohl vernommen. Diesmal aber bleibst du daheim, Kind, und horchst fleißig auf die Worte Vater Augustins und reitest aus mit Meister Peter und magst lernen die Platten tragen und das Schwert führen und die Lanze, daß du bestehst, wenn du alsbald mit meinem lieben Schwäher, Herrn Sigmund, reitest, wie du wohl magst, wenn die Zeit da." —

„Da ging Herr Wolfram fort mit seinem Sohn und den Herren, und das Herrlein hing den Kopf, denn es war traurig, und klagt' es Meister Petern. Aber der wußt' ihm auch keinen Trost, denn Herr Wolfram sprach nicht zweimal von demselben Ding. Und mittlerweile war's der siebte Tag, wie der Herr Graf verheißen, und er befahl sein Haus, Weib und Kind in die Hände Herrn Sebalds, von dem wir oben gemeldet, nahm einen fröhlichen Abschied und ritt aus von der Ruhneck, und war's an St. Marci Abend, des heiligen Evangelisten, da man schrieb nach unseres Herrn Geburt 1471 Jahr'.

„Nun sollst du aber wissen, der du nach hundert und wieder hundert Jahren dieses liesest, und sollst es aufbewahren in getreuem Herzen, was ich dir sagen will von dem Rüdiger, der war ein Knab' und noch nicht fünfzehn Jahr'. Sein junges Herz war ihm schwer, da er den Vater reiten sah und die Brüder und all die Herren, und er sollte daheim bleiben! Und sein Blut sprang und ließ ihm nicht Ruh', und er ward schellig, und andern Morgens da es noch zeitig war und die Sonne noch nicht auf, so kam er und sagt' zu Meister Petern: „ich kann nicht schlafen,

ich will mir mein Pferd satteln und als in den Forst, ob ich eine Sau treffe. Du sollst mir keinen Knecht mitgeben, dieweil ich lernen will mir selber helfen.“ — Und Meister Peter, der hatte eine Freud' an des Herrleins frischem Gemüth, der sagte: „reitet, Junker, und haltet Euch wohl, der Herr Graf hat Euch mir hart anbefohlen. Und will ich Euch treffen vor Mittag bei der Königstanne.“

„Das Herrlein spricht: „wohl!“ und auf, reitet durch das Städtlein und immer weiter, eilend Berg auf und ab und durch Thalingen, die Stadt, und sie sehen ihn an und sagen: „das ist ein Bot', den schicken sie von der Ruhneck unserm gnädigen Herrn dem Grafen nach,“ und verrathen dem Knaben wohl Straße und Weg, so der Alte geritten. Und der Knabe säumet nicht und denkt an nichts, als wie er seinen Herrn Vater erreiche, und als es gegen Abend ist und er ist müd', denn als gesagt, war es ein feines Herrlein und zart, aber starken Herzens, reitet er an Wenningen vorüber, das ist ein Städtlein unten am Wald. Da sieht er hinter der Höhe einen reisigen Zug hervorkommen und schaut gut zu, denn das Land war voll Unruhe und Fehden, und erkennt seinen Herrn Vater, der reitet voran mit Herrn Philipp von Heßberg.

„Da erhebt das Herrlein ein großes Freudengeschrei und sprengt heran und sie erkennen ihn nicht, dieweil er so streng geritten und voll vom Staub des langen Wegs. Aber Herr Wolfram schaut ihn an und fragt ihn mit Ernst: „was bringst du?“ — „Mich selbst, Herr Vater,“ sagt der Knabe unverzagt. Und da hebt Herr Wolfram die Hände

gen Himmel und die Augen und spricht einfältiglich: „so dank' ich dir, heiliger Gott, daß du mir alten Mann noch ein solches Zeichen gibst, wie du es meinst mit denen von Ruhneck, und daß du mich solche Freude erleben läßest an meinem Kinde und ist doch noch so jung! Ich seh's wohl und freu mich deß — Ruhneck ist noch oben!" Und als er so geredet, winkt er den Knaben an seine Seite, spricht mildiglich mit ihm, zeigt ihn auch den Herren und Freunden, so mit ihm, als seinen liebsten Sohn. Und zogen also fürder bis auf einen Ort, der heißt Schrozberg und ist Hohenlohisch. Da hielten sie an und harrten des Markgrafen." —

Der Vorleser schwieg und erhob das glänzende Auge von den Blättern der Chronik mit einem fragenden Blick.

Der ältere Herr hatte inzwischen schon seit einer ganzen Weile seinen Gang durch das Gemach beendet und lehnte nun, dem Jüngling gegenüber, am Tisch, während seine dunklen stolzen Augen gedankenvoll auf dem andern jungen Manne ruhten, welcher noch immer von Zeit zu Zeit die Blöcke im Kamin hin und her und zusammenschob, daß helle Funkengarben bis in den Rauchfang emporstäubten.

„„Nun sollst du es aber wissen?"" sprach der Herr jetzt plötzlich im ernsten, recitirenden Ton, wie er zu den alten Worten paßte, die er wiederholte, „„der du nach hundert und wieder hundert Jahren dieses liesest, und sollst es aufbewahren in getreuem Herzen, was ich dir sagen will von dem Rüdiger, der war ein Knab' und noch nicht fünfzehn Jahr'."" — Ja, Ulrich, ja, es ist genug," unter-

brach er sich dann, als bemerke er erst jetzt den fragenden Blick des Jünglings. „Ich danke dir, mein Kind, daß du mich die lieben alten Worte und die unvergeßliche That des wackern Knaben wieder einmal vernehmen ließest. Wollte Gott — nun, was gibt's denn zum Kukuk?“ unterbrach er sich nochmals und schaute zürnend auf und sich um, denn in diesem Augenblick flog das Schüreisen klirrend in die Ecke, der Stuhl wurde heftig zurückgestoßen, und der junge Mann stürzte mit einem dumpfen Laut an den Andern vorüber, der Thür zu und warf sie hinter sich ins Schloß.

Das war so schnell, schneller als man's zu schildern vermag, geschehn, daß es schon durch diese Schnelle und Plötzlichkeit die Anwesenden erschreckt hatte. Die junge Dame war von ihrer Arbeit, Ulrich von der Chronik aufgefahren, und beide warfen nun bald einander, bald dem älteren Manne scheue Blicke zu. Der letztere aber faltete jetzt die Arme wieder über die Brust, und indem er das Haupt den Andern langsam zuwandte, sprach er mit einem leisen Zucken um den Mund: „nicht einmal vor Worten hält er Stand! — Aber ich seh's schon, ich muß demnächst einmal ernster mit ihm reden, denn dies ist nicht länger zu dulden. Mein Vater war über neunzig Jahr', da er starb, und wir Kinder schon alle bejahrte Leute, aber hätt' es einer von uns noch am letzten Tage seines Lebens gewagt, eine solche Scene vor seinen Augen aufzuführen, ich glaube, am letzten Tage seines Lebens hätt' er ihn von der Ruhneck hinausgestoßen ins wohlverdiente Elend.“ So redete er

heftiger und heftiger werdend und schritt dabei mit schweren Tritten das Gemach hinauf und hinab. Dann, wie von einem plötzlichen Entschluß erfaßt, brach er seinen Gang kurz ab und verließ gleichfalls das Zimmer. Die beiden jungen Leute blieben allein, beide mit gesenkten Blicken.

„Ich weiß nicht mehr, wohin das führen soll," bemerkte Ulrich nach einer langen Pause mit gedämpfter Stimme und ließ die Blätter der Chronik durch die Finger gleiten, daß sie leise rauschten; „wenn es in dieser Weise schlimmer von Tag zu Tage wird und beide so fortfahren wollen —"

„Du vertheidigst Eckhard?" fiel sie ihm ins Wort, ohne von der Arbeit aufzusehn.

„Gewiß, Beatrix!" erwiderte er lebhaft. „Jeder Mensch hat am Ende das Recht, seinen Stand zu wählen und seinem Beruf zu folgen. Es ist zwar ganz schön mit dem Familien-Herkommen und solchen alten Ueberlieferungen, wie sie bei euch gang und gebe sind, allein zum baren unverständigen Zwang müssen sie nicht werden und am wenigsten bei einem Menschen, in welchem nichts für sie spricht. Weßhalb sollte Eckhard nicht ebensogut sein Glück daheim suchen als im Felde? Ich verstehe deinen Vater nicht, Beatrix. Es ist sein letzter Sohn, und der Tod kennt die Ruhneck und bevorzugt sie, wie es scheint, ganz besonders."

Sie sah noch immer nicht auf, aber ihre feinen Finger zupften mit einer gewissen Heftigkeit die Fäden aus dem dünnen Gewebe, und mit einer Härte, die sicher niemand in dieser, wenn auch ernsten und hohen, doch noch jugend-

lich zarten und schlanken Gestalt, hinter der stolzen, ruhigen Schönheit ihrer klassisch rein geschnittenen Züge gesucht hätte, versetzte sie nur kurz: „besser todt mit Ehren, als am Leben mit Unehre.“

„Beatrix!“ rief er fast heftig, und die Braue über dem gesunden Auge zog sich finster herab, und die schwarze Binde über dem andern bewegte sich, „Beatrix, versündige dich nicht! Es ist dein einziger Bruder, der letzte seines Stammes und die einzige Hoffnung desselben! Er hat keine Neigung Soldat zu werden, wie es die Seinen sonst pflegen, und will lieber den Künsten des Friedens, seinem großen Besitz und seinen Unterthanen leben, und du redest von Unehre? Dein eigener Vater —“

„Der Vater wäre nie daheim geblieben, wenn er es aushalten könnte, längere Zeit zu Pferd zu sitzen,“ fiel sie ihm herb ins Wort.

„Das glaubst du jetzt, das meint und sagt er selbst vielleicht,“ sprach er wieder ruhiger. „Allein es fragte sich noch, was er gethan, wenn er den schweren Schaden nicht hätte. Die Ueberlegung ist wenigstens leicht anzustellen, daß ein solcher Besitz kaum des Herrn, ein Heer aber gar wohl eines einzelnen, auch noch so tüchtigen Mannes entbehren kann. Der Einzelne nützt da wenig, auf den kommt's nicht an.“

Sie arbeitete hastig fort und sah noch immer nicht auf. „Das wäre schlimm, wenn alle so denken wollten,“ sagte sie nach einer Pause, „da würden aus dem Einzelnen viele und sie fehlten. Aber Gottlob, so habt ihr alle auch

nicht gedacht, nicht mein Onkel, nicht meine Brüder, nicht du, nicht dein Bruder Eberhard — nur allein Eckhard, er, den ich meinen —"

„Beatrix!" unterbrach er sie wiederum heftig und diesmal klang aus seiner Stimme ein ernstliches Zürnen. „Halt ein, sag' ich dir, und denke daran, es ist dein einziger Bruder! Schäme dich! Ich gebe zu, er nimmt sich in dieser Sache nicht recht, diese Gereiztheit und Empfindlichkeit muß ihm, dem Vater gegenüber, nur schaden und läßt ihn auch seiner Stellung vergessen. Allein wie euer Vater nun einmal ist, find' ich auch viel, was Eckhard entschuldigt. Dies ewige Mäkeln und Andeuten, dies ewige Anzapfen, deutsch heraus gesagt, muß ihn zur Verzweiflung bringen. Und beim Zeus, hätt' ich gewußt, was kommen würde, dein Vater hätte mich nicht zum Vorlesen dieser dummen alten Geschichten gebracht. Ich kenne Eckhard," setzte er hinzu und stand erregt auf, „ich kenne ihn fast seit fünfzehn Jahren, wie ihn keiner von euch kennt. Es war von jeher ein fröhlicher Bursch', der vor nichts zurückschrack, waghalsiger und tollkühner als ich und hundert Andere. Er hatte das Herz auf dem rechten Fleck, wenn er auch nicht Soldat ist und nun einmal keiner werden mag. Und so etwas verliert sich in ein paar Jahren nicht, kann ich dir sagen, Beatrix. Das soll mir keiner einbilden. Laßt mich nur erst wieder mehr mit ihm zusammen sein und quält ihn nicht so unmenschlich, da wird er euch schon beweisen, daß er auch daheim ein Ruhnecker ist, so gut wie einer."

Jetzt hatte sie ihre Hände sinken lassen und ihre Augen

zu ihm erhoben, wie er so heftig sprach und so überzeugt, und sie folgte ihm mit dem Blick, als er bei den letzten Worten von seinem Platz um den Tisch herumkam und vor ihr stand und sie ernst anschaute. Ihre Wange wurde ein wenig roth, sie schlug auch die Augen wieder nieder, aber es stahl sich dennoch ein leises, leises Lächeln in ihr Gesicht und umspielte den kleinen Mund, und plötzlich stand sie auf, ging zu seinem frühern Platz, setzte sich und begann, nachdem sie eine kurze Weile in dem schweren Bande hin- und hergeblättert, mit ruhiger, aber heller Stimme zu lesen:

„So wurde der löbliche Bund des bäuerischen Aufruhrs Meister, und der Herr Truchseß hielt Land und Leute unter seiner gewaltigen Faust und machte das Wort der heiligen Schrift wahr, das da lautet: „ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen.“ Und war es so still im Land, als wär' all die Unruh' schon hundert Jahr' lang vorüber, und sah und hörte man nichts mehr, außer man kam ins Land hinaus, da erschaute man wohl das Getrümmer der festen Häuser, so das unsinnige Gesindlein gebrochen, und die Elenden, die Blinden und Krüppel schlichen auf den Straßen scheu und jammervoll und baten um Gotteswillen, sich ihrer Noth zu erbarmen. Mein gnädiger Herr, der Graf, war aber selbigen ganzen Sommer daheim, denn er mocht' nicht hinaus, dieweil er das Elend der armen Leute nicht sehn wollt', und auch nicht den Uebermuth derer, die jetzt wieder oben waren.“

Beatrix machte eine Pause und horchte auf den Ton einer scharf angezogenen Glocke, der durch das Windgebrause

hell zum Hause herüber kam. Auch Ulrich blickte gegen das Fenster, da aber draußen alles still blieb, wandte er sich zu der Gefährtin zurück, und auch sie senkte ihr Haupt wieder auf's Buch, um fortzufahren.

„Da kommt eines Morgens — 's war am Tag vor St. Egidien, wie ich's nie vergesse, mein gnädiger Herr, guckt zu mir in den Thurm und sagt: „laß die Schriften liegen, Hartmuth, und geh' als mit mir. Ich habe Botschaft von meinem lieben Herrn Georg von Frondsberg, mein Wolfram ist ihm gar werth, hält sich wie ein ächter Ruhneck und hat Ehre bei Hoch und Nieder. Wir wollen ein wenig in den Forst gehn und reden, denn ich hab' was im Sinn, das ich nur dir allein sagen mag.“ So nahm ich mein Barettlein, und wir gingen. Der Herr aber redete mit mir, was ich auch hier nicht sagen darf, außer daß es von den armen Leuten, deren ihn jammerte, und wir kamen die Mulde hinauf, immer am Bach entlang und bis zu der Stelle, wo es links zur Königstanne hingeht.

„Da rauscht' es in den Büschen, und da wir aufblickten, stand ein Aegyptisch Weib vor uns, schier schwarzbraun, und mit struppigem grauem Haar, und Augen so scharf, daß mir darob grauete, und fuhr ich zurück. Aber mein Herr Graf stand ruhig da und schaute die Vettel ernsthaft an und fragte: „was willst du, Weiblein?“ — „Ich? Nichts, Goldsohn,“ sagte sie; „komme von der Hinterburg und will als wieder zu meinen Kindern, die lagern drüben bei Scharfenberg, und wir wollen morgen weiter.“ — „Das rath' ich dir auch, Weiblein,“ meint der Herr Graf, „der Vogt dort

liebt eure Art nicht. Und so geh' mit Gott." — Aber sie ging nicht, sah ihn vielmehr so scharf an, daß mir wiederum ganz bange ward um den edlen Herrn, haschte auch nach seiner Hand und sprach: „ich seh' was in deinem Gesicht, Goldsohn, das ist was Großes. Reich' mir deine Hand, daß ich dir sage von dir und deinem Stamm." — Ich zupfte den Herrn am Wamms, daß er ihr einen Tritt gebe und ein Kreuz schlage, aber er lächelte nur und bot ihr die Hand dar und sagte: „so sprich, Weiblein."

„Da schaut' sie hinein eine lange Zeit und beachtete alle Lineamente, und endlich sah sie auf und den Grafen an, wie ehrfürchtig, und redete schnell: „ich hab's gewußt, du bist ein großer Herr, der Graf droben aus dem stolzen Haus, man heißt dich den Alten von Ruhneck, das Land gehört dir weit umher, und der böse Vogt zu Scharfenberg ist dein Diener. Er ist böse, aber du hast Erbarmen mit den armen Leuten, und sie danken's dir und keiner hat dich geschädigt. Du bist ein Kriegsmann von jungauf, schon als Knab bist du mit deinem Vater geritten und hast ihm Freude gemacht. Und Freude und Glück hast du selbst viel gehabt und sollst es haben, und dein Stamm nach dir. So lange die Ruhnecker des Schwerts nicht vergessen, werden sie gewaltig sein unter den Menschen, und ihr Haus wird ungebrochen stehn."

„Und wie sie das gesagt, wischte sie davon und war fort, ich weiß nicht wie. Herr Rüdiger aber schüttelte den Kopf und lachte und sprach: „das ist mir eine wohlfeile Kunst, den Leuten zu sagen, was das ganze Land von ihnen

weiß. Doch von meinem Stamm, das nehm' ich an, kann's mir auch wohl gefallen lassen. Denn daß ein Ruhnecker des Schwerts vergißt, das kommt nur, wenn die Welt zu Ende. Deß mag ich mich wohl getrösten. — Ruhneck oben!"

Sie hielt inne und erhob das schöne, durch die gebeugte Haltung leicht geröthete Gesicht zu ihm, der, wie vorhin der Alte, ihr gegenüber an den Tisch getreten war, sich jedoch auch behaglich auf die Ecke desselben gesetzt hatte. „Siehst du es nun, Ulrich," sagte sie, „daß der Vater nicht so unrecht hat, außer sich über Eckhards Treiben zu sein? Es ist ja nicht allein, daß er nicht Soldat werden will, nein, dies ist um vieles drohender und schlimmer in des Vaters Auge als je ein noch so bitterer Vorwurf über sein Daheimbleiben sein könnte! Den hat er nur selber zu tragen, hier aber muß sein ganzer Stamm mit ihm und durch ihn leiden." —

Er sah sie lächelnd und zugleich kopfschüttelnd an. „Ich verstehe dich nicht, Mädchen," meinte er.

„Nun, bei Gott, die Prophezeiung ist doch deutlich genug! So lange die Ruhnecker des Schwerts nicht vergessen, werden sie —"

„Nun, bei Gott," unterbrach er sie wieder mit schelmischem Lächeln, „ich weiß nur, daß die Prophezeiung falsch ist. Denn die Ruhnecker sind ja meistens durch's Schwert umgekommen, wie dir wohl bekannt. Euer Haus steht freilich noch."

„Spotte nicht!" rief sie erregt. „Bei uns kommst du

mit deinem Unglauben nicht weit! Der Vater glaubt so fest an diese Worte, wie alle seine Vorfahren —"

„Und du, Beatrix? Glaubst du auch, daß ein dummes altes Weib mehr von der Zukunft zu sagen vermag, als die klügsten Köpfe aller Völker und Zeiten — das heißt: mehr als nichts?"

In diesem Augenblick wurde die Thür ziemlich rasch geöffnet, der Graf kam in ungewohnter Eile herein und zu den beiden jungen Leuten an den Tisch. Er hielt Papiere in der Hand.

„Das ist eine Nachricht," rief er, „von der ich nicht weiß, soll man sich mehr über sie freuen oder ärgern! Mein Bruder schreibt, daß er kommt, sobald er Urlaub erhalten. — Kinder, Friedrich ist Sieger, aber der Sieg ist mir nicht groß genug nach all diesen Opfern, für einen solchen Mann, dessen Name heller strahlt als alle Gestirne des Himmels. Die Friedensnachricht von neulich zeigt sich wirklich als wahr. Der Friede ist am Fünfzehnten des Februarmonats zu Hubertsburg abgeschlossen worden."

III.

Auf neutralem Boden.

„Das ist übrigens eine schöne Geschichte!" sprach Ulrich am folgenden Morgen halb ärgerlich, halb lachend zu Bea-

trix, mit der er wieder in dem schon beschriebenen großen Zimmer, diesmal aber an einem der hohen Fenster weilte. „Zwei volle Tage, einen Abend und einen Morgen in Ruhneck und noch nicht im ‚Steinhause‘ gewesen, ja der Wahrheit gemäß, noch nicht einmal an das alte warme Nest gedacht — das ist mehr als zu begreifen, und verdient wirklich Strafe! Die beiden Alten werden es mir aber auch nicht schenken, weiß ich.“

„Aber in der That, Ulrich, auch ich versteh' es nicht,“ entgegnete sie und schaute von ihrer Arbeit, einer großen Stickerei, auf. „Sonst stecktest du doch schier Tag und Nacht dort, und jetzt — hast du denn ein so treuloses Herz?“

„Treuloses Herz?“ wiederholte er im neckenden Ton und erwiderte ihren freundlichen Blick mit einem gar glänzenden und heiteren. „Und das wagst du mich zu fragen? Fünf Jahre, fast auf Tag und Stunde, bin ich fern von euch gewesen und habe so gut wie nichts von euch gesehn oder gehört, und da ich zurückkomme — schwebt und taumelt der arme Schmetterling gleich wieder in der alten Weise um das verlockende Licht! Was war's denn anders, was mich die zwei Tage im Schloß hielt und an nichts außerdem denken ließ, als deine verführerischen, tief glänzenden Augen, Cousine?“ —

Sie wandte diese gepriesenen und in der That wundervoll großen und tiefen blauen Augen langsam zur Arbeit zurück und erröthete flüchtig, aber bis in den Nacken. „Rede keinen solchen Unsinn, Ulrich,“ sagte sie, die Nadel weiter

führend. „Du bist wirklich lange fortgewesen, sonst würdest du wissen, daß ich dergleichen gar nicht liebe.“

„Unsinn?“ fragte er zurück und lehnte sich leicht auf das Tischchen vor ihr in der Fensternische. „Seit wann heißt die Wahrheit Unsinn, Beatrix? Was ihr hier für neu- — oder ist's eine altmodische? — Phraseologie habt! Aber es hilft nicht — wahr bleibt wahr, deine Augen verzaubern mich, um so mehr, da ich nur noch eins habe, ihrem gefährlichen Blick Trotz zu bieten! Und mein werther Herr Bruder ist ein Glückskind ersten Ranges — fünfundzwanzig Jahre alt, Stammherr von Hohenengen, reich, wohlgebildet, kreuzgesund und glatt wie ein Fisch, Rittmeister im Regiment Lentulus, Liebling Sr. Majestät und der Grafen von Alt- und Neu-Ruhneck, und alleiniger Herr und Besitzer der zwei schönsten —“

„Nun gehst du aber den Augenblick, Narr!“ rief sie und warf das Köpfchen auf. Das Gesicht glühte, und die Augen blitzten, allein es war kein Lächeln darin und keine Heiterkeit über seinen Scherz, sondern ein sichtbarer, lebhafter Verdruß.

„Cousine!“ bat er dennoch in neckendem Ton.

„Geh!“ rief sie wieder fast heftig.

„Ich gehe ja schon, Grausame, Hartherzige!“ versetzte er lachend. „Ich muß mich nur zur Mama Rudhard flüchten. Denn wenn sie mich auch tüchtig auszankt, meint sie's doch gut mit mir und wird mich schon vor dir schützen, du böse, gefährliche Fee!“

Er eilte munter lachend davon und hinaus und sah

den Blick nicht, den das Mädchen ihm folgen und noch lange Zeit auf der Thür haften ließ, hinter der er verschwunden. Er war seltsam, dieser Blick — so tief, so träumerisch, so schwermüthig, und doch auch wieder leidenschaftlich und hingebungsvoll, wie er nur aus einem vollen, heißen Herzen emporsteigt, und wie er den, dem er gilt, wieder bis ins volle Herz hinein trifft und beseligt. Allein Ulrich sah den Blick nicht, der doch auch wohl nur dem Fernen gehörte, dessen Bild sein Scherz heraufbeschworen, und Beatrix — wußte sie überhaupt von dem, was in ihren Augen träumte?

Er eilte indessen fröhlich und sorglos den Corridor entlang, die Treppe hinab und drunten auf den Hof, wo mit Ausnahme der durch Kommende und Gehende getretenen Fußwege der Schnee in wellenförmigen, blendend weißen Massen lag. Der Sturm hatte sich gegen Morgen gelegt, nun blitzte die Sonne vom scharf blauen Himmel, und der leichte Wind, der von Südost her über die ‚Mulde‘ daher kam, brachte eine schneidende Kälte. Ulrich schüttelte sich und trabte händereibend über den weiten Hof dem würfelförmigen Gebäude zu, welches am Thore liegend, den Eingang beherrschte und, wie wir schon zu Anfang dieser Geschichte berichteten, zwischen sich und dem gegenüber liegenden ähnlichen Hause nur einen Pfad offen ließ, der nicht breiter war als das durch die dicke Mauer gewölbte Thor selbst. Es war ein sehr fester Bau und hieß darum auch ‚das Steinhaus‘. Da öffnete er die schwere, mit großen Nägeln beschlagene Thür, trat in den fast dunklen kleinen Flur und dann in das gleichfalls nur dämmerhelle Zimmer rechts,

dessen behagliche Wärme dem jungen Manne ein höchst zufrieden klingendes lautes „Ah!“ entlockte.

„Na, das gesteh' ich, das ist ein Besuch, den wir nicht erhofft, nicht wahr, Alte?“ sprach der bejahrte Mann, der sich aus dem eichenen Lehnstuhl zu seiner vollen, noch ungebeugten Größe erhob, zu der anscheinend noch älteren Frau, welche in einem ähnlichen, mit Kissen ausgelegten Stuhl nicht fern vom Fenster saß und ein dunkelbraunes Spinnrad in Bewegung erhielt, dasselbe aber nun zurückschob und sich jetzt gleichfalls, wenn auch nur halb und mühsam, aufrichtete. „Herr Graf Ulrich —!“

Aber weiter brachte er seine einigermaßen empfindlich betonte Rede nicht, denn der Graf war schon neben ihm, schüttelte seine Hand, sprang dann zur Alten, um deren Rechte herzlich in beide Hände zu fassen und rief heiter: „da bin ich, ihr alten Freunde! Und nun zankt, wie ihr Lust habt, aber spielt mir nicht die Empfindlichen! Ihr könnt's euch selber sagen, daß ich bisher drüben im Schloß genug zu erzählen und noch mehr zu hören hatte.“

„Das ist leider Gott's richtig,“ sprach der schnell versöhnte Alte. „Es ist ein Kreuz da drüben! Na, gebt mir die Hand, Graf Ulrich, und seid von Herzen willkommen auf der Ruhneck!“

Und die Frau, die den jungen Mann bisher schweigend angesehn, erhob jetzt die kleine runzlige Hand zu den Augen, um eine aufsteigende Thräne wegzuwischen, und sagte tief bewegt und zärtlich: „ach das liebe, arme Herz, wie haben

die bösen Menschen ihm draußen mitgespielt! Ich werde dich nie ansehn können, ohne zu weinen, du armes Kind!"

„Na, Mutter, zum Dutzen ist er nun doch wohl zu alt," meinte der Mann leise lächelnd.

Aber Ulrich unterbrach ihn rasch und sprach, indem er beide Arme um die kleine alte Frau legte: „hört, Herr Benedictus Rudhard, wenn Ihr solche Worte redet, kommt das Erzürntsein an mich und ich versteh's gründlich, kann ich Euch versichern. Was habt Ihr Euch überhaupt in meines Mütterleins und meine Angelegenheiten zu mischen, Ihr großer alter Mensch?" Und indem er die Frau fest an sich drückte, senkte er den Kopf zu ihr nieder und küßte zärtlich ihre Stirn, und setzte heiter hinzu: „so, Herr Benedict, so stehn wir; werdet eifersüchtig, wenn Ihr wollt, wir fragen wenig darnach. Und nun, ihr alten Lieben, laßt uns sitzen und plaudern. Gott segne euch beide, daß ihr den wilden Burschen so treu im Herzen behalten."

„Wenn ich nur nicht immer die schwarze Binde sehn müßte!" sagte die Frau und schüttelte wehmüthig den Kopf. „Ich muß stets an das arme todte Aug' dahinter denken! Gott im Himmel, wie gehn deine Menschen mit einander um!"

„Laßt es nur gut sein, Mütterchen," erwiderte er heiter und zog sich einen Stuhl heran; „ich hab' auch ausgetheilt, könnt Ihr glauben. Und im Uebrigen ist's nun, da ich die lange Krankheit überstanden, gar nicht so arg. Ich sehe mit dem einen Aug' nur um so besser, so gut wie mit drei."

„Ja, und krank bist du ja auch gewesen, so lange Zeit, in dem armseligen Nest, wie der Herr Graf uns erzählte,“ klagte sie wieder, ohne ihre Augen von seinem Gesicht zu wenden, während ihr Fuß schon unwillkürlich nach dem Trittbrett des Rades austrat. „Du siehst auch noch kümmerlich genug aus.“

„Das bildest du dir nur ein, Alte,“ schob der Mann dazwischen, der sich inzwischen gleichfalls gesetzt. „Ich sehe nichts, als daß er nicht mehr der dicke Junge ist, der uns vor fünf Jahren verließ.“

„Und ich selbst fühle nichts davon,“ setzte Ulrich fröhlich hinzu. „Die Reise und die Heimatsluft haben mich völlig gesund gemacht, und was noch fehlt, werdet ihr beide wieder herauspflegen, denn ich bleibe für's erste hier.“

So redeten sie noch eine ganze Weile fort, und die alte Frau war schier unersättlich von den einzelnen Erlebnissen ihres Lieblings zu hören, der als Mündel des Grafen auf Ruhneck erwachsen war, bis er im siebzehnten Jahre zur Armee des großen Friedrich ging und die letzten blutigen Zeiten des siebenjährigen Krieges tapfer mitkämpfte. Er hatte sich unter den Augen des Königs selber mehr als einmal rühmlich hervorgethan, war bereits Lieutenant geworden, was damals nicht so schnell ging, wie zu unserer Zeit, und hatte die brillanteste Carriere vor sich, als er in der letzten Schlacht des Krieges, bei Friedberg, die furchtbare Wunde erhielt, die ihn das Auge kostete und für ein paar Monate auf's Krankenlager warf.

„Ja,“ sprach die Frau endlich kopfschüttelnd, „du hast

es wohl schon weit gebracht, Ulrich, und eigentlich will sich's, wie ich jetzt meinem Alten nachfühle, kaum noch schicken, daß ich dich Du—"

„Fangt Ihr nun auch noch an, Mütterchen?" fiel er ihr mit komischem Zürnen ins Wort. „Was, beim Zeus, spuken in euch Beiden für Thorheiten? Bin ich nicht von meinem siebten Jahre an bei euch daheim und mehr unter euren Augen groß geworden, als unter denen meines gestrengen Herrn Vormundes? Wie solltet ihr denn da zu so hochvornehmen Anreden kommen, zumal ich gerade derselbe Ulrich bin, der ich stets gewesen?"

„Ja, Gott weiß, daß du noch dasselbe liebe Herz bist," meinte sie, innig zu ihm hinübernickend. „Aber was ich sagen wollte — solcher Ruhm ist schon recht und mag schön sein und verlockend, aber für jedermann ist er nicht. Es ist zu viel Blut und Unmenschlichkeit dabei. Und was auch die Andern sagen mögen — ich verdenk' es unserm Eckhard nicht, daß er mit dem wilden Handwerk nichts zu thun haben mag. Schüttle nur den Kopf, Alter," fügte sie gegen den mißbilligend dreinschauenden Gatten gewendet hinzu, „ich sprech' es hier so gut aus, wie immer und wie vor dem Herrn selber: grade Graf Rüdiger selbst beweist's uns, daß man auch daheim was vor sich bringen kann und sich auch mit dem Friedenswerk einen Ruhm und guten Namen macht. Man kennt weit und breit keinen bessern Herrn als den unsern, und den Ruf hat er sich nicht von seinen paar Soldatenjahren heimgebracht, sondern durch sein langes friedliches Leben und Treiben auf der Ruhneck erlangt."

„Na, Gott sei Dank, ist's nun wieder einmal heraus?" fragte Herr Benedict mit grämlichem Spott. „Ihr müßt nämlich wissen, Graf Ulrich," setzte er hinzu, „es ist mit der Alten noch grade wie vordem — sie gibt keine Ruhe, bis sie heraus hat, was so nach und nach sich in ihr zusammengebraut, mag's passen oder nicht."

„Laßt mir mein Mütterchen zufrieden," meinte Ulrich gutgelaunt. „Sie weiß schon, was sie zu thun hat und zu sprechen. Und was sie eben sagte — darin stimm' ich ganz und gar mit ihr überein."

„Na, Gott sei Dank," sagte Benedict wieder im früheren Ton, „nun ist's vollends recht, Alte, da du solche Hülfe kriegst! Nun kann ich wohl aufpacken und muß mich salviren! Möchte einzig nur noch wissen, was denn neuerdings dein Herz so voll gemacht hat, daß es partout überlaufen mußte?"

„Ei, was wird's sein!" rief der Graf dazwischen. „Da bin ich nun gekommen und habe sie weich gemacht, und natürlich redet sie mir zuerst von dem, was uns allen so nahe liegt und mir doch im Ganzen noch durchaus unklar ist. Das ist begreiflich, mein' ich."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Halb ist's richtig," sagte sie, „halb aber auch nicht. Du weißt, wie ich an dem jungen Herrn hänge, den ich ebensogut aufgezogen habe wie dich, wie seine Brüder, seinen Vater und Onkel, ja mehr, denn der arme Schelm war ja noch nicht fünf Jahre alt, wie unsere liebe Gräfin starb. Der liebe Gott hat mir nie eigene Kinder gegeben," sprach sie weiter; „aber

ich habe sie auch nie entbehrt, die jungen Herrschaften traten für sie ein, und auch du, Herzenskind. So muß ich denn wohl an euch theil nehmen, und nun gar an dem Eckhard, der ja schier täglich bei mir aus und ein geht, den ich noch sehe als Kind, wie er so jauchzend glücklich war, und hernach, da er heranwuchs, ein so schöner, stolzer, warmer Junge, wie das Herz eines Vaters ihn nur wünschen kann! Dann ging er fort zur Universität und auf die Reise, aber als er vor einem Jahr zurückkehrte, war es noch ganz das alte Herz und Gemüth; aber nun — wie ist's so anders! Sie quälen mir das Kind — sündlich quälen sie's, nicht wie einen verständigen, freien Menschen! Dem letzten Hörigen läßt der Rüdiger mehr freien Willen, als dem eigenen Sohn. Und wenn ich ihn ansehe, wie er so bleich aussieht und so hager, mit so scharfen finsteren Zügen, so thut mir das Herz weh, und ich kann's nicht verwinden."

„So denke ich mir denn, daß er auch heut Morgen hier war," bemerkte Benedict nach einer Pause, da auch ihn die ernsten warmen Worte seiner Frau keineswegs kalt gelassen. „Mir war's vorhin, als sähe ich ihn über den Waffenhof streichen. Hat's was Neues gegeben?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete sie traurig: „er redet ja zu mir nie von diesen Dingen, obschon es ihm recht gut bekannt, daß ich die Einzige bin, die es wirklich mit ihm hält, und daß ich bei Gelegenheit ihm doch nützen kann und will. Der Rüdiger hört schon noch auf mich, wenn ich ihm etwas sage. Und der arme Junge muß sich

so gern aussprechen wollen, mein' ich, mehr als je. — Hat er mit dir nicht geredet, Ulrich?"

„Nein, leider nein, Mütterchen!" antwortete dieser achselzuckend. „Ihr könnt wohl denken, daß mich mein Vormund und Beatrix in den zwei Tagen wenig frei gelassen, und Ihr sagt ja selber, daß Eckhard schweigsam ist — ich möcht' es verbittert heißen. Wo wir uns einmal allein trafen, wich er mir aus. Doch, hoffe ich, wird sich das nun wohl finden, wo ich zur Ruhe komme, und es soll an mir nicht fehlen, denn ich denke im Ganzen genau wie Ihr und habe schon gestern Abend der Beatrix meine Meinung gesagt über diese unseligen Zwistigkeiten. Ich fürchte nur, wenn der General kommt und mein Bruder, wird's nicht besser, sondern schlimmer werden. Die kennen in dergleichen schwerlich irgend eine Schonung und verstehn sicher Eckhards Weise noch weniger als Vater und Schwester."

„Die kommen?" fragte die Frau gedankenvoll.

„Ja, Mütterchen," versetzte Ulrich. „Es ist ja gestern Abend noch ein Bote angelangt, der einen Brief des Generals gebracht hat. Er schreibt, daß der Friede wirklich abgeschlossen ist —"

„Nicht möglich!" unterbrach sie ihn verwundert. „Sollten die Menschen doch noch einmal wieder zur Vernunft gekommen sein?"

„Es ist richtig," erwiderte der junge Mann lächelnd; „wer nicht dabei war, konnte allerdings nachgrade glauben, daß es nie wieder Ruhe geben würde, aber in der Armee

sind sicher wenige, die mit diesem Friedensschluß zufrieden sind. Mein Bruder freilich —"

„Ja, Graf Eberhard wird schon mit Freuden den bunten Rock ausziehn," sagte sie rasch, indem sie ihre Augen mit einem ernsten Blick zu Ulrichs offenem Gesicht erhob. „Es ist ja bestimmt, daß die Hochzeit werden soll, sowie wieder Ruhe ist und er seinen Abschied hat. Nun hat's also keinen Anstand mehr. Nahm die Beatrix seinen Brief fröhlich auf?"

Ulrich schüttelte leise den Kopf. „Es war kein Brief von ihm dabei," entgegnete er befangen. „Erfuhr er von des Generals Schreiben nicht, oder hatte er eine Sendung, die ihn entfernt hielt, oder hat er etwas Anderes vor — ich weiß es nicht. Geschrieben hat er schon seit sechs Wochen nicht, höre ich, und von seinem baldigen Kommen noch gar nichts erwähnt. Ich kann es mir wirklich nicht anders denken," schloß er, „als daß er Beatrix überraschen will und mit dem General anlangen wird."

Die alte Frau sah ihn eine Weile nachdenklich an, aber sie sagte nichts.

„Der Graf redete auch mir heut Morgen davon," bemerkte Benedict jetzt. „Und ich sage, ich freue mich auf die Herrschaften, auch für den Eckhard. Denn er ist zum Teufel doch ein Mann und wird auch was Anderes verstehn als den Kopf zu hängen. Den Beiden gegenüber gilt's, er kann seine Ansichten aussprechen und verfechten lernen und m u ß sich seiner Haut wehren. Das ist auch was werth."

„Ich freue mich auch für ihn,“ meinte die Frau wieder in der vorigen gedankenvollen Weise. „Es schiebt wenigstens die alten Gedanken und Pläne auf die Seite, wenn die Beiden da sind, mit denen man für's erste genug zu reden und zu verhandeln haben wird. Und wenn der Eckhard — ich meine den General — noch ist wie früher, so haben wir den für uns. Er hat sich sein Leben lang selbstständiger gehalten als sein Bruder. Denkst du noch daran, Benedict, als er damals — war's nicht anno 39 oder 40? — hier zu uns sagte: ihn hätte der Wille des Vaters nicht aus seiner Carriere und zur Heirath gebracht —?“

Die beiden Männer schwiegen, die Frau spann eifrig, und erst nach einer Weile bemerkte Ulrich: „Ihr deutetet ein paarmal darauf hin, daß Eckhard grade jetzt noch etwas Besonderes hätte, Mütterchen. Was ist das? Ich muß vor allen Dingen klar sehen, wenn ich irgendwie mich in diese Dinge hineinmischen soll. Nichts ist schlimmer bei Erörterungen, wie sie vielleicht zwischen meinem Vormund und mir vorkommen werden, als wenn man vom Andern mit irgend etwas Besonderem überrumpelt wird.“

„Da hast du sehr recht, Herzenskind,“ versetzte sie und ließ den Fuß ruhen; „ich kann dir aber nur Andeutungen geben; Bestimmtes weiß ich selbst nicht. Es scheint, der Rüdiger denkt auf eine Heirath für den Sohn —“

„Agnes!“ rief Benedict mahnend dazwischen.

„Laß mich ausreden, Alter,“ sprach sie lebhaft und wandte sich wieder gegen den gespannt lauschenden Ulrich.

„Bei der Baronin in Greiffensee ist seit einigen Monaten eine Verwandte, Antoinette heißt sie und ist eine Geborene von Neustädt, also aus gutem Hause und sehr reich, eine hübsche und lustige junge Dame. Die ist's."

„Hat dir der Graf etwa davon gesagt?" fragte Benedict ziemlich heftig. „Solch Schwatzen, Rathen und Spioniren —"

„Laß du mich nur gehn, ich will schon vertreten, was ich thue und sage," unterbrach sie ihn. „Rüdiger hat mir nichts gesagt, aber die Baronin deutete auf einen solchen Plan hin, wie sie vor Weihnachten hier war, und deren Pläne, wißt ihr, bleiben nicht bei ihr, sondern kommen bald an den Mann, den sie betreffen. Ich weiß es aber auch von der Beatrix und sonst. Kurz und gut, so ist's, und das macht dem armen Jungen das Herz noch schwerer, denn er will nicht und — glaub' ich —" setzte sie zögernd hinzu, — „er kann jetzt auch nicht."

„Dein Kopf ist heut wie eine Kaninchenhecke, Alte," meinte Benedict ärgerlich lachend, „es reißt nicht ab mit Jungen — Einfällen, wollt' ich sagen, und einer ist immer bunter als der andere. Was um Gotteswillen hast du nun wieder herausgebracht?"

Frau Agnes zog die Brauen zusammen. „Hör'," sagte sie wirklich heftig, „wenn du deine schlechten Späße machen willst, wo es mir todesernst zu Muth, da magst du dich lieber davon machen in deine Ställe oder auf die Bahn, oder wohin du begehrst, aber mich laß aus, Alter."

„Aergert Euch nicht, Mütterchen, sondern fahrt fort,"

schob Ulrich halb ungeduldig, halb ergötzt durch den Zank der alten Leute ein.

„Ei wie werd' ich denn vor dem — Heiden da noch viel reden!" meinte sie verdrießlich und spann so hastig, daß der Faden riß.

„Thut so, als wär' er nicht da, der Heide," sagte der Graf lachend. „Was geht er uns beide an?"

„Hast recht, Herzenskind. Ich kümmere mich auch nicht um ihn und sein Gerede. Ja, ich sage, so ist's, und Eckhard will und kann nicht darauf eingehn, weil — weil er — verliebt ist."

„Verliebt!" Ulrich schüttelte lachend den Kopf.

Benedict aber sprang auf, und nach der Pudelmütze langend, rief er: „nun wird's mir zu bunt und ich salvire mich! Viel Vergnügen, Graf Ulrich, und glaubt nicht zu viel!" Damit verließ er das Gemach und ging gleich darauf draußen am Fenster vorüber, den Ställen zu.

„Mütterchen," fing der Graf nach einer Weile wieder ernster an, „Ihr müßt mir meines Zweifelns wegen nicht zürnen, denn die Idee, daß Eckhard, grade Eckhard verliebt, und zwar so verliebt sei, um deßwegen eine andere Heirath auszuschlagen, ist wirklich possirlich!"

Frau Rudhard schüttelte, selbst lächelnd, den Kopf. „Ich zürne dir nicht," sprach sie wieder freundlich. „Hab' ich doch selber, als ich zuerst darauf kam, mich ausgelacht und nachher, da es nicht zu leugnen, kaum meinen eigenen Sinnen trauen wollen. Es ist jedoch richtig, sage ich dir."

„Aber um Gotteswillen, wer ist denn diese Zauberin?"

rief er lustig. „Hat er sie auf der Reise kennen lernen? Hier herum weiß ich doch keine Seele, die einen solchen Eindruck machen könnte! Oder —" und er wurde plötzlich ernst, fast finster — „hat er sich — vergessen, Mutter? Das wäre allerdings —"

„Nicht doch, das nicht," unterbrach sie ihn leise redend, „wenigstens nicht, wie du es meinst. Aber sagen kann ich dir nichts mehr," fuhr sie ernsthaft fort. „Es ist nicht mein Geheimniß und, was mein Alter auch sagen mag, ich habe in meinen Reden stets noch einen Unterschied zu machen gewußt, selbst gegen jemand, den ich so lieb habe wie dich."

„Aber Mütterchen!" bat er gleichfalls völlig ernst. „Traut Ihr mir nicht?"

„Trauen? O ja, Herzenskind, aber dies kann ich dir nicht sagen. Ich irre mich auch vielleicht. Thue deine Augen und Ohren selber auf. Vielleicht redet auch Eckhard dir davon, wenn ihr wieder mehr zusammen. Ich wünschte es für den armen Jungen."

Er stand auf und ging nachdenklich im Zimmer umher. „Ihr könnt mir doch wenigstens sagen, ob sie von Stande," sagte er nach einer Weile, vor ihr stehen bleibend.

„Sie ist von gutem Stande, höre ich," antwortete sie ausweichend.

„Und wo lernte er sie kennen? Hattet ihr denn Besuch? War er kürzlich verreist? Denn kürzlich, sagtet Ihr, sei dies doch erst gekommen."

„Ja, Kind, so sagte ich. Und verreist war er nur

auf kurze Zeit nach Greiffensee, weil die Tante ihn einlud und der Vater es wollte. Nun aber kein Wort mehr. Ich habe schon zu viel gesagt, fürcht' ich. Sei vorsichtig, Ulrich, und rede zu keinem Menschen hiervon, bevor du Eckhard darüber gehört. Es könnte für den armen Jungen ein ernstes Unglück werden." Sie hatte so ernst und fast traurig gesprochen, daß der junge Mann immer nachdenklicher wurde und kein Auge von dem faltenreichen, gutmüthigen Gesicht der Frau verwendete. Erst da sie schon eine Weile geschwiegen hatte und wieder eifrig spann, drehte er sich um und ging im Zimmer hin und wider. Sie ließ ihn und unterbrach das Schweigen nicht.

„Kommt denn die Baronin Bergen jetzt häufiger hieher?" fragte er endlich. „Vordem wißt Ihr wohl, Mütterchen, haben wir jahrelang so gut wie keinen Verkehr mit Greiffensee gehabt, und ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich schon eine lange Zeit hier war, bevor ich überhaupt nur von der Tante etwas erfuhr."

Die Alte nickte. „Freilich," sagte sie, „so war's. Seit dem Unglück bei Kunersdorf aber, als die Nachricht von dem Tode der beiden armen Jungen kam und der Herr furchtbar betrübt war, ließ sie sich wieder sehn. Es mochte sich dabei doch wohl ihr Herz regen und sie einmal an die eigenen Kinder erinnern." —

Ulrich blieb überrascht stehn. „Eigene Kinder?" fragte er hastig. „Was sagt Ihr, Mütterchen? Hat denn die Baronin jemals Kinder gehabt? Davon hab' ich nie eine Silbe gehört. Im Gegentheil haben wir früher den Grafen

Rüdiger mehr als einmal beklagen hören, daß der prachtvolle Besitz der Schwester dereinst fast ganz aus der Familie kommen müsse."

Frau Rudhard nickte wieder still vor sich hin. „So ist's auch," versetzte sie gedämpft, „und ihr Jüngeren könnt nicht wissen, daß Kinder dagewesen, da zu eurer Zeit längst nicht mehr von ihnen die Rede. Sie sind wohl schon lange todt. Aber genug, mein Sohn," brach sie ab, „das ist eine so traurige Geschichte, daß ich davon nicht reden kann. Es ist am besten für alle Theile, daß sie noch vergessen bleibt."

Die Alte schwieg auf's neue, und Ulrich begann nach einigen gleichgültigen Worten, auf welche er nur kurze Antwort erhielt, an den Aufbruch zu denken, als der Klang einer Glocke laut durch den klaren Morgen daherkam und sein Adieu zurückhielt. „Schon Mittag?" rief er. „Unmöglich!"

„Nicht doch, das ist nicht die Mittagsglocke, sondern zeigt die Ankunft von Gästen an, Kind," versetzte sie, schob das Spinnrad zurück und trat, sich mühsam erhebend, vollends an's Fenster. „Sieh, der Melchior drüben steht ja schon im großen Rock am Thor. Wer mag das sein, der so zeitig aufgebrochen ist und die Wege passirt?" Sie öffnete das Fenster und fragte den Kastellan nach den Kommenden, erhielt aber von dem Manne nur ein Achselzucken zur Antwort, und zog den Kopf wieder ins Zimmer zurück.

Wenige Augenblicke nachher kam aus dem Thore eine Sänfte hervor, welche von zwei Pferden getragen wurde,

eine zweite und dritte folgten ihr. „Bei Gott — Damen!“ rief die Frau, neugierig durch die ziemlich abgethauten Scheiben blickend. „Es sind ja unsere Gastsänften aus dem Ort. Wer um Gotteswillen kann das sein, frage ich!“ Und gleich darauf fuhr sie auf, als wolle sie rasch vom Fenster zurückweichen, allein es war zu spät. Denn eine alte Dame, die sich aus der Fensteröffnung der Sänfte etwas hervorbeugte, hatte sie schon erblickt, und Ulrich vernahm ihren lauten freundlichen Zuruf: „grüß Gott, Agnes, wie geht's?“ — Frau Rudhard neigte leise das Haupt, und schaute dem vorbeieilenden Zuge starr nach. „Wenn man vom Wolfe spricht, kommt er,“ murmelte sie.

„War das die Baronin Bergen — die Tante?“ fragte Ulrich lebhaft. „Das Gesicht erinnerte mich —“

„Ja ja, sie ist's!“ unterbrach ihn Frau Rudhard und setzte sich schwer in den Stuhl zurück. „Geh hinein, mein Kind, sie würd' es dir übelnehmen, wenn du daheim und nicht beim Empfange bist. Achte auf alles, Ulrich, besonders auf den armen Eckhard! Das ist ein Ueberfall nach alter Art und bedeutet etwas, verlaß dich darauf! Wär's nur erst morgen!“ setzte sie seufzend hinzu, „daß ich weiß, ob's was Gutes gibt oder was Böses — Hedwig sieht sicher heut oder morgen bei mir ein, sie hätte mich sonst nicht angerufen. Aber was Gutes — ach lieber Gott, wo sollte das hier bei uns noch herkommen!“

IV.

Knospen.

„Richtig, richtig, mein Theurer! Wir sind auch schon gestern Abend arriviret und haben uns miserabel behelfen müssen," sagte die Baronin, welche mitten auf dem Flur neben ihrem Bruder stand, und schüttelte dabei seine Hand so kräftig, wie es sonst nur ein Mann zu thun pflegt. „Das ist ein detestables Nest, dies Ruhneck, und dieser Hotelier mit seinem „stolzen schwarzen Bären" wäre gradezu insupportable, wenn er nicht so — tout à fait ridicule wäre. Aber was thun, mein Theurer? Der Schloßweg ist ja kaum bei Tage zu passiren, geschweige denn bei — wer ist denn der?" unterbrach sie sich, da in diesem Augenblick Ulrich in die Thür trat und sich mit einer Verbeugung gegen die Gruppe junger Mädchen, welche plaudernd seitwärts standen, rasch näherte.

Der Graf winkte dem jungen Manne freundlich zu. „Komm her, Ulrich," sprach er. „Zeige meiner lieben Schwester einen jener Helden, die unter Friedrichs Führung den Angriffen der ganzen Welt Trotz boten, und wenn er es geheißen, den Erdball für ihn erobert hätten. Mein Mündel, liebe Hedwig, Graf Ulrich von Hohenengen, den du übrigens ja noch kennen mußt. Verließ er doch erst vor fünf Jahren unser Ruhneck."

„Natürlich, ich kenne ihn noch," versetzte sie, die ange-

nehme Erscheinung des Jünglings mit scharfem Blicke musternd, „aber ich glaube nicht, daß ich Sie erkannt hätte, mein lieber Graf, aus Kindern werden Leute und noch dazu oft hinter unserm Rücken," setzte sie mit einem leichten Lächeln hinzu, welches sonst in den strengen und harten Zügen ihres Gesichts nicht häufig daheim zu sein schien. „Ich erkenne den Heroismus an, von dem mein Bruder redet," fuhr sie, stets in der gleichen Weise sprechend, fort — langsam beinah und gemessen und dennoch in so unaufhörlichem Fluß, daß an eine Unterbrechung gar nicht zu denken — „ich achte diese Armee, die so Großes geleistet, ich bewundere das Genie des Fürsten an ihrer Spitze, aber ich für meine Person ziehe die Künste und die Helden des Friedens — es gibt auch solche — vor, die liebe ich."

Der Graf wandte sich, sichtbar unangenehm berührt, halb zur Seite und schaute nach der noch immer geöffneten Thür und auf den Hof, wo mehrere Diener mit dem Ausräumen eines eben angelangten, nur mit Gepäck beladenen Schlittens beschäftigt waren. „Aber es ist abscheulich kalt hier unten, Hedwig," bemerkte er. „Lasse uns doch endlich hinaufgehn. Du kannst ruhig sein, daß alles besorgt wird. Zum Ueberfluß kann ja auch die Jungfer dableiben — oder, wenn du willst, Beatrix —"

„Mein Theurer, was fällt dir ein?" fiel sie ihm ins Wort. „Du weißt, ich achte gern selber auf mein Reisegepäck. Und kalt sagst du? Ich fürchte doch nicht, Rüdiger, daß du dich jetzt noch zu verweichlichen beginnst, nachdem ich dich so hart erzogen? He, Justine, ist das der letzte

Carton? Gut also, achte darauf, daß alles richtig hinaufkommt! Und nun laßt uns gehn, meine Kinder!" Und indem sie ihren Arm in die Rechte des Bruders stützte, ging sie mit großen Schritten der Treppe zu und stieg hinauf, von den Uebrigen gefolgt.

Wär' sie jünger, so würde sie entschieden immer zwei Stufen statt einer nehmen, dachte Ulrich, innerlich belustigt. Es war ihm, als hätte er die alte Dame eben zum erstenmal im Leben erblickt, wenigstens waren ihm die Besonderheiten dieser Erscheinung früher entweder niemals aufgefallen oder seitdem seinem Gedächtniß gänzlich entschwunden. Er erinnerte sich nicht einmal mehr, ob sie sich früher auch schon so grade und straff gehalten, und noch weniger war ihm diese Größe erinnerlich, welche der des Bruders an ihrer Seite fast völlig gleichkam. Sie muß damals gebückter gewesen sein, dachte er. Den Begleiterinnen der Baronin hatte er bisher noch kaum einen Blick und keinen Gedanken geschenkt, obgleich eine von ihnen sicher jene Antoinette war, von der ihm Frau Rudhard erzählte, und die ihn Eckhards wegen auf das lebhafteste interessiren mußte. Jetzt war es auch zu spät, sie kennen zu lernen, denn man hatte oben einen langen, nur dämmerhellen Corridor durchmessen und stand vor der Thür zu den Zimmern der Gäste. Die alte Dame ging nach einem kurzen Nicken gegen die Zurückbleibenden mit den Ihren hinein.

„Dieser Besuch ist überraschend," bemerkte Ulrich, indem er mit dem Grafen Rüdiger den Corridor zurückschritt. „Ich

meine wenigstens nichts davon gehört zu haben, daß Sie die Frau Baronin erwarteten."

„Meine Schwester liebt solche Ueberfälle," erwiderte der Graf verstimmt, „obschon sie weiß, daß sie mir stets unbehaglich. Gewissermaßen aber kommt sie mir diesmal doch nicht unerwartet. Es ließ sich denken, daß der General auch an sie geschrieben, und da mußte sie freilich herüber zu uns. Solche Eile hätt' es allerdings nicht gehabt. — Wo der Eckhard sich nur wieder herumtreibt!" setzte er abbrechend und noch verdrießlicher hinzu. „Weiß Gott, der Junge ist ohne alles Geschick und läßt es überall an sich fehlen!"

„Lieber Vormund," sagte Ulrich, und sein Ton war wohl schärfer, als er es beabsichtigte und vermuthlich selber merkte, „hier muß ich Eckhard doch in Schutz nehmen. Er konnte noch weniger als Sie von diesem Besuch wissen und ist eben, wie wir alle morgens, seinem Gefallen nachgegangen."

„Nur daß dies Gefallen so weit von dem meinen abweicht," versetzte Graf Rüdiger finster. „Doch genug, mein Freund, wir müssen uns noch auf eine halbe Stunde trennen. Auf Wiedersehn beim Mittagsessen! Sei pünktlich, meine Schwester hält auf dergleichen." Und mit einer leichten Handbewegung wandte er sich seinem nahegelegenen Kabinet zu. —

Als Ulrich einige Zeit nachher in den Speisesaal trat, schritt durch eine Thür auf der andern Seite grade auch die Baronin herein, gefolgt von zwei jungen Damen.

„Ha, pünktlich wie ein Soldat! So lieb ich's!" rief

sie ihm sogleich entgegen. „Kommen Sie her, Graf Ulrich, Sie müssen uns doch alle kennen lernen.“ Und indem sie die ihr zunächst stehende Dame an die Hand faßte, fuhr sie launig fort: „Freifräulein Antoinett' von Neustädt, eine Dame von Meriten, wie Sie bald entdecken werden, die vor allem nachzuholen versucht, was sie in der Klosterstille verloren zu haben meint. Und hier Fräulein von Heydeck, ein liebes Kind, das die Freundlichkeit hat, uns beiden wilden Menschenkindern seine Zeit zu widmen und Frieden zwischen uns zu stiften.“ Wie sie so sprach, glitt aus ihrem dunklen stolzen Auge ein fast milder Blick über die schlanke, weiche Mädchengestalt an ihrer Seite. „Und nun, mein lieber Graf,“ schloß sie, „nun leben Sie mit uns, wie Sie können.“

„Womit es freilich übel genug aussehen wird — mit dem Können nämlich,“ bemerkte lustig das schöne Mädchen, welches als Fräulein von Neustädt genannt worden war. „Zwei von uns wenigstens —“

„Haben, deutsch gesprochen, eine Art Teufel im Leibe,“ setzte plötzlich eine andere Stimme ihre Rede fort, und als sie sich lachenden Augs umschaute, nahte sich Eckhard, der ohne von den Anwesenden bemerkt zu werden, das Gemach betreten hatte und so heiter daher kam, daß Ulrich überrascht, und Graf Rüdiger mit finsterem Erstaunen zu ihm hinüberblickte. „Seien Sie gegrüßt, Tantchen, seien Sie gegrüßt, meine Damen!“ sprach er munter weiter und küßte die Hand der Baronin, wie es schien, fast zärtlich, sein Gesicht strahlte, so zu sagen, von Lust und Gesundheit. „Verzeihen Sie mir mein Zuspätkommen, Tantchen! Ich habe mich aber

in der Mulde umhergetrieben und keine Ahnung von dem Besuch gehabt."

„Ich möchte aber zuerst die Fortsetzung Ihrer Rede hören," unterbrach ihn jetzt Antoinette, während die Baronin — mit ihrer großen, aber noch jetzt glatten und weißen Hand die Wange Eckhards leicht berührte und ihm ein: „immer der alte Träumer!" zurief. — „Zwei von uns haben also — nach Ihrem Ausdruck — den Teufel im Leibe, und die dritte, mein galanter Herr?" fragte Antoinette weiter.

Er sah mit lächelndem Blick auf Fräulein von Heydeck, welche mit gesenkten Augen und leise sich röthenden Wangen ein wenig zurückstand. „Ich weiß selbst nicht recht," sagte er zu Antoinetten zurückschauend. „Das Gegentheil, mein' ich fast —"

„Also einen Engel!" rief sie lustig. „Nun, Regine, bedanke dich! Wenn das nicht ein Kompliment ist, gibt es gar keins! — Aber Tante," fuhr sie gegen die Baronin gewendet fort, „wollen wir uns unser Theil gefallen lassen?"

„Du bist eine wilde Hummel," antwortete die Baronin gutgelaunt. „Nun aber zu Tisch! Rüdiger ist ungeduldig, merk' ich. Setze dich zu mir, Eckhard."

Der Graf sah die Schwester, welche den Einfällen und dem Plaudern der jungen Leute in einer ihm wenig bekannten Gelassenheit und sogar Theilnahme nachgab, mit stets wachsendem Erstaunen an und blickte ein paarmal auch zu dem auflebenden Sohne mit der gleichen Empfindung hinüber. Einstweilen jedoch mußte er auf jede Erklärung verzichten und sich damit begnügen, der Baronin die Hand

zu bieten, um sie zur Tafel zu führen. Die Andern folgten, und so glücklich hatte Eckhards, zum mindesten gesagt, seltsamer Eintritt gewirkt, daß die Stimmung aller belebter und heiterer war, als Ulrich nach den Erfahrungen der vergangenen Tage sie in dem alten Schlosse für möglich gehalten. Nachdem die Baronin über Eckhard bestimmt, hatte Ulrich Antoinettens Hand erbeten, und sie hatte dieselbe mit der Bemerkung in die seine gelegt: „ja, aber nur, wenn wir ganz unten am Tisch sitzen.“

„Weßhalb?“ fragte er halb erstaunt, halb ergötzt durch den fröhlichen Uebermuth, der aus jeder Bewegung, jeder Miene und jedem Wort des lebhaften Kindes brach.

„Weßhalb?“ wiederholte sie, „ei, daß Madame la baronne uns nicht bei jedem Worte hört und stört! Kann ich einmal plaudern, mag ich's gründlich. Und es ist schrecklich, wenn ein Dritter, Unbetheiligter, jedes Wort beachtet, bei Gelegenheit endlos hineinredet oder gar Erklärungen will.“

„Und so macht's die Baronin?“ fragte er neckend, während sie wirklich am untern Ende der für die wenigen Personen großen Tafel Platz nahmen.

„Sehr, mein Herr!“ erwiderte sie. „Aber ich seh's, Sie haben trefflich manöverirt. Schade um den Frieden! Ich wette, Sie wären ein großer General geworden.“ —

Ulrich lehnte sich lachend an seinen Stuhl zurück und überschaute die Tafel, überall war eine lebhafte Unterhaltung im Gange, und selbst Beatrix scherzte mit dem alten Rentmeister, der nach vielfachen Komplimenten und Umschweifen

seinen Platz zu dem ihren hinaufgerückt hatte. Droben redete die Baronin mit ihrem Bruder, der jetzt gleichfalls heiterer dreinschaute, während die Augen seiner Nachbarin von Zeit zu Zeit mit launigem Blick die kleine Runde überflogen und zuweilen freundlich auf dem Paare weilten, welches rechts von ihr die Seite des großen runden Tisches einnahm — auf Eckhard und Fräulein von Heydeck. Eckhard hatte sich vorübergebeugt und schnitzelte an seinem Brod, wobei er jedoch die Unterhaltung mit dem Mädchen anscheinend munter genug — sein Gesicht war in dieser Stellung vor Ulrich fast verborgen — fortführte. Die einzelnen Worte, welche von den Beiden hie und da hörbar wurden, waren wenigstens sicher nicht die Bruchstücke eines ernsten oder nur stockend geführten Gesprächs.

„Sie haben recht, der General könnte mir nicht gefehlt haben," beantwortete Ulrich nun die Scherzrede der heiteren Nachbarin, „ich bin dazu gemacht, wie ich glaube, und will Ihnen gleich noch einen Beweis geben. Ein rechter General legt sich vor allem auf Kundschaft, wie's ihm gegenüber und um ihn her steht. Er läßt sich besonders über das instruiren, was er noch nicht kennt und versteht, und so mach' ich's auch. Also, Fräulein von Neustädt, ist Fräulein von Heydeck auch eine Verwandte von Ihnen und der Baronin?"

„Lieber Gott, Herr Graf, betrachten Sie meine arme kleine Regine etwa gar als Feindin?" fragte sie lachend zurück.

„Weder als Feindin noch als Freundin, nur als eine

Erscheinung, die es uns wünschenswerth machen muß, mehr von ihr zu wissen."

„Richtig, Excellenz! Aber Sie fragen mich leider mehr als ich weiß. Es kann möglich sein, es ist mir sogar wahrscheinlich, daß Regine mit meiner Tante Neustädt so oder so verwandt gewesen, dann also auch mit mir. Allein es mag sehr weitläufig sein, und mit mir hat die Tante nie darüber geredet, weil sie gut genug wußte, daß ich weder Sinn, noch Gedächtniß für solche Dinge habe. Ich weiß nur Eins," fuhr sie fort, und das braune helle Auge streifte zu der, über welche sie redete, mit einem plötzlich fast innigen Blick hinüber, und auch ihre leise Stimme kam gleichsam grade aus dem Herzen, — „Regine ist Waise seit früher Jugend, und von den Schätzen dieser Welt ist ihr nichts zu Theil geworden, aber sie ist ein ‚königlich' Kind, wie ihr Name es sagt, Herr Graf, und muß in jedem herrschen, der sich ihr nähert. O, Sie glauben nicht, wie neidisch ich oft auf sie bin und wie zornig, daß man ihr nie und nirgends ähnlich werden kann, wie gern man's auch möchte."

Er fühlte sich um so bewegter, je weniger er eine solche Innigkeit bei dem fröhlichen Kinde hatte vermuthen können, und sein Auge ruhte freundlich auf ihrem erregten Gesicht, aus dem für den Moment jede Spur des köstlichen Uebermuths, der blitzenden Jugendlust verschwunden war. Doch bezwang er sich und sagte abbrechend und neckend: „so demüthig, Fräulein von Neustädt? Hat das die Klostererziehung verschuldet? Davon habe ich nun gar keinen

Begriff, und der Examinator kommt wieder und spricht: von diesem Klosterleben müssen Sie mir viel erzählen!"

„Wollen Sie etwa selber diese Carriere einschlagen, um die Feld- und Lagersünden abzubüßen?" fragte sie schnell erheitert zurück. „Nöthig dürfte es sein!"

„Man muß nichts verschwören, gnädiges Fräulein, und das Wort ‚unmöglich' kenn' ich nicht. Einem Andern aber zum Werk der Buße behülflich zu sein, ist christlich, so viel ich weiß."

„Sicher, sicher, Sie frommer Mann! An mir soll es auch nicht fehlen; es ist nur schade, daß ich nichts zu berichten weiß. Denn es ist dort still, nur still, so still, daß selbst jetzt noch jedes Wort in mir stockt. Doch halt — langweilig ist's auch, außerordentlich langweilig, ansteckend, sag' ich Ihnen. Und um das zu vermeiden — erzählen Sie mir lieber vom Feld- und Kriegsleben, von dem ich schon längst gern etwas erfahren —"

„Um Soldat zu werden?" fragte er wieder neckend.

„Man muß nichts verschwören, wie Sie sagen! Für jetzt aber wünsche ich nur etwas zu erfahren, das mich gegen den Stand einnimmt, den ich im Grunde zu sehr liebe."

Er lachte. „Hören Sie," meinte er, „ich komme auf den Verdacht, daß der Eckhard dort vorhin doch nicht so unrecht gehabt, und daß —"

„Daß ich jemand in mir habe, der nicht dahin gehört?" fiel sie ihm launig ins Wort. „Möglich, Herr Examinator, möglich! Alle meine Verwandten und Bekannten haben mir wenigstens Andeutungen gemacht, die zwar nicht ganz

so offen waren, wie die heutige, aber doch nahe daran hinstreiften, und alle Welt ist stets so respektvoll mir fern geblieben, als fürchtete man in mir wirklich eine ganz besonders hohe und gefährliche Person. Ich gräme mich aber nicht darüber," fügte sie lustig hinzu. „Es ist wenigstens in meinem Sinn für alle Theile amusanter, als wenn man nur die Fee Etikette im Leibe hat, oder — ich weiß nicht genau, welchen von beiden — den alten grämlichen Geist Anstand, wie meine hochzuverehrende steife, kühle und doch so schöne Beatrix. — Sagen Sie, Herr Graf, ist Ihr Bruder auch so wie Sie?"

„Mein Bruder? Wie ich?" fragte er überrascht durch den plötzlichen Absprung. „Ich verstehe nicht recht —"

„Nun mein Gott, es ist doch klar genug!" sprach sie ein wenig ungeduldig. „Sie sind ein Menschenkind, wie ich mir einen jungen Soldaten stets gedacht — frisch, frei, fröhlich und unbekümmert, und ich frage, ob Ihr Bruder Eberhard auch so ist, weil ich dann — ihre Stimme flüsterte nur noch — nicht recht begreifen würde, wie die Zwei sich zusammenfanden." —

Ulrich schüttelte wieder einmal halb verwundert, halb belustigt den Kopf. Vom Zürnen war dem schönen Geschöpf und seiner heiteren Weise gegenüber keine Rede. „Ich kenne meinen Bruder wenig," sagte er dann jedoch ziemlich ernst; „wir sind selten zusammengetroffen, seit er Soldat geworden. Er ist ein paar Jahre älter als ich und schon seit Jahr und Tag in einer Stellung, wo er viel zu verantworten hat, so daß er wohl ernster sein muß. Steif und kalt aber, glaube

ich, ward er darum nicht, und — das ist Beatrix auch nicht, Gnädigste; Sie thun ihr darin unrecht. Beatrix ist allerdings nicht so heiter und leichtherzig wie Sie, aber was wollen Sie auch? Man wächst eben nicht ungestraft und unberührt in solchen Verhältnissen heran, wie sie — ich rede ja zu einer Verwandten des Hauses und einer Eingeweihten — leider seit Jahren schon hier die herrschenden waren. Die Lust ist auf der Ruhneck nicht mehr daheim, wenn Sie sie nicht wieder hereinbringen."

Sie schaute schon während seiner ganzen Rede ernster darein und bemerkte nun gedämpft und mit einem flüchtigen Blick auf Eckhard, welcher grade mit Tante und Vater lebhaft sprach: „Sie deuten auf das Verhältniß zwischen Vater und Sohn hin, merke ich wohl. Sagen Sie mir, Graf Ulrich, was hat der alte Herr von dieser Quälerei, die den anderwärts so heitern und frischen jungen Mann auf der Ruhneck zu einem wahren Duckmäuser macht? Ich kannte ihn gar nicht wieder, als er bei uns in Greiffensee weilte — er war wirklich aufgethaut. Steht es jetzt besser? Seine Einführungsworte, und wie er nun dort redet und lacht, lassen mich das hoffen."

Ihr Zuhörer zuckte die Achseln. „Ich weiß doch nicht, Fräulein. Aber freilich, ich fand ihn bisher auch nicht so munter."

„Ich will hoffen, daß Sie nicht auch gegen ihn sind," redete sie nach einem augenblicklichen Schweigen auf's neue. „Er hat es schon hart genug, und am meisten verdrießt mich, daß selbst die Schwester in solchen — Marotten be-

fangen ist. Beklagen kann ich Eckhard freilich nicht, nicht einmal Mitleid mit ihm haben. Ist er doch ein Mann, der sich Platz und Luft machen könnte, wenn er nur wollte. Mir, das weiß ich wohl, sollte das nicht passiren. Ich ließe mich nicht unterdrücken, weder an Körper, noch an Geist. Frei ist der Mensch!"

„Sie denken wie ich," versetzte Ulrich, den das am heutigen Morgen wiederholt besprochene Thema auf's neue ernst machte. Allein von einem weiteren Eingehen auf dasselbe wurde er und seine Nachbarin durch eine Frage abgehalten, welche der sichtbar erheiterte Graf Rüdiger ihnen über ihre angelegentliche Unterhaltung scherzend hinüberwarf. Antoinette antwortete lustig, die Baronin mischte sich hinein, und nach und nach nahm die ganze Gesellschaft theil, so daß beide nicht mehr zu einem besondern Gespräch kamen.

Man stand auf und trieb sich munter durch einander, der einmal angeschlagene Ton klang fort und fort, und Antoinette wußte alle in der besten Laune zu erhalten. Wild allerdings, aber auch entzückend hübsch in ihrer glänzenden Lebhaftigkeit, schwärmte sie umher und hatte für jeden einen Scherz und wußte für alles eine lustige Wendung. Und endlich hing sie sich an den Arm des Rentmeisters, den sie bisher nicht fortgelassen, und rief, ihn fortziehend, den Andern zu: „wer mich liebt, folge mir nach!"

„Wohin soll's gehn?" fragte Graf Rüdiger lächelnd. „Ist euer Blut zu heiß und wollt ihr's im Garten kühlen?

Laßt mir nur meinen alten Breuning am Leben und ohne Rheumatismus!“

„In den Garten? O, das ist auch ein guter Gedanke!“ rief das ausgelassene Kind. „Jetzt aber will ich nur in den Ahnensaal, wo, wie der alte Herr hier erzählt, ein Bild hängen soll, das mir frappant ähnlich. Ich möchte mich doch gern einmal doppelt sehn!“

„Viel Vergnügen!“ rief der Graf den Davoneilenden nach. „Kalt genug ist's auch dort. — Es wird wohl deine Mutter sein, Hedwig,“ setzte er gegen die Baronin gewendet hinzu. „Der sieht sie allerdings gleich. Und wollte Gott, die Kleine würde eine Herrin auf Alt-Ruhneck, wie jene es gewesen! Ja ja, Hedwig, du hast recht, sie wäre eine Frau, wie man sie nicht besser und hübscher sich wünschen könnte, und ich verstehe nicht, was Eckhard noch von ihr fern hält. Aber er ist eben ein Stock,“ schloß er seufzend und wieder finster. „Da ist kein Blut darin, und ich — ich bin ein geschlagener Mann.“ —

„Bah, bah, mein Theurer!“ sprach die Baronin ein wenig wegwerfend. „Ein Hypochonder bist du und ein ungeduldiger Mensch. Kümmere dich nicht um Dinge, die du nicht verstehst. Es ist meine Sache, um bei deinem Bilde zu bleiben, Eckhards Blut in Bewegung zu bringen und in die richtigen Kanäle zu leiten, wenn das nicht durch Antoinett' selber bewirkt werden sollte. Aber ich sorge nicht, ich kenne das Kind und traue ihm nicht zu viel zu. Es ist Leben in ihr und auch, was zum Leben ruft. Ich glaube, es würde ihr niemand widerstehn. Hast du's be-

merkt, wie sie den jungen Hohenengen fesselte? Ein schmucker Junge, mein Theurer! Hat er auch Vermögen?"

„Beinah' so viel wie sein Bruder," entgegnete der Graf im Aufundabgehn, „seine Mutter hinterließ ihm bedeutende Besitzungen. Weßhalb fragst du, Hedwig?"

„Ei, mein Theurer, ich frage nur so. Vielleicht ließe sich auch daran denken, ob nicht zwischen ihm und Regine etwas zu arrangiren wäre; ich würd' es der Kleinen gönnen, sie ist blutarm und doch ein Kind, das ein ‚Sort' verdient. Ein Mann würde besser mit ihr fahren, als euer Geschlecht dessen im Allgemeinen werth ist."

Rüdiger blieb vor ihr stehn und sah sie mit einer gewissen Erregung an. „Die Heydeck?" fragte er. „Wo denkst du hin!"

Sie stand von dem schmalen und steifen, mit blaßgelbem Damast überzogenen Kanapee auf, welches den Hauptschmuck des Kabinets bildete, in das sie sich nach der Mahlzeit zurückgezogen hatten, trat an seine Seite, die Hände wie er auf den Rücken gelegt, und begleitete ihn mit großen Schritten auf der wieder aufgenommenen Promenade. Die Portieren gegen den Speisesaal waren geöffnet geblieben und boten ihnen einen freien Weg in den großen, jetzt ganz einsamen Raum. Da gingen sie auf und ab.

„Die Heydeck, ja ja, die Heydeck," sagte sie. „Weßhalb fällt dir das so besonders auf, mein Theurer?"

„Du hast mir eigentlich noch keine Silbe von ihr ge-

sagt," versetzte er ausweichend. „Heydeck — ist mir doch, als wüßt' ich den Namen im Fränkischen daheim."

„Richtig, mein Theurer! Die Heydeck sind von fränkischem gutem, turnier- und stiftsfähigem Adel — es interessirte mich selber, da ich gern weiß, mit wem ich zu verkehren habe. Uebrigens ist die Kleine die Letzte ihres Stammes, vielleicht auch des Namens und, wie gesagt, blutarm."

„Weiter!" sprach der Graf nach einem kurzen Schweigen.

„Weiter? Du bist recht sonderbar, mein Theurer, was weiter?"

„Sie war auch bei der alten Neustädt im St. Lucien-Stift? Mit ihr verwandt, Hedwig?"

„Ich glaube so, Herr Bruder; ihrer Großmutter Schwester-Tochter war, meine ich, mit dem Oheim der alten Margarethe verheirathet. Ich kann mich aber irren. Die Familienpapiere der Kleinen liegen noch mit dem Nachlaß der Alten in den Händen der Testaments-Executoren, und sie selbst, mein Theurer, weiß von diesen Dingen nichts, wie das unter so jungem Volk Mode. Ihre Mutter aber — sie weiß nicht einmal, was ihre Mutter für eine Geborene war, wohl weil sie dieselbe so früh verloren, — war eine Jugendfreundin der Neustädt, wurde nach dem Tode ihres Mannes und bei ihrer gänzlichen Verarmung von ihr unterstützt und vertraute ihr sterbend das Kind. Regine ist mit der Antoinett' im Stift aufgewachsen, und nun wollen sie sich nicht trennen — Mädchenfreundschaft, mein Theurer! — Und das ist alles."

„Das heißt — nichts," sprach der Graf kopfschüttelnd.

„Nichts?" Sie blieb so vor ihm stehn — denn sie war stets einen halben Schritt voraus — daß sie auch ihn zum Anhalten zwang, und maß ihn mit einem starren Blick ihrer mächtigen dunkelblauen Augen von unten bis oben. „Nichts? Du überraschest mich heut mit mir unverständlichen Einfällen, mein Theurer," sagte sie herb. „Was, wenn ich fragen darf, hast du gegen meine Mittheilung einzuwenden?"

„Nun Hedwig," versetzte er, sich sichtbar zusammennehmend, obschon die Stirn sich dennoch flüchtig runzelte, „deine Phantasie mit meinem Mündel Ulrich verdiente doch eine Antwort, zumal du in dergleichen so rasch vorzugehn pflegst."

„So, mein Theurer? Ich soll dies also für einen Abschlag nehmen?" bemerkte sie, ihren Gang wieder fortsetzend.

„Es ist wohl kaum daran zu denken, Schwester," sagte er, das Haupt neigend. „Hohenengen und — Heydeck!"

Sie blieb auf's neue stehn. „Klingt, glaub' ich, mindestens ebenso gut, wie Ruhneck und Hohenengen, mein Theurer, vielleicht auch besser. So viel ich weiß, sind die Hohenengen Brief-Adel — womit ich übrigens dir keinen Vorwurf machen will," setzte sie hinzu; „es ist wenigstens ein alter, ich meine von Kaiser Friedrich III. her. Und da sie reich sind und Beatrix kein Vermögen hat, so mag es passiren."

„Und deine Heydeck?" fragte er, wie es klang, nicht ohne Hohn.

Sie ließ die Finger der auf dem Rücken ineinander geschlungenen Hände knacken und spazierte mit großen Schritten weiter. „Bah, bah, mein Theurer," sprach sie in einem Ton, als fühle sie sich nach und nach etwas gelangweilt durch seine Einwürfe so gut, wie durch das ganze Gespräch, „du bist — ich muß es dir, wenn auch auf die zarteste Weise von der Welt, sagen: — du bist ein Narr. Eine Comtesse Ruhneck kann, wenn sie kein Vermögen hat, nicht als alte Jungfer sterben. Sie hätte, selbst als solche, ihren Stand und Rang zu vertreten und der Welt gegenüber eine Stellung, der sie nichts vergeben darf. Es wäre lächerlich, mein Theurer, anzunehmen, daß sie, wie eine Andere in gleicher Lage, bei ihren Brüdern oder Schwestern sich herumstoßen lassen oder in einem Stift mit ihren dortigen Einkünften verhungern könnte. Sie muß heirathen, mein Theurer. — Eine Heydeck dagegen thut, was sie mag, sie heirathet oder bleibt ledig, darnach fragt niemand, und Regine hat überdies eine kleine Rente von der Neustädt geerbt, die sie so oder so sicher stellt. Ueberdies hat sie nicht nur das Haus, der Antoinett', sondern auch Greiffensee, mein Theurer, und so viel man absehn kann, wird sie das eine oder andere nur nach ihrem eigenen Willen verlassen. Sie vergibt sich, Beatrix wird vergeben. Das ist einleuchtend, meine ich, und dein Mündel kann Gott danken, wenn Regine ihm die Ehre erweist, seinetwegen ihre Unabhängigkeit aufzugeben und ihm ihre Hand anzuvertrauen. Sie ist ein fürtreffliches

Kind, sage ich dir. Ein wenig mehr Selbstgefühl könnte sie haben, aber wo findet man das noch in dem jungen Volk?"

Er ging neben ihr hin, ohne sie zu unterbrechen, und selbst, da sie geendet hatte und schwieg, zuckte er nur für's erste ein paarmal rasch hinter einander die Achseln. Erst nachdem sie die ganze Länge des Saals durchmessen, sagte er anscheinend gleichgültig: „ich glaube, wir streiten um des Kaisers Bart, Hedwig. Wie es heut Mittag schien, möchte Ulrich nicht grade nach deiner Protegée aussehn, sondern etwas höher, und wie er und wie diese junge Dame nun einmal sind, könnte sie leicht an ihm mehr Geschmack finden als an — meinem Sohn. Einerseits könnte ich ihr das gar nicht übelnehmen — Ulrich ist ein Mensch auch nach meinem Herzen —"

„Andrerseits, mein Theurer, kannst du mich mit deinen Erörterungen verschonen," unterbrach sie ihn rücksichtslos. „Kümmere dich um deine Angelegenheiten, wiederhole ich, und laß mir die meinen. Antoinett' ist wild und hat, wie Eckhard ganz verständig bemerkte, den Teufel im Leibe, daneben aber auch viel gesunden Verstand und versteht ihre Stellung besser als du denkst. Sie weiß ganz gut, wo sie tändeln darf und wo sie pariren muß. Nun aber, Rüdiger, hab' ich meine tausend Schritte gemacht und will mich ein wenig zurückziehn," schloß sie milder und bot ihm die Hand. „Wir sind trotz alledem Freunde, Alter, und wollen uns zu gut halten — ich dir, daß du ein Hypochonder bist; du mir, daß ich dich erzogen habe und mir mein Ziehkind nicht über den Kopf wachsen lassen darf."

Er drückte ihr schwach lächelnd die Hand. „Du bist eine wunderliche und doch liebe alte Schwester,“ meinte er, indem er sie zur Thür geleitete; „wir müssen die übrige kurze Weile eben Geduld mit einander haben.“

Um dieselbe Zeit etwa lag der unermeßliche Saal, welcher an seinen Wänden die lange Reihe von Ahnenbildern, unterbrochen von großen, wunderschön geschriebenen Stammbäumen, von Bannern und alten Waffen, zeigte, wieder in tiefer Ruhe, da die fröhlichen jungen Menschen, welche ihn heimgesucht hatten, bereits davongeflattert waren. Allein das war so eben erst geschehn, ihr lustiges Lachen hörte man noch aus dem langen Corridor durch die feste geschnitzte Eichenthür hereinschallen, und hätte der Sonnenstrahl, der wie zum Abschiede draußen über den schneebedeckten Hof streifte, in den tiefschattigen Raum eindringen können, so würde er eine lange feine Staubwolke beleuchtet haben, welche das unbändige junge Volk aufgescheucht hatte.

Draußen streifte, wie gesagt, die Sonne noch mit langen Strahlen durch die Zwischenräume der Gebäude herüber auf den Hof und übergoß die Ställe gegenüber und die Mauer und das ‚Steinhaus‘ am Thor mit vollem, scharf röthlichem Licht; das Gestirn entschwindet dieser Höhe spät, und es mochte noch nicht voll sechs Uhr sein. Im Saale aber, dessen Fenster gegen Nordost blickten, war die Dämmerung schon im raschen Zunehmen, und im Hintergrunde des fast quadratischen weiten und sehr hohen Raumes so dicht, daß man, aus der Helle dahinschauend, dort kaum noch etwas zu erkennen vermochte. An den Fenstern war

es freilich noch ziemlich hell, aber auch nur in ihrer nächsten Nähe. Denn sie waren in Nischen, die sich in den zehn Fuß dicken Mauern wie kleine Kabinette öffneten, und vor ihnen sanken dunkle schwerseidene Vorhänge herab und beschränkten das Tageslicht noch mehr.

Im Saal wurde es immer stiller, möchte man sagen; das Lachen der sich entfernenden Gesellschaft war längst verstummt, und die zwei Menschen, welche dort in der Fensternische standen, fast ganz verdeckt von dem dichten Vorhang, schwiegen gleichfalls. Sie stand an einen der großen alten Stühle gelehnt in sich versunken da, das anmuthige kleine Haupt auf die Hand gelegt, und das milde Auge mit träumerischem Blick dem Fenster zugewandt und dem Sonnenlicht, das am ‚Steinhause‘ drüben leise höher und höher hinauf den herandringenden Schatten weichen mußte. Er stand ebenso versunken vor ihr, sein Blick war ebenso träumend, ebenso milde, aber er ruhte nur auf dem lieblichen Profil des zauberhaft schönen Gesichtes, auf dieser sammetweichen, leise gerundeten Wange und dem zierlichen Ohr, hinter welchem eine lange Locke weich zum Halse hinabsank; auf dem unbeschreiblich süßen, kindlichzarten, taubensanften Zug unter dem Auge, auf diesem selbst mit seinem feuchten Glanz, mit dem weichen Blick unter der reingezogenen dunklen Braue und der traumstillen Stirn, von welcher sich das blonde, nur leicht gepuderte Haar so zierlich und anmuthig abhob. Gott weiß — er hatte wohl ein Recht, andächtig zu schauen, träumend zu versinken in diesem Anblick des lieblichen Menschenkindes! Und endlich

erhob er die beiden ineinander geschlungenen Hände und flüsterte mit weicher, bebender Innigkeit: „Regine!"

Sie wandte langsam das Gesichtchen ihm zu und ihr Auge haftete auf ihm mit dem süßträumenden, weichen und innigen Blick, der, wie er meinte, nur aus diesem einzigen Stern und seinem reinen Himmelblau ihm entgegenlächeln konnte.

„Regine!" wiederholte er, tief bewegt, tief sehnsuchtsvoll, und sein Auge umfaßte die schlanke Gestalt mit einem so leidenschaftlich zärtlichen Blick, und seine Stimme schmiegte sich an ihr Herz mit so ergreifendem, verzauberndem Ton, daß sie nur leise und wie träumend zurückflüstern konnte: „Eckhard!"

Dann lag wieder die Stille und das Schweigen über Beiden, die Augen ruhten in einander, und nun erhoben sich auch Reginens Hände und legten sich leise und zögernd in die Eckhards zu einem innigen Druck. Gleich darauf aber zog sie dieselben wieder zurück, und das Auge von ihm ab und gegen den Saal wendend, flüsterte sie mit noch tiefer erglühenden Wangen und leicht bebender Stimme: „um Gotteswillen, Graf Eckhard, wir sind ganz allein, und es ist schon dunkel! O Gott, was wird man von mir denken!"

„Denken?" fragte er leise zurück und ergriff nochmals ihre Hände. „Wer weiß denn, daß Sie hier und mit mir? Es hat niemand auf uns geachtet. — Aber, Regine, sagen Sie mir nicht ein Wort über das, was ich zu Ihnen geredet?"

„Bitte, bitte, lassen Sie mich fort!“ sprach sie ängstlich, und ihr Auge durchirrte scheu den dunkelnden Saal. „Antoinette wird mich suchen, und die Baronin —“

„Das Schloß ist groß genug, um darin zu verschwinden,“ unterbrach er sie lächelnd und doch zugleich auch beruhigend. „Aber Regine — sagen Sie, wollen Sie auch mir verschwinden?“ setzte er wieder innig hinzu.

Da erhob sie ihr Auge flüchtig zu ihm und ein melancholisches Lächeln flog durch ihr Gesicht. „Fragen Sie das noch, und ich bin so schwach gewesen, Sie zu hören, und stehe hier mit Ihnen?“ flüsterte sie. „Aber, o Eckhard —“

„Mein!“ rief er fast jubelnd, „mein! Was hab' ich an Weiteres zu denken! In dem Gefühl, Regine, siege ich über alles!“ Er zog ungestüm ihre Hände an seine Lippen, sie sah ihn an mit dem zärtlichen und doch wehmüthigen Lächeln, und im nächsten Augenblick flog sie davon durch den Saal, aus der hohen Thür.

Er folgte ihr langsam, wie im Traum. Draußen im Corridor brannten schon die Lampen, allein es war nichts mehr von ihr zu sehn.

An der nächsten Ecke begegnete ihm Ulrich und schaute ihn prüfend an. „Nun, du Traummensch,“ sprach er neckend, „die Lust schon wieder vorbei? Wo bist du, Eckhard?“

Dieser sah lächelnd zu dem Freunde auf. „Im Traume, mein' ich fast,“ sagte er munter. „Aber laß mich nur, er ist schön, der Traum. Mir ist, als sei der

Winter zu Ende, und es knospe rings unter dem vollen Segen des Lenzes!“

V.

La sainte Barbe.

Die Witterung während der ersten Monate des Jahrs 1763 war eine sehr ungewöhnliche. Obschon im Allgemeinen die Kälte, und zwar in fast unerträglichem Maß und bis in den Mai hinein, vorherrschte, kamen doch nach Wochen der niedrigsten Temperatur wieder so milde, ja so unnatürlich warme und sonnige Tage, daß das Eis zum plötzlichen heftigen Thauen kam, der Schnee sich gänzlich auflöste und überall gefährliche Ueberschwemmungen das Land heimsuchten. Die Menschen schauten erstaunt zu dem tiefblauen, lächelnden Himmel hinauf, zu dem Wald umher und den Bäumen, wo die Knospen rasch zu schwellen begannen, und hofften, daß der kaum erwartete, fast zur Fabel gewordene endliche Friede nun auch ein ungewöhnlich gesegnetes Jahr über Deutschlands zum Theil furchtbar verheerte Fluren aufgehen lassen werde. Allein, wenn auch der politische Horizont fortan rein blieb, an dem natürlichen erhoben sich leider bald genug wieder dunkle Schleier und finstere Wolken. Heftige Gewitter mit folgenden furchtbaren Schneestürmen machten der Wärme ein schnelles Ende, und

die Kälte umfing mit tödtender Gewalt die armen vorwitzigen Knospen, die leise sich färbenden Saaten.

So hatte sich auch nach dem geschilderten Tage die Kälte auf den Höhen und in den Thälern um Alt-Ruhneck her rasch gebrochen, ein schwerer, fast lauer Regen nahm den Schnee spurlos mit sich fort, dann wurde der Himmel blau, die Sonne lachte und wärmte, und es war, als ob Eckhards Traum, daß der Lenz mit seinem vollen Segen heraufschwebe, zur Wirklichkeit werden sollte. In dem kleinen Garten des Schlosses, der gegen die schlimmsten Winde durch die hohen Gebäude geschützt wurde, war es wunderbar schön und milde; die Schneeglöckchen brachen mit Macht aus dem feuchtwarmen Boden und die Leberblümchen kamen in unzähligen Knospen aus den Laubresten hervor. Es war kein Wunder, daß die Menschen den freundlichen Platz oft und gern heimsuchten und mit langen Athemzügen die köstliche Luft und das helle, lächelnde Sonnenlicht einsogen, welche sie so lange in den dunklen Zimmern des Schlosses hatten entbehren müssen. Und es war auch kein Wunder, daß sie heiterer darein schauten und leichter lebten als seither, denn man mag sagen, was man will, jedermann ist abhängig von der Luft, die ihn umweht, von dem Himmel, der sich über ihm ausspannt.

„Du bist ein gesegneter Mensch!“ sagte Ulrich in diesen Tagen einmal zu Eckhard. „Ich möchte auch so gut träumen können und meine Träume verwirklicht sehn, wie du! — Wie hast du's nur angefangen, seltsamer Gesell?“

„Weiß ich's, Schatz?“ entgegnete er heiter — denn so

war er in diesen Tagen, und selbst die gelegentlichen, auch jetzt nicht gesparten Bemerkungen des Vaters vermochten ihn weder zu reizen, noch zu verstimmen. „Mir scheint's: träume mit dem ganzen Herzen und glaube daran mit dem ganzen Kopf, da wirst du zuweilen solch Wunder hervorrufen und erleben können."

Ulrich schaute ihn lächelnd an. „Ich verstehe dich nicht," sprach er kopfschüttelnd.

„Verstehe ich es denn selber, Freund?" lautete die Antwort. „Aber mich kümmert das wenig! Das beste in der Welt bleibt doch immer das, was wir glauben, ohne es zu verstehn, ja ohne es nur verstehn zu wollen. Wir sind völlig damit zufrieden, daß es da ist und uns wohl — unsäglich wohl thut."

Sie gingen in der Mulde hin, die sich weit genug öffnete, um der Luft und dem Licht den freisten Zutritt zu gestatten. Der Schnee war bis auf die kleinsten Reste verschwunden, die Matten zeigten bereits einen grüneren Schimmer, der ‚Bach' rauschte mächtig einher, aber er hatte sich schon in seine Ufer zurückgezogen, und nur die Sand- und Kiesstreifen zu beiden Seiten und die feuchten Grundmauern der Hammer-Gebäude zeigten, wie hoch er vor kurzem noch seine Fluten getrieben.

Auf Eckhards letzte Rede blieb Ulrich stehn und schaute dem Freunde mit prüfendem Blick in die munteren Augen. „Ich weiß nicht, wie mir ist," sagte er; „fast könnte ich an dir irre werden, Eckhard. Ist's denn möglich, daß der Friede, den sie in Hubertsburg geschlossen, einen solchen

Eindruck auf dich macht — denn seit dem folgenden Morgen sehe ich dich so verändert. Hattest du denn einen solchen Abscheu gegen den Krieg und —?"

Eckhard schüttelte lachend den Kopf. „Lieber, das ist Eins," erwiderte er heiter. „Weßhalb leugnete ich, daß mir diese Soldatennarrheit zuwider, daß mir der Gedanke, in einen Rock von zweifarbenem Tuch gepreßt zu sein, kaum denkbar, geschweige denn erträglich? Natürlich denke ich dann auch weiter, daß die unleidliche Weise meines Vaters jetzt ein Ende nehmen muß, da er mich doch wohl nicht zum Friedenssoldaten machen will. Aber das ist nur Eins, sage ich! Es lebt und träumt in mir noch Anderes genug, das mich erfrischt und beglückt."

Ein neuer prüfender Blick Ulrichs begleitete seine Worte: „ist dir das wilde Kind denn so nahe getreten? Das wird deinen Vater allerdings noch am leichtesten zufriedenstellen."

Und wie der Frager es fast gefürchtet, schüttelte Eckhard wieder den Kopf und entgegnete fast heftig: „ach laß wenigstens du mich mit diesen Thorheiten zufrieden, Ulrich! Mich necken mit Antoinetten — o ja! Aber leben mit ihr — lieber in den bunten Rock und den Krieg! Aber sie denkt Gottlob auch selbst an jeden Andern eher als an mich."

Er ging mit großen Schritten weiter auf dem schmalen Wege, der sich am Fuß des Schloßberges hinzog; Ulrich folgte ihm gedankenvoll. Wieder und wieder stieg der Gedanke in ihm auf, der sich nach Reginens Anblick in ihm geregt hatte — war sie es denn, auf welche Frau Rudhard

an jenem Morgen hindeutete? Doch wie lieblich ihm auch das Mädchen erschien und wie begreiflich er ein warmes Gefühl für sie im Herzen eines Mannes gefunden haben würde, er verwarf den Gedanken an ein Einverständniß zwischen ihr und Eckhard, ja auch nur den an eine wärmere Regung dieses Letzteren allein, stets von neuem, da er in dem Verkehr Beider nicht das Geringste fand, das einen solchen Verdacht bestätigt hätte. Sie war anmuthig und schüchtern gegen ihn, er heiter und zutraulich gegen sie, wie Beide es gegen alle Uebrigen waren; mit einander allein hatte Ulrich sie nie gesehn. Und immer von neuem regte sich in dem wackern jungen Mann die Sorge, welche ihm Frau Rudhards Worte nicht genommen, Eckhard möge sich irgend wohin gewendet haben, wo ihm, bei den Ansichten der Seinen, nur die traurigsten und erbittertsten Kämpfe und niemals ein freudiger Sieg in Aussicht gestellt war.

Dies alles hat in den letzten Tagen und beim Anblick des so gründlich veränderten Freundes Ulrich ernstlicher berührt und erfüllt als je zuvor, lebhafter als ihm, wenn er darüber nachgedacht hätte, vermuthlich selbst begreiflich gewesen wäre. Er fühlte sich überhaupt in dieser Zeit leichter erregt und bewegt als früher; es war fast, als bereitete sich auch in ihm etwas vor. Aber, wie es zuweilen geht, er selbst merkte das kaum und dachte noch weniger an das, was es etwa sein könnte. Nur das Eine fühlte er, daß er sich zu Eckhard lebhafter hingezogen fühlte und grade für das, was dessen Herz bewegen sollte, die wärmste Theilnahme hatte. Er wollte und mußte dem Freunde auch hier

nahe stehn, näher als überall anderwärts. Und doch bot ihm erst dieser Spaziergang Gelegenheit, das Vertrauen des Andern zu suchen; der Verkehr mit den Gästen hatte den der Einzelnen unter einander gar sehr beschränkt.

Seine versuchte Annäherung führte ihn nur nicht weit, denn kaum hatte er ernsten Tones gesagt: „hätt' ich's doch nie gedacht, Eckhard, daß ein paar Jahre Trennung zwei Menschen wie uns auch innerlich so weit auseinander bringen könnten! Du hast kein Vertrauen mehr zu mir!" — da blieb der Angeredete stehn, sah den Freund mit großen, gleichsam verwunderten Augen an und versetzte: „ich zu dir? Das ist seltsam, Ulrich! Mir scheint das Gegentheil da zu sein, und hätt' ich nur Gelegenheit gehabt, würd' ich mich schon einmal über dich beklagt haben. Was mit mir ist," fuhr er fort und zog den Arm des Freundes in den seinen und ihn mit sich fort, „das siehst du so gut, wie jedermann, der auf Alt-Ruhneck mit uns lebt. Mein Vater ist nicht der Mann, sein Wünschen und Fühlen zu verstecken. Was soll ich darüber reden? Du verstehst das Ganze ohne Worte. Und was sonst in mir, ist, wie ich sage, allerlei Träumerei, über die ich gleichfalls nicht sprechen kann, weil sie noch viel zu gestalt- und haltlos. Nur alte Weiber plaudern gern von ihren Träumen. Du aber, Ulrich," sprach er mit gedämpfter Stimme weiter, „du hast etwas in dir, das nicht spaßhaft und nicht gleichgültig, und nach meiner Ueberzeugung solltest du darüber mit mir reden. Wie lange, meinst du, daß es noch so bleiben kann?"

„Was, beim Zeus, was meinst du?" rief Ulrich halb

bestürzt, halb ärgerlich aus. Bei dem Ernst seiner Worte und bei dem ganzen Wesen des Freundes konnte dieser mit seinen Andeutungen keinen Scherz, nicht einmal ein Ausweichen aus der von Ulrich vorhin aufgenommenen Bahn beabsichtigen; und andrerseits fühlte Ulrich auch, daß in ihm, wie schon erwähnt, allerdings etwas sein möchte, was die Bemerkung des Andern rechtfertigen könnte.

Standet ihr einmal in einer Gebirgslandschaft auf einem erhabenen Punkt, am früheſten Morgen, und schautet hinaus auf die Thäler und Höhen? Da wißt ihr wohl, wie still alles umher ist, wie alles noch fast ununterscheidbar im tiefsten Dämmer ruht und nur der lichtere Osthimmel euch ahnen läßt, daß die Nacht ein Ende nimmt. Und plötzlich tritt dann aus dem Dunkel eine Bergspitze hell leuchtend hervor und schwebt wie ein glänzender Punkt über den Schatten der Tiefe, und es folgt ihr noch eine und wieder eine, und der Tag ist da, schneller als ihr's gedacht. So war's im Herzen des jungen Mannes; aber noch breitete sich der Schatten aus, allüberall, und nur hier und da begann ein einzelner Punkt sich heller von dem Dunkel abzuheben. —

„Was, beim Zeus, was meinst du?" fragte er noch einmal, als Eckhard ihn zur Antwort auf die erste Frage nur kopfschüttelnd betrachtete, und nun versetzte der Letztere mit sichtbar großem Ernst: „Hältst du mich für blind, Ulrich, oder bist du's in der That selbst, daß du mich so fragst? Wie soll es werden, wenn dein Bruder —?" — Aber er brach seine Rede in diesem Augenblick jäh ab und

rief gegen den Ausgang des Thals deutend: „He, was ist denn das? Sind unsere Damen denn hinaus, und wir wissen nichts davon?“

„Beim Zeus, so scheint's!“ versetzte Ulrich eifrig, als fühle er sich durch die Wendung des Gesprächs gewissermaßen erleichtert. Er war bei Eckhards letzten Worten plötzlich dunkelroth geworden und dankte nun in der That innerlich seinem Gott, daß der Begleiter vor dem neuen Anblick drüben nicht darauf geachtet zu haben schien. Er hätte in diesem Augenblick um alles in der Welt nicht erklären, nicht über das frühere Thema weiterreden können. Es lag wie mit einem Schlage alles in ihm im vollen, scharfen, blendenden Licht.

Da drüben aber kam um die Wald- und Thalecke ein kleiner Reiterzug hervor und näherte sich im leichten Galopp der Pferde rasch den beiden Freunden — zwei Damen voraus, ihnen fast zur Seite ein ältlicher Mann und hinterdrein zwei Diener. Fremde waren hier nicht wohl zu erwarten, und nun ließen sich die Personen auch schon erkennen, Antoinette und Beatrix und der alte Rentmeister, welchen das zuerst genannte wilde und fröhliche Kind mit lustiger Koketterie in diesen Tagen ganz an sich gefesselt hatte und überall mit sich zog. Auf der Fahrstraße, zu der die jungen Männer rasch hinabeilten, stießen beide Parteien zusammen.

„Das heiß' ich ein Attentat auf uns!“ rief Eckhard lebhaft ihnen entgegen. „So sich fortzustehlen, so sich uns zu entziehn — niemals sind zwei Menschen, wie wir, so grausam behandelt worden! Was meinst du, Ulrich?“

„Ja, es soll auch ein Angriff auf euch sein!“ versetzte Antoinette fröhlich und warf mit einer leichten Kopfbewegung die lange weiße Feder zurück, welche beim scharfen Ritt ihr ums Gesicht gespielt hatte, und zügelte ihr ungeduldiges Pferd. Sie sah köstlich aus mit den frisch rosigen Wangen und den blitzenden hellbraunen Augen, die ganze schlanke Gestalt gehoben und durchbebt von Lebenslust und Jugendübermuth. „Es soll euch strafen für eure Bequemlichkeit und eure geringe Galanterie! Da hätten wir lange warten können, bis ihr uns einmal einen lustigen Ritt vorgeschlagen hättet! — Hier, Papa Breuning, das ist ein anderer Mann und beschämt euch!“

„Weßhalb stehlt ihr euch fort?“ rief Eckhard lachend.

„Weßhalb entflieht ihr vor uns?“ warf jetzt auch Beatrix scherzend ein. „Wo sollten wir euch Träumer suchen? Wir sind Gott sei Dank offen genug aus dem Thor geritten.“

„Na, beim Zeus, merkst du was, Eckhard? Man degradirt hier!“ lachte Ulrich. „Nun werd' auch ich schon Träumer genannt — eine böse Charge in deinen Augen, Cousine — nicht?“

So ging das Gespräch im raschen Wechsel und in fröhlichster Weise noch eine Weile weiter, die Lust durchwogte alle, und der prachtvolle Tag durchdrang jedes Herz mit seinem glänzenden Licht mit seiner elastischen Luft. Selbst Beatrix' schöne, gewöhnlich aber so ruhige, ja ein wenig kalte Züge zeigten sich heiter bewegt, die meist blassen Wangen schimmerten rosig angehaucht und ihr Auge lächelte. Es war so viel Leben in ihrer schlanken, durch die knappe

Tracht hervorgehobenen Gestalt, so viel Anmuth in ihrer Haltung, so viel Grazie in jeder ihrer Bewegungen, daß Ulrich schier glücklich und selbst Eckhard mit einer lange nicht empfundenen Wärme zu ihr aufschaute. Bei Gott, sie ist schöner als alle und wirklich die Königin unseres Kreises! dachte Ulrich. Weßhalb tritt sie nicht immer hervor und auf den Platz, der ihr gebührt?

Und Eckhard sprach fast dasselbe aus, als er lachend sagte: „sieh doch meine Schwester an, Ulrich, und gib ihr ihren Vorwurf von vorhin zurück! Wer konnt' es ahnen, daß Ihre Majestät heut Morgen die Gnade haben würden, den Ruhnecker Traumschleier einstweilen abzulegen und ihren Königspurpur umzuthun?" — Und er hatte wohl recht, Beatrix war seither wenig aus sich herausgetreten, noch weniger als sonst, hätte man sagen mögen, und in diesen belebten Tagen auf der Ruhneck die Einzige gewesen, welche still ihr altes Wesen bewahrt hatte.

Für jetzt aber dachte niemand daran weiter als mit einem jener einzelnen streifenden Gedanken, die wir in den jungen Männern bemerkten. Sie plauderten und neckten sich und schritten dabei eine kleine Strecke auf dem Wege fort, bis Antoinette ausrief: „in der Weise geht's nicht weiter! Mein Pferd hat noch weniger Lust als ich selbst, hier spazieren zu gehn! Wir haben schon viel zu viel Geduld mit euch gehabt, ihr Herren!"

„Mit wem habt ihr die, Mesdames?" versetzte Eckhard im gleichen Tone. „Nicht einmal mit euch selbst und eures Gleichen! Ich vermisse Fräulein von Heydeck und möchte

wetten, daß ihr die Arme sündlich vergessen oder verlassen, weil ihr sie nur nicht rufen mochtet!"

Antoinette hielt das Pferd zurück. „Sie thun uns unrecht, Graf!" sagte sie ernster als bisher. „Regine ist ein gutmüthig Ding, und Madame la Baronne hat sich das zu Nutze gemacht; die Kleine muß zu dieser Zeit, nach dem Frühstück, mit ihr Gott weiß welchen armen Autor zerhacken, und sitzt auch jetzt in der St. Barbara. Wissen Sie's nicht, Graf Eckhard?"

„Und Sie täuschen sich oder uns," warf Ulrich lachend hin. „Sehn Sie hinauf zur Ruhneck — wer lehnt sich dort über die Brustwehr? Eine Dame ist's — die Baronin oder Fräulein von Heydeck, oder — Mama Rudhard?"

Sie folgten seinem Blick und sahen freilich, daß er recht hatte. Der Schloßberg hob sich schroff hinan, Gebüsch war nur hie und da aus den Felsenwänden geschlagen, allein es reichte nicht bis zur Höhe und beschränkte die Aussicht auf die Gebäude und Thürme droben, auf die alten Mauern und Brustwehren, laublos, wie es jetzt war, nicht im geringsten. Und dort sahen sie jemand über die Brustwehr des großen Hofes lehnen und hinabschauen, und jetzt wehte auch ein Tuch von dort. Es war zu weit und hoch, um die Person wirklich erkennen zu können, allein es war kein Zweifel, daß Regine die Schauende sein mußte, und Antoinette schwang zur Antwort ihr Tuch in die Luft und rief hastig: „um Gott, ist's schon so spät? Da müssen wir eilen! Aber vorher noch einen tüchtigen Galopp, Papa Breuning! Meinst du nicht auch, Beatrix? Wir wollen

einmal sehen, wozu sich unsere beiden Herren entschließen," setzte sie lachend hinzu und ließ ihr Pferd lustig dahin fliegen. —

Die beiden jungen Männer aber sprangen auf die Pferde der Diener, welche man zum Schloß auf dem nächsten Wege zurückkehren ließ, und folgten den Andern rasch. Es war ein fröhlicher Ritt durch den schönen Morgen. —

Es war in der That Regine gewesen, die sie droben erschauten, und das junge Mädchen kam, wie Antoinette es gesagt, wirklich aus den Gemächern der Baronin, oder, wie man diese Räume auf der Ruhneck scherzend hieß, aus der St. Barbara — la sainte Barbe, wie's die Franzosen nennen und wie der Erste, der den Einfall gehabt, die Gemächer getauft hatte.

La sainte Barbe oder St. Barbara ist bekanntlich in französischen und spanischen Kriegsschiffen der verborgene dunkle Raum, in welchem man das Pulver aufbewahrt, eine Oertlichkeit, welche nur während des wirklichen ernsten Kampfes zugänglich gemacht und natürlich nur mit äußerster Vorsicht betreten wird. Die Baronin hatte nun vor langen Jahren, da sie noch als junge Tochter des Hauses und unvermählt auf der Ruhneck weilte, sich die festen dunklen Gemächer im Bergfried von ihrem Vater zur Wohnung erbeten und sie leicht bewilligt erhalten. Da hatte sie denn gehaust, früh mutterlos und selbstständig, lebhaft, ja heftig in jeder Gefühlsäußerung, und besonders schier eifersüchtig auf die Abgeschlossenheit ihrer Wohnräume haltend. Das hatte ein alter Freund ihres Vaters, der dazumal häufig

auf der Ruhneck weilte und sich mit dem jungen Mädchen zu necken pflegte, einmal gründlich erfahren, da er es wagte, ihr in jene Räume zu folgen und von der plötzlich Zürnenden auf das heftigste ausgewiesen wurde. „Gottes Blitz!“ hatte er Mittags lachend zum Vater, dem alten Grafen Wolfram gesagt, „hab's gar nicht gewußt, Alter, daß du hier im Schloß auch eine ächte und gerechte Sainte Barbe hast, und daß deine kleine Hedwig darin wie ein Pulverfaß steckt — aufgeschlagen, voll bis zum Rand — brr! 's ist lebensgefährlich, sag' ich dir!“ —

Die Zuhörer, unter ihnen auch die wieder beruhigte Hedwig, lachten, und von der Zeit an blieb, wie gesagt, jenen Gemächern der erwähnte, wirklich ziemlich bezeichnende Name. Denn verhältnißmäßig beschränkt und dämmerig, wenig zugänglich und sicher, lagen diese Räume innerhalb der gewaltigen Mauern des ernsten alten Thurmes. Man hätte dort ohne Gefahr wirklich ein Pulvermagazin anlegen können. —

Wenn Hedwig als verheirathet später zum Besuch nach Ruhneck kam, bezog sie stets wieder die beiden Zimmer, in denen sie die alte Einrichtung ihrer Mädchenheimat treu erhalten und überdies bei jedem Besuch dies oder jenes zurückgelassen hatte, so daß ihr jetzt in den Räumen, an den Möbeln so gut wie an allerlei Kleinigkeiten und Spielereien ein seltsames, erinnerungsvolles Bild ihres Lebensweges vor Augen stand. Es verrieth sich darin mehr Gemüth und Empfindung, als man eigentlich bei ihr anzunehmen geneigt war. Aber die Baronin wurde häufig genug nur nach ihrem ge-

legentlichen Wesen und Auftreten, nach einzelnen Zügen und ungewöhnlichen — Manieren, und daher vielfach falsch beurtheilt. Das war ebenso, als wenn man aus den französischen Floskeln und Wörtern, die wir sie bei ihrem ersten Auftreten in Ruhneck gebrauchen hörten, nun darauf geschlossen hätte, daß sie wie viele ihrer Standesgenossen, ja wie ein großer Theil der sogenannten gebildeten Gesellschaft überhaupt, die fremde Sprache der eigenen vorzöge. Im Gegentheil dachte sie so wenig daran wie ein anderes Glied der Familie, in der man die Muttersprache reiner und treuer bewahrte als gewöhnlich; sie hatte sich diese Mischsprache nur, Gott weiß woher und weßhalb, bei Begrüßungen und Abschiednehmen angewöhnt und verfiel ihr zuweilen auch für ein paar Augenblicke in Momenten einer lebhafteren Aufregung. Und so war sie überhaupt voll von Eigenheiten und Seltsamkeiten aller Art.

„Man thut der Tante sehr unrecht,“ hatte Eckhard in diesen Tagen einmal zu Ulrich gesagt, welcher einen zufällig bemerkten Zug, der ihm zu dem geglaubten eigentlichen Wesen der alten Dame wenig zu stimmen schien, gegen den Freund zur Sprache gebracht hatte; „sie ist nicht hart, sie ist nicht einmal strenger, als es bei einer so lange selbstständigen, einem sehr großen Besitz vorstehenden und ihn musterhaft führenden Frau nicht nur begreiflich und natürlich, sondern sogar nothwendig ist. Du hast's selbst erlebt, daß sie einen Scherz, und zwar einen derben, sehr gut zu ertragen weiß, und du kannst es glauben, daß sie für die Ihren und ihrer Obhut Anvertrauten mütterlich, wenn auch

nach ihrer Ein- und Ansicht und nach ihrem Willen besorgt ist. Freilich, ihre Ansichten hat sie, so zu sagen, für sich selbst und allein; auf eigenen Füßen steht sie durchaus, und ihr Kopf ist bei Gelegenheit absolut unberechenbar und unmöglich zu brechen — von Eisen, Ulrich, für oder wider einen Andern, wie es sich grade trifft, wie sie's einmal für recht hält."

Zu ihren andern Eigenheiten gehörte auch die, daß sie, obgleich an Anderen die Weichlichkeit verspottend, schon längst weder Winters noch Sommers das Haus leicht anders als gegen den Zutritt der freien Luft durchaus geschützt verließ und nur zu Wagen oder in der Sänfte hinauskam, wenn sie schon bei Gelegenheit, durch ihre Lebhaftigkeit fortgerissen, sich keinen Augenblick besann, ein Fenster aufzureißen, um mit einem draußen Befindlichen zu reden und zu verkehren. Aus dieser Gewohnheit hatte sich eine zweite entwickelt — die nämlich, daß sie wenigstens einige der langen und verhältnißmäßig ruhigen Tagesstunden durch Lecture zu verkürzen suchte und sich dann von irgend jemand etwas vorlesen ließ. Nur war sie eine schlechte Zuhörerin, da an wirkliche, dauernde Ruhe und Aufmerksamkeit bei ihr fast nicht zu denken, und sie überdies nichts hören konnte, ohne dadurch zu eigenen Gedanken und Einfällen jeder Art angeregt zu werden, denen sie dann auch ungenirt und zur Verzweiflung ihrer Vorleserinnen alsbald Worte lieh. Antoinettens Ausdruck, daß sie mit ihrer Gesellschafterin einen Autor ‚zerhacke', war daher bezeichnend und richtig genug. Niemand hatte begreiflicherweise einerseits

diese Lecture lange ertragen und es andrerseits der Alten völlig zu Dank gemacht, bis die ‚kleine Regine‘ kam und den Ton traf und die Geduld zeigte, welche der Baronin genügten. Das Mädchen war ihr dadurch in Kurzem aber auch theurer geworden, als man es auf Greiffensee seit langer Zeit von irgend einem andern Menschenkinde wußte.

Am heutigen Tage war man aber nicht zur Lecture gekommen, vielmehr hatte die Baronin, welche bei Reginens Eintritt in ihrem sauberen weißen Negligee, das starke graue Haar noch ungepudert und unbedeckt, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf- und niederlief, zu dem Mädchen mit einem gar freundlichen Blick gesagt: „Kind, wir wollen das dumme Buch noch ein wenig zulassen und dafür plaudern, was zu Zeiten seine Vorzüge hat, denn wir lesenden Menschenkinder denken zuweilen viel gescheuter als die Scribenten all der vielen Bücher, und da wär's doch schade, wollte man solche Gedanken nicht auch aussprechen. Sie könnten uns ja wieder verloren gehn, während die der Scribler gedruckt sind und schon warten können, bis man Zeit für sie findet. Komm, setz' dich,“ fügte sie hinzu; „laß das Buch zu und erzähle mir was.“

Regine lächelte. „Was soll ich Ihnen erzählen, liebe Tante?“ versetzte sie, denn die alte Dame hatte diesen Titel von ihr gewünscht, ‚da ich‘ — sagte sie — ‚ja deine so gut wie Antoinettens Verwandte sein werde, wenn wir bisher auch nicht genau das Wie? wissen.‘ — „Hier passirt nichts, was Sie nicht besser erfahren als ich,“ setzte das junge Mädchen hinzu.

„Ah bah — sei doch nicht so ein Stock, Kind!“ entgegnete sie lebhaft, und ihre Schritte wurden fast zu rasch und groß für den mäßigen, durch viele Möbeln noch beschränkteren Raum. „Erfahr' ich auch, was in deinem dummen kleinen Kopf vorgeht, oder — passirt da gar nichts? Was denkst du? Wie siehst du Schloß Ruhneck an, wie die Menschen drin, die du ja eigentlich jetzt erst kennen lernst? Sprich, was du weißt, was dir einfällt, und fällt dir nichts ein, so rede über dies Nichts — da kommt oft das Gescheuteste zu Platz, das der Mensch in sich hat.“

Regine lächelte wieder, obschon sie im übrigen heut Morgen auch äußerlich noch stiller und ernster erschien als sonst. „Solche Künste muß ich noch erst lernen, Tantchen,“ sprach sie endlich. „Aber wenn Sie denn durchaus wissen wollen, was ich gedacht — weßhalb —

„Ja ja — vergiß deine Rede nicht!“ unterbrach sie die Baronin plötzlich, „aber ich muß nur mit dem heraus, was mir auf dem Herzen liegt, deine Frage kannst du nachher stellen. Sag' mir einmal, Kind, was hältst du eigentlich von der Antoinett' und dem Eckhard? Was ist mit den Beiden? Was wird mit den Beiden? Ich sehe sie wenig zusammen, wie ich's wünschte, und so kreuzfidel die zwei Menschenkinder sind, mit einander scheinen sie noch immer nicht auf dem Einen und rechten Punkt zu sein. Ich mag die Antoinett' nicht fragen, sie wäre im Stande und würde dann grade aus Obstination — obstinat; und mein Herr Neffe ist wie ein Aal und gleitet mir durch die Finger, wenn ich einmal mit ihm reden will. Das ist überhaupt

eine ganz alberne Geschichte!“ setzte sie verdrießlich hinzu. „Mein kluger Bruder hat mit seinen Einfällen den Jungen meilenweit von sich gebracht, so daß er nun nach seinem eigenen Kopf läuft und keinem Menschen vertraut. Ich hätte gute Lust, ihn laufen und Rüdiger die Folgen tragen zu lassen, wenn ich nicht andere Gründe und Pläne hätte! — Nun — und die Antoinett', hat sie dir nichts darüber gesagt? Zwischen so Mädchen muß es doch einmal geplaudert sein — vom Herzen — heißt ihr's ja wohl?“

Es war gut, daß die Baronin von ihren Gedanken zu sehr beherrscht wurde, um während ihrer lebhaft hinströmenden Rede viel auf diejenige zu achten, an welche ihre Worte gerichtet waren, es hätte ihr sonst das glühende Erröthen, das folgende ebenso schnelle Erblassen, die sichtbare Erschütterung Reginens unmöglich entgehn können, obschon das Mädchen halb mechanisch das Gesicht so viel wie möglich dem Fenster zugewandt hatte, und es wäre kein Zweifel gewesen, daß sie in solchem Fall augenblicklich dem Grunde dieser Erscheinung nachgeforscht haben würde. Eine solche Möglichkeit erschien Reginen aber fast als das Schrecklichste, was ihr jetzt begegnen konnte. Es war ja noch so neu und scheu, so zart und weich, was sich in ihrem Herzen regte, sie selbst war sich noch so gar unklar über das Recht dieser Liebe und über die Aussichten derselben, wenn sie ans Licht des Tages treten würde, daß sie ihr jetzt noch nicht Worte leihen, geschweige denn wirklich für dieselbe in den Kampf gehn konnte, wie er ihr, zumal mit der Baronin, unzweifelhaft bevorstand. Nun aber ließen ihr die Worte

Bayerische Staatsbibliothek München

dieser Letzteren Zeit, sich zu fassen, und obgleich es ihr sehr peinlich war, der wahrhaft verehrten Frau grade jetzt und grade in diesem, derselben so wichtigen Falle nicht die ganze Wahrheit sagen zu können, fühlte Regine doch, was sie sich selber und Eckhard schuldig war, und erwiderte daher so unbefangen wie möglich und der Wahrheit gemäß: „nein, Tante, wir haben nichts darüber gesprochen, aber ich glaube auch nicht, daß Antoinette an ihn denkt.“

Die alte Frau blieb plötzlich stehn, und der Blick ihrer dunkelblauen Augen heftete sich durchdringend auf das Mädchen, als sie rasch fragte: „woher schließest du das?“

Regine senkte das Auge und erröthete auf's neue, wenn auch nur leicht. „Ich weiß selbst nicht recht,“ versetzte sie befangen. „Ich bemerke nie einen Blick an ihr, nie eine Bewegung, nie ein Wort, das auf ein ernsteres Gefühl für den Herrn Grafen hindeutete; sie verkehrt ganz unbefangen mit ihm, liebe Tante, und er — Graf Eckhard, meine ich, — ist grade so. Sie sind, möcht' ich sagen,“ fügte sie bei und schaute jetzt lächelnd auf und die Baronin an, „zu gut Freund mit einander, um — um sich zu lieben.“

„Hm, hm, hm, hm!“ machte die Dame im singenden Tone, drehte sich kurz ab und spazierte wie vorhin durch das Gemach. „Möglich, möglich, daß du recht hast! Sie hat also wirklich nicht mit dir darüber geredet? — So, so! Nun, muß einmal wieder darnach sehn, und — doch, um darauf zu kommen,“ unterbrach sie sich und blieb, wie vollkommen gleichgültig, in ihrem Gange, „wie gefällt euch

Beiden denn dieser junge Hohenengen? Ein schmucker Junge und ein liebenswürdiger Mensch, scheint's mir."

„Gewiß, liebe Tante," erwiderte sie unbefangen.

„Du sagst das ja verzweifelt ruhig, Kindchen," bemerkte die Alte, das Gesicht zum Lachen verziehend. „Ich meinte sonst, er könne dir noch ein wenig schmucker und liebenswürdiger erscheinen als mir alten Person."

Regine sah unendlich reizend aus in der Mischung von leisem Schreck und ebenso leiser Schalkhaftigkeit, welche sich in dem feinen Gesicht abspiegelte, da sie diese Worte der alten Planmacherin vernahm und nun scherzend darauf antwortete: „o um Gotteswillen, Tantchen, das wäre ja wider allen Respekt, wenn ich Ihnen in den Weg treten wollte! Aber ich kann wirklich nichts dafür, Tantchen — ich liebe solche wilde Soldaten gar nicht."

„Ei, Kindchen, er ist ja nicht mehr Soldat und wird's auch schwerlich wieder werden," entgegnete die Baronin. „Rede also keinen solchen Unsinn, sondern überlege dir einmal, ob du ihn dir nicht näher denken kannst. Es wäre doch der Mühe werth, mein' ich."

„O Tantchen, was hülfe mir das?" versetzte Regine mit leisem Lächeln den Kopf schüttelnd. „Graf Hohenengen würde mir darum doch nie näher kommen, glaube ich, er geht seine eigenen Wege."

„Und wohin führen die, Kind?" Sie sah zu der Kleinen wieder forschend hinüber und hielt ihren Schritt an.

„Weiß ich's, Tantchen? Ich meine fast, er weiß es noch selber nicht. Nur zu mir führen sie ihn in keinem

Falle." — Ist's, wie ich fürchtete, oder auch wieder nichts? dachte die Baronin und nahm ihren Gang von neuem auf. Weiß der Himmel, was jetzt in die jungen Leute gefahren, daß keiner mehr von dem etwas wissen mag, der sich für ihn schickt! Muß es auf andere Weise anfangen; gönnte dem Kinde — und ihr Blick streifte freundlich zu Reginen hinüber — solch ein Sort! — Und nach einer Weile sprach sie laut: „nun also, Kindchen — was hast du mich vorhin fragen wollen? Bin selber neugierig, was in deinem Köpflein stecken mag, an dem die Männer und die Interessen des Lebens noch so gar keinen Theil haben."

Regine lächelte melancholisch. „Ich weiß doch nicht," sprach sie kopfschüttelnd. „Mir ist zuweilen, als drängten sich diese Interessen grade mir oft mehr auf, als Anderen. Ich habe wenigstens schon so viel zu erleben gehabt, daß ich nun Gott um so inniger anflehe, mir doch die Ruhe bei Ihnen zu gönnen." Und da sie die Baronin eine ablehnende Handbewegung machen sah, fuhr sie abbrechend fort: „was ich Sie vorhin fragen wollte, Tantchen, ist nur — weßhalb Sie das liebe kleine Bild mit den Engelsköpfen dort so hinter die Vase versteckt haben? Es sind so reizende Köpfchen!"

Die Baronin blieb stehn und schaute sie an. „Welches Bild?" fragte sie, und Regine eilte aufspringend zu einer alterthümlich geschnitzten und ausgelegten Kommode neben der Thür und rückte eine ziemlich große Vase von japanischem Porzellan zur Seite, so daß dahinter ein Bildchen an

der Wand hängend sichtbar wurde — zwei blonde Kinder- oder Engelsköpfe auf himmelblauem Hintergrund.

„Dies meine ich," sagte sie und lehnte sich auf das Möbel, um das in der That liebliche kleine Bild besser ansehn zu können.

Sie richtete sich endlich wieder auf und schaute sich ein wenig verwundert über das beharrliche Schweigen der Baronin zu dieser um, aber sie stieß auch zugleich einen Schreckensruf aus und sprang zu der alten Frau, um diese mit ihren Armen zu umfassen. Denn die Baronin stand, die Hände wie zur Abwehr von etwas Furchtbarem erhoben, die großen Augen noch größer als sonst und mit einem unheimlichen, entsetzten Blick auf das Bild geheftet, wie erstarrt, ohne Bewegung und Leben, und aus ihrem Gesichte schien alles Blut entwichen zu sein, so leichenbleich waren die Züge, deren Härte und Schärfe jetzt sichtbarer hevortrat als jemals in anderen, ruhigeren Momenten.

„Tante, um Gotteswillen, was ist Ihnen?" rief die entsetzte Regine.

Da kam wieder Leben in die starren Glieder und eine fast wilde Bewegung in die eisernen Züge des Gesichts. Sie drängte das Mädchen zurück und trat der Kommode näher, als wolle sie das Bild noch besser sehn. „Wer hat mir das gethan?" sprach sie, und es grollte in ihrer tiefen Stimme ein finsterer, drohender Zorn, und die Augen hefteten sich mit einem noch unheimlicheren, tief glühenden Blick auf die beiden lächelnden Köpfchen. „Wer hat mir das gethan?" fragte sie noch einmal, noch drohender. „Wer

hat es gewußt und gewagt, mein Herz bis in sein Innerstes zu treffen? Aber bei dem rächenden Gott — er wahre sich!" Und sich jäh umwendend, fragte sie Regine: „seit wann hast du das da gesehn?"

„Ich meine, es war schon am zweiten Tage unseres Hierseins, als ich auf Sie wartete und mich hier umsah," entgegnete das junge Mädchen, noch zitternd von dem plötzlichen heftigen Schreck. „Aber meine theure, — theure Tante —!"

„Laß gut sein, laß gut sein!" unterbrach die alte Dame finster die innigen Worte und fuhr mit der Hand über die Augen. „Du verstehst das nicht, Kind, nicht diesen heimtückischen Schlag!" Sie wandte sich ab, dem Fenster zu.

Gleich darauf bat sie, Regine möge sie jetzt allein lassen, des Geschehenen aber gegen niemand erwähnen. — Das junge Mädchen ging schweigend hinaus, in die Einsamkeit. Und da war es gewesen, als sie von der Brustwehr aus die Gesellschaft im Thale erblickt und sie mit dem wehenden Tuch begrüßt hatte.

VI.

Streitende Gewalten.

Vor dem ‚Steinhause' stand einer jener kuriosen Tragekästen, die man unlängst noch zu Dresden in ihren melan-

cholisch d'reinschauenden letzten Exemplaren erblicken konnte — vielleicht gibt es ihrer sogar heut noch — und die man Portechaisen zu nennen pflegte, und in dem uns bereits bekannten heimlichen Zimmer des Häuschens finden wir neben Frau Rudhard die Baronin Bergen.

Sie hatte sich in den vergangenen Tagen schon ein paarmal zu der alten, fast ganz gelähmten Jugendfreundin tragen lassen, jedoch ohne auf Erörterungen zu kommen, wie Frau Rudhard sie erwartet hatte. Heute aber hatte sie gleich bei ihrem Eintritt zu dem anwesenden Stallmeister gesagt: „Benedict, Ihr dürft's nicht übelnehmen, wenn ich Euch heut von hier vertreibe. Ich muß mit Agnes reden, viel und lange, und ich kann keine Zeugen gebrauchen. Nicht wahr, Ihr thut dem Ruhnecker Kinde schon den Gefallen zu gehn und hinterher auch nicht nach unserm Gespräch zu forschen? Was mittheilbar ist, wird Eure Alte Euch schon von selbst sagen."

„Na na," war die Antwort des lächelnden Mannes gewesen, während er nach seiner Mütze langte, „darauf hin sagen Euer Gnaden nur, was Sie wollen. Gegen mich ist die Alte wie ein Buch in Ketten und Siegeln. Ich höre nur so einmal bei Gelegenheit etwas von dem, was darin steht."

„Mache dich fort, Brummbär!" rief Agnes ihm nach.

„Bin schon dabei," entgegnete er hinauseilend.

Die Baronin ging nach ihrer Gewohnheit auch hier eine geraume Weile hastig auf und ab, bis sie vor dem Rade und Stuhl der Alten stehen bleibend plötzlich aus-

brach: „was meinst du dazu, Agnes, daß man gewagt hat, mir das alte Pastellbild von — von — ihnen ins Zimmer zu hängen? Und zwar so versteckt, daß ich's schwerlich jemals bemerkt hätte, wäre ich nicht durch die Regine darauf aufmerksam gemacht worden! — Sag' mir, was hat man davon? Was bezweckt man mit dieser — Perfidie zugleich und Feigheit? Wer kann der Thäter sein? Wer weiß außer meinem Bruder und euch beiden Alten und Breuning von diesen Dingen? Aber sei es, wer es sei — Hedwig Ruhneck ist nicht umsonst mit einem Pulverfaß verglichen worden! Er wahre sich!“ setzte sie leidenschaftlich hinzu und ihre Augen flammten.

Agnes Rudhard war an solche Ausbrüche zu sehr und zu lange gewöhnt, um sich dadurch noch erschrecken zu lassen. Sie blieb im Gegentheil völlig ruhig, und der Ausdruck ihrer Mienen war fast ein kalter, als sie der zornigen Frau antwortete: „das kleine Bild mit den beiden Engelsköpfen, meinen Euer Gnaden? Das Sie einmal nach dem Tode des Herrn Barons mitbrachten? Aber ist denn das hier geblieben?“

„Damals — ja!“ versetzte die Baronin noch heftiger. „Ich habe in der Sainte Barbe gesammelt, was mir theuer war, weißt du, was mich an irgend einen guten Tag erinnerte. Aber später, als auch“ — ihre Stimme zitterte und wurde leiser — „als auch Margarethe mich verlassen, hab' ich das Bild in den schwarzen Kasten geschlossen, wie alles, was auf die Beiden Bezug hatte. Da lag's und ich vergaß es. Ich bin nie mehr dazu gekommen. Und das Schloß

ist unverletzt, und der Schlüssel liegt in Greiffensee. Verstehst du's, Agnes?"

„Vielleicht nicht, vielleicht auch doch," erwiderte Frau Rudhard womöglich noch kälter als vorhin. „Man hat etwa Euer Gnaden —"

Die Baronin trat mit dem Fuß nieder. „Dies verdammte Geschwätz!" rief sie zornig. „Sprich zu mir wie sonst und immer. Ich denke, wir kennen uns lange genug, um zwischen uns keine solchen Alfanzereien zu brauchen. Rede heraus, sage ich."

Die Augen der Frau Rudhard erhoben sich zu denen der Andern mit festem Blick und sie sprach ernst: „schon recht, Hedwig, es ist mir so auch lieber; ich rede gern grad' heraus, grader, als es sich vielleicht gegen die Baronin Bergen schickt. Man weiß nur nicht immer, wann du's vertragen kannst. Zanken mag ich mich nicht —"

„Du reizest mich zum Zank!"

„Ja, gereizt bist du, merke ich."

„Und sollt' ich es nicht sein? Sollte mich dieser feige geführte Schlag nicht außer mir bringen? Dieser Schlag, dessen Möglichkeit sogar ich nicht zu fürchten, zu ahnen vermochte, dessen Grund —"

„Ich, wie gesagt, vielleicht verstehe," unterbrach Agnes die Zornige ruhig. „Ich weiß nicht, wer der Thäter ist und kümmere mich auch gewissermaßen wenig darum. Aber — deutsch heraus denn, Hedwig — es wäre nicht unmöglich, meine ich, daß man dich damit ernst und eindringlich erinnern wollte, wie dein Kopf, dein Wille zuweilen zu

hart, zu eigenmächtig, wie deine Pläne nicht immer die besten, vielmehr hin und wider zum Unglück aller dabei Betheiligten führen können."

„Und diese Einsicht will man bei mir auf solche Weise erzwingen?" fragte die Baronin bitter.

„Weßhalb nicht?" entgegnete die Rudhard schärfer als bisher. „Weßhalb sollte man dir nicht grade das schwerste Unglück vor Augen bringen, das dich und Andere durch deine Schuld getroffen? Mich täuschest du nicht, Hedwig, und hast mich nie getäuscht! Mich kümmert dieser wahnsinnige Zorn und Haß gegen deine verstoßenen armen Kinder sehr wenig, dieser thörichte Zorn und Haß, der nicht einmal ihre Namen hören, niemals wieder sie erwähnt haben wollte. Du belügst dich selbst, Hedwig! Sage, was du willst, ich kenne dich und weiß, daß du dennoch, trotz deines unsinnigen Wesens, keine Menschenseele auch nur halb so lieb hast wie deine Kinder — heut noch, Hedwig, heut noch! — und daß du seit damals in mancher Stunde bei Tag und Nacht deine Härte bitter bereutest. — Vor mir brauchst du dich nicht zu schämen," setzte sie milder hinzu, als die Baronin die von jähen Thränen ganz verhüllten Augen mit der Hand bedeckte und sich rasch abwandte. „Ich kenne dich schon noch und habe dich nur um so lieber, wenn ich dich einmal menschlich bewegt sehe."

Sie schwieg und beugte sich zu dem Rade nieder, welches schon seit dem Eintritt der Dame still gestanden, nun aber vor dem Fuß der Alten alsbald sich zu drehen und das Zimmer mit seinem eintönigen Geräusch zu füllen be-

garn. Die Baronin ging schweigend auf und ab und blieb endlich nicht weit von Agnes am Fenster stehn und schaute regungslos und wie in tiefen Gedanken in den schmalen Gang zwischen den Gebäuden und in den rückwärts sich ausbreitenden Hof hinaus. Das Rad summte, und eine Fliege, welche die Wintergefahren überstanden zu haben hoffte, fuhr mit ganz besonderem Lärm umher und stieß den Kopf an die kleinen Scheiben. Und daneben hörte man nur noch zuweilen einen der schweren Athemzüge, welche sich der Brust der Frau von Bergen entrangen.

Nach einer geraumen Weile drehte sich die Baronin um und schaute einen Augenblick schweigend zu der Andern nieder, welche aber ungestört weiter spann. Ihre Hände lagen auf dem Rücken, wie fast immer, ihre Haltung war fest und ungebeugt, nur ihr Gesicht zeigte sich ein wenig bleicher als sonst und die Augen blickten ungewöhnlich milde, obschon die Brauen über ihnen leise zusammengezogen waren. „Du bist ein scharfer Bußprediger," sagte sie endlich, „und ich muß wohl nachgeben, denn ich weiß nur zu gut, daß mit dir nicht zu streiten ist, Alte. Du hast mir, wenn wir's nachrechnen, schon seit sechzig Jahren zu Zeiten die Leviten gelesen."

Agnes erhob ihre Augen zu denen der Andern und lächelte ihr zu. „Es ist vielleicht gar länger her," sprach sie mit einem Anflug von Laune, „denn ich erinnere mich sehr wohl, daß du schon grade so gut deine Lection verdientest und kriegtest, als wir noch draußen im Sande umherkrochen und die Agnes Meister schon bei der Comtesse Hedwig zum Recht sehn mußte."

„Ja ja, Agnes, du hast mich dein Lebenlang scharf gehalten,“ versetzte die Baronin gleichfalls lächelnd.

„Wie du's verdientest, Hedwig, anders nicht. Du hast einen Kopf, der von Zeit zu Zeit zurechtgesetzt werden muß. Im Uebrigen aber, wahr muß wahr bleiben — du bist von jeher ein braves Kind gewesen. Es mag außer dir nicht ein Fräulein im Lande sein, das mit der Tochter von ihres Vaters Stallmeister von jung auf so zusammengehalten und sich von ihr das hat sagen lassen, was du alles von mir gehört. Du hast wenigstens die Gabe, zu unterscheiden, wer's ehrlich mit dir meint, und wer nicht.“

Frau von Bergen lächelte gedankenvoll und schritt wieder ein paarmal auf und ab. Sie sagte nur: „rede du mir noch einmal von meinem Kopf! Der deine wiegt ihn auf, scheint mir!“ — und ließ dann eine längere Pause vergehn, bevor sie endlich stehn blieb und anfing: „nun lasse uns wieder vernünftig reden, Agnes. Wir wollen — das alte Unheil, das man mir so herb vorgerückt, ruhen lassen und —“

„Das ist nicht recht,“ unterbrach sie Frau Rudhard. „Grade aussprechen solltest du dich darüber, damit es endlich in dir zu seinem Recht kommt und du den thörichten Zorn und Haß auf immer los wirst und ihn auch nicht mehr vor der Welt zur Schau trägst, nachdem er in deinem Herzen längst christlicheren Gefühlen gewichen.“ —

Die Baronin wandte ihren Blick wieder gegen das Fenster und starrte lange finster und tief sinnend hinaus, bevor sie gedämpft erwiderte: „laß es ruhen, bitt' ich dich!

Du hast heut mehr von mir gesehn, als je ein anderer Mensch, mehr als ich selber vorhanden wähnte. Ich gesteh' es dir zu, Agnes — der jähe Anblick des Bildes, deine Worte vorhin haben mich getroffen, wie zwei Stöße, welche einen Riegel zurückschieben und eine Thür aufspringen lassen, die man bisher fest verschlossen gehalten. — Es sind dreißig Jahre her, seit mein Knabe mich verließ und gleich darauf auch Margarethe ging. Dreißig Jahre, Agnes! Dreißig Jahre des Zorns, der Verzweiflung," fuhr sie erregt fort und preßte krampfhaft die Hände ineinander, „der Verlassenheit und der Reue. Denn ja, ich habe bereut! Ich habe wohl oft und oft gedacht, daß ich ihnen zu viel gethan; aber dazwischen steigt noch immer wieder das empor, was sie ihrer Mutter zu tragen gaben, ihrer Mutter, die" — und sie schüttelte heftig den Kopf — „der Herrgott weiß das, in ihrem Leben bis dahin wenig anderes als Schweres auf ihre Schultern zu nehmen und von ihrer Ehe nichts hatte als Schmach, Entwürdigung und bitteren Schmerz. Die paar guten und freundlichen Erinnerungen knüpften sich alle an meine Kinder," fuhr sie fort, und zum zweitenmal zitterte ihre Stimme und wurde ihr Auge durch Thränen verschleiert. „Gott weiß, wie ich sie geliebt, sie waren mein einziger Ersatz! Sie konnten's und sollten's gut machen, was — und — laß mir Zeit, Agnes!" brach sie ab und wandte sich ins Zimmer zurück.

Frau Rudhard nickte ein paarmal leise vor sich hin, aber sie erwiderte nichts.

Nach einer Weile kam die alte Dame zurück und hatte

die heftige Bewegung sichtbar überwunden. Sie zog jetzt einen Stuhl heran und setzte sich, gleich als fühle sie sich müde, und dann bot sie der Spinnerin die Hand über das Rad hin und sagte, da dieselbe einschlug, fast im herzlichen Ton: „nun wollen wir das ruhen und wirken lassen, wie es kann. Jetzt aber müssen wir zu dem kommen, was ich eigentlich bezweckte. Du deutetest vorhin auf meine Pläne hin, Alte. Grade über die möchte ich mit dir reden und mir Licht in dem Dunkel holen. Es ist kurios genug," setzte sie lächelnd hinzu, „du kommst seit Jahr und Tag nicht aus deiner Stube und weißt doch auf Ruhneck besser Bescheid als irgend ein Anderer. Du bist wie der Magnetenberg im Märchen, von dem mir die Regine neulich was vorlas. Dir fliegt alles zu. Wie fängst du's an, Alte?" —

Agnes zuckte ebenfalls lächelnd die Achseln. „Weiß ich's?" fragte sie. „Sie haben eben Vertrauen zu der Alten, die sie alle freilich auch groß gezogen." Und indem sich das Lächeln aus dem faltenreichen Gesichte wieder verlor, fuhr sie auch im ernsteren Tone fort: „aber du nanntest da eben die kleine Heydeck, Hedwig, und die bringt mich noch einmal auf das Frühere zurück. Siehst du, an der spürt' ich's am deutlichsten, wie lieb dir noch deine Kinder seien. Leugne es, wenn du kannst, daß dir die Kleine hauptsächlich darum so schnell lieb geworden, weil sie dich an deine Margarethe erinnerte."

„Findest du das?" fragte die alte Dame nachdenklich.

„Findest du's nicht? Es ist richtig, ähnlich ist sie ihr

eigentlich gar nicht, und doch, schau' ihre Gestalt an, ihre Haltung, ihre Bewegungen, und vor allem diesen Zug unter den treuen Augen — ich habe diesen Ausdruck nie anders als bei Margarethen gesehn und bei ihr."

„Du magst recht haben," bemerkte die Baronin nach einer Pause, vor sich hinstarrend.

„Aber nochmals, nun genug davon, und lasse uns weiter kommen," fing sie endlich wieder an und fuhr mit der Hand über die Augen. „Sage mir einmal, Agnes, hast du eine Ahnung von dem, was in den jungen Leuten hier steckt und vorgeht? Der Eckhard ist nun zweiundzwanzig Jahre alt und hat Lust, daheim zu bleiben und seinen Kohl zu bauen; mit der Soldatenspielerei wird ihn Rüdiger jetzt wohl zufrieden lassen, zumal mein Bruder sich am Ende doch auch darnach sehnt, die Ruhnecker nicht immer nur auf zwei Augen stehn zu sehn. Nun bring' ich ein Mädchen, wie er's nicht besser wünschen kann; es ist alles da, worauf man sieht — gute Familie, ein hübsches Aeußere, heiterer Sinn, Jugend, gute Manieren, Reichthum, alles! Und doch — Beide stoßen sich nicht ab, aber sie fliegen um einander herum und kommen sich nicht näher und denken nicht an einander. — Das ist eins. Dann gucke dir einmal die Beatrix an — sieht die aus, wie eine zufriedene Braut, deren Verlobter jeden Tag eintreffen kann, und deren Hochzeit vor der Thür steht? — Und endlich — ich habe mir gedacht, daß der junge Hohenengen, der Ulrich, ein ganz schmucker Mann für die Regine wäre, und daß sich das im Zusammensein schon von selber arrangiren werde. Aber

auch wieder nichts! Die Regine will nichts davon hören. Und doch sind's alle schmucke junge Leute und passen zu einander und verkehren so frei, wie sie mögen, es stört sie niemand in ihrem Treiben — haben sie denn kein Fleisch und Blut oder — steckt was Anderes dahinter, Agnes?"

Frau Rudhard hatte längst den Fuß und das Rad ruhen lassen, sich in ihren Stuhl zurück gelehnt und lächelnden Blicks auf die alte eifrige Freundin gesehn. „Wo ich mir das nicht gedacht habe," sagte sie nun, da die Dame schwieg, ziemlich heiter. „Den Ulrich konntest du nicht auslassen, Hedwig, und ich muß mich für den Jungen bedanken, daß du ihm grade diese Partie ausgesucht hast. Beide wären einander werth, denn er ist ein Junge, Hedwig, wie du ihn nicht ehrlicher, herziger, besser findest. Allein — ich kann's mir wohl denken, daß es mit ihnen nichts ist. Und es wird auch nichts," setzte sie hinzu und ihr Auge verdüsterte sich schnell und der Ton ihrer Rede klang ernst; „verlaß dich auf mich, Hedwig."

Die Baronin schaute sie betroffen und doch zugleich auch forschend an. „Was meinst du?" fragte sie langsam und wie gedankenvoll.

„Hast du das nicht selber gemerkt?" lautete die Antwort. „Das sollte mich wundern. Du siehst doch sonst gut genug, was um dich her vorgeht, und wär's noch so versteckt. Und ich sehe die jungen Leute fast immer nur einzeln und kurze Zeit und doch —"

Die Dame lachte. „Das ist ja eben das Wunder!" sprach sie. „Du bist aber, weiß ich wohl, so eine Art

General-Beichtiger, Agnes, dem man aus nichts ein Geheimniß macht, vor dem man sich gibt, wie man ist, und wenigstens die gesellschaftlichen Faxen ausläßt, die Unsereinen oft so sehr stören und blenden. Aber nur heraus damit! Ich versichere dich, die Regine liegt mir wahrhaft am Herzen, ich gönnte dem Kinde gern das freundlichste Sort von der Welt. Und der Ulrich Hohenengen —"

Agnes hatte freundlich und ein paarmal nickend der Rede zugehört. Nun aber wurden ihre Züge auf's neue ernst, ja fast traurig, und sie sagte plötzlich gedämpft: „ja der Ulrich, der liegt mir am Herzen, Hedwig, du glaubst nicht wie sehr, und ich sehe doch leider viel Trübes und Schweres für das arme Kind voraus. Es ist ein Unglück, daß er jetzt hergekommen und hier geblieben, und doch vielleicht noch kein so großes, als wenn er ihr später zuerst wieder begegnet wäre, wo alles vorbei gewesen. Ich will's dir erklären," fuhr sie fort, dem neugierigen Blick der Andern begegnend. „Aber, Hedwig, — darum traf dich das Bild deiner Kinder zur rechten Stunde," setzte sie finster hinzu, „und mahnt dich zur Vorsicht und Barmherzigkeit! — Siehst du — ich muß dich zuerst fragen: kennst du Ulrichs Bruder, den Grafen Eberhard? Weißt du, wie die Verlobung zwischen ihm und Beatrix sich gemacht?"

Frau von Bergen schüttelte den Kopf. „Ich hörte nur das Allgemeine," erwiderte sie, „und fand nichts Besonderes dabei, da er der Erbgraf, jung, wohlgebildet, glücklicher Soldat, und mein Bruder so gut wie meine Nichte ja für

den Stand enragirt sind. Ich sah ihn ein- oder zweimal hier, aber früher, vor dem Kriege."

„Nun wohl, Hedwig, das ist alles so richtig. Du erinnerst dich aber wohl nicht, — du kamst damals ja wenig her — daß als der Vater der beiden jungen Grafen starb und unser Rüdiger die Vormundschaft erhielt, Eberhard einstweilen noch bei seinem mütterlichen Oheim blieb und nach einiger Zeit zu den Jesuiten in Freiburg kam — der Onkel war bekanntlich katholisch geworden — und trotz alles Protestirens des Vormundes bis zum Tode des Onkels nicht frei wurde. Nachher war er dann ungefähr ein Jahr bei uns und ging mit dem General — der sagte mir, das werde ihm die katholische Erziehung vollends aus dem Sinn bringen — in preußische Dienste. Nun ist er seitdem ein paarmal hier gewesen, ein schöner Mensch, Hedwig, stattlich und artig, aber kalt, wie mir scheint, fein und schlau, kurz ein Mensch, dem man anmerkt, daß er nicht zwischen uns aufgewachsen, wie sein Bruder Ulrich. Unrecht thun will ich ihm nicht, ich kenne ihn auch nicht viel. Aber ein Herz zu ihm fasse ich nicht, und als er vor zwei Jahren vor Weihnacht in Urlaub hier war und es kund ward, daß die Beatrix seine Braut sei, sah ich zwar gut genug, wie das gekommen, — es war eigentlich sehr natürlich, wie du sagst — aber ich erschrak doch sehr, als Rüdiger mir zuerst davon sagte.

„Ich hatte mir so ganz etwas Anderes gedacht," redete sie weiter; „allein wie die Sachen nun einmal standen, konnte und mochte selbst ich nicht zu Rüdiger reden. Was hätt's geholfen? Du weißt ja, wie dein Bruder ist. Dir sag'

ich es jetzt aber, obgleich ich davon wenig mehr hoffen kann. Ulrich war hier aufgewachsen, und er und Beatrix waren schon damals schier wie ein Ehepärchen. Sie haben schwerlich an die Zukunft gedacht, Hedwig," setzte die alte Frau im wahrhaft bekümmerten Ton hinzu, „sie waren ja nur Kinder und wußten's nicht, daß sie einander lieb hätten, damals nicht und auch nachher noch nicht. Nun jedoch, da sie sich wieder trafen —" sie schüttelte den Kopf und brach ab.

Die Baronin hatte ihr immer gespannter, immer ernster zugehört und ihre hohe Stirn furchte sich immer tiefer. „Sollte das möglich sein?" sprach sie jetzt gedämpft. „Wie du es hinstellst, finde ich es leider sehr begreiflich, aber dennoch, Agnes — täuschest du dich nicht etwa? Es wäre ja wirklich ein erschreckliches Unglück, denn ich sehe gar keine Aussicht für sie! — Eine Verlobung zurückgehn! — Ein Bruder der Nebenbuhler des andern, und das Mädchen schwankend zwischen ihnen — es wäre ja entsetzlich, sage ich, mein Bruder würde außer sich sein! Und doch, wenn ich mich erinnere, wie Beatrix —" sie brach gleichfalls ab und richtete in Gedanken versunken den Blick zu dem Fenster, hinter dem der Abend schon seine erste leichte Dämmerung auszubreiten begann.

„Es ist nicht anders," sprach Frau Rudhard nach einer Pause. „Ich täusche mich nicht. Ob sie Beide schon klar sehn, weiß ich nicht, obschon ich es von Beatrix fast glaube. Laß aber Eberhard hier sein — da ist's vorbei; sie wissen's dann Beide, wie es mit ihnen steht."

Es war ein langes Schweigen, bis die Baronin den

Kopf erhob und plötzlich ziemlich barsch sprach: „das ist so oder so aber nichts als dummes Zeug. Es haben sich hunderte gefügt und hunderte müssen sich fügen, die in ähnlicher, oder noch nicht so schlimmer äußerer Lage. Hier ist gar keine Aussicht. Es muß gehn, wiederhole ich, und es wird gehn, wie immer.“

„Wie immer?“ fragte Agnes mit scharfer Betonung und sichtbar gar unangenehm berührt. „Das sagst du und hast doch grade das Gegentheil erfahren?“

„Ich bitte dich, laß das ruhn, Agnes!“ versetzte die Andere rasch und mit kaum verhehlter Heftigkeit. „Streiten und Reden ist hier ganz umsonst, die Sache ist aussichtslos, wie du selber einsiehst —“

„Das sehe ich nicht ein. Eberhard sieht auf Rang und Vermögen, weiß ich. Rang hat er hier bei der Ruhneckerin allerdings, aber Vermögen — du weißt selbst, Hedwig, daß die Comtessen nur das Erbe der Mutter haben. Was meinst du, wenn man ihm deine Neustädt in den Weg schöbe — er findet Geschmack am Wechsel und an hübschen Gesichtern, sagte Ulrich mir neulich einmal.“

Die Baronin sah die Sprecherin mit einem gedankenvollen Blick schweigend an. „Unsinn!“ sagte sie aber endlich und stand auf und schritt rasch auf und ab.

Agnes lächelte vor sich hin. Es zündet! dachte sie, und laut und wieder ernsten Augs sprach sie dann: „ich begreife überhaupt deinen Widerstand nicht, Hedwig. Da du einmal Pläne zu machen liebst, solltest du doch den ausführbaren vorziehn, zumal der eigentliche ganz in die Brüche

geht. Den Ulrich mußt du aufgeben, und noch mehr die Heydeck — da ist's gar nichts."

„Regine?" Die Bergen blieb stehn und warf das Haupt auf und einen finstern Blick zu der alten Frau hinüber. „Wird sich die auch einer alten Liebe klar?"

„Einer alten? Nein, aber doch, daß sie ein Herz hat, meine ich, und zwar nur für den Einen."

„Für wen?"

„Und das fragst du noch, Hedwig?"

Die Baronin starrte sie an; dann zuckte sie zusammen und fragte hastig: „du meinst doch nicht Eckhard?"

„Wen denn sonst?" lautete die ruhige Entgegnung.

Und da warf die Baronin das Haupt noch höher auf und streckte beide Hände empor und rief mit bitterem, grollendem Lachen: „die Regine den Eckhard? Sind deine Menschen denn alle toll geworden, Herr Gott im Himmel?"

„Versündige dich nicht, sondern übe Erbarmen, wie du es selbst erwartest," redete Frau Rudhard nachdrücklich.

Sie wurde jedoch von der Andern mit den heftigen Worten unterbrochen: „genug, Alte! Ich will kein Wort mehr davon hören. Gute Nacht für jetzt, und merke dir — es hat alles seine Grenzen, selbst deine Herrschaft über mich und meine Geduld."

Da erhob sich Agnes kräftiger als sonst aus ihrem Stuhl und stand. „So nimm noch ein Wort mit auf den Weg," sprach sie mit gleichfalls gefurchter Stirn. „Du hast gefragt, wer dir das Bild hingesetzt habe — das habe ich thun lassen, Hedwig, weil ich dich daran erinnern wollte,

daß es Zeit für dich sei, Erbarmen zu haben, menschlich zu fühlen. Ich bin nur eine Dienerin deines väterlichen Hauses, aber du und die Deinen haben mir mehr am Herzen gelegen als dir, der Tochter, Schwester, Tante und Mutter. Du machst deine Pläne und kämpfst für sie, und ich thue das gegenwärtig auch. Gehe hin und kämpfe nun auch mit mir, wenn du willst; es ist unnatürlich, meine ich fast, aber ich nehme es an, Hedwig. Vergiß dabei jedoch nicht, daß — Regine deiner Tochter Tochter ist, Margarethens Kind und deine Enkelin."

Die Frau von Bergen starrte die alte so bitter ernst sprechende Freundin an, wie man ein Gespenst ansehn mag — leichenbleich und wortlos.

VII.

Der Schreck noch einmal.

Auf den Bewohnern der Ruhneck lag es wieder einmal wie ein schwerer quälender und beengender Druck, ohne daß, mit Ausnahme der beiden alten Frauen, irgend einer von ihnen recht gewußt hätte, woher er gekommen, ja worin er nur überhaupt bestände. Es war so gar nichts geschehn, es war im Grunde so gar nichts verändert, konnte man sagen; der Himmel war noch blau und die Luft frisch und

rein, die Menschen verkehrten mit einander, wie bisher und standen sich gelegentlich heiter und neckend, freundlich und zutraulich gegenüber, und dennoch empfand jeder, daß etwas geschehn sein müßte, und es war mit einem Wort, als liege etwa ein schwer Kranker im Hause, dem zu Liebe jeder leiser geht und gedämpfter redet, dessen man unwillkürlich bei allem Thun und Reden gedenkt, so daß die Erinnerung an ihn sich wie ein Schleier über jede Miene legt und jeden unbefangenen Genuß der Gegenwart verhindert, ja fast wie ein Unrecht erscheinen läßt.

Antoinette war die Einzige, die sich noch frisch und aufrecht hielt und zu Zeiten wenigstens der alten Lust und Heiterkeit Bahn zu brechen suchte; allein auch sie blieb nicht unberührt und fragte mit sehr gesetzter, komisch-trauriger Miene Eckhart zuweilen: „sagen Sie mir auf's Gewissen, lieber Graf, was hat Ihr gestrenger Herr Vater mit uns vor? Will er die Ruhneck nach alter frommer ritterlicher Sitte mit all ihren Bewohnern dem Himmel weihen und eine Art von St. Lucienstift aus ihr machen? Wird am Ende schon die Kapelle drüben im Thurm neu hergerichtet, und müssen wir nun bald im langen Zuge den Corridor zu ihr dahinziehen? Ach lieber Graf, die Vorzeichen sind wirklich da und recht traurig! Ihr seid ja alle schon todtenstill, und mir ist wahrhaftig zu Muth, als brauchten wir nur noch die Kleidung, um alsbald ganz fertig und regelrechte Mönche und Nonnen zu sein! Bitte, bitte, Graf Eckhard, avertiren Sie mich rechtzeitig! Ich fühle so wenig Beruf in mir zu solchem heiligen Leben und gehe auf und

davon, und wär's in die weite, weite Welt. Es muß dort immer noch amusanter sein als bei euch, ihr langweiligen Menschenkinder!"

Mit solchen Worten und Neckereien brachte sie dann freilich Eckhard so gut wie die Andern zum herzlichen Lachen, und man hörte eine kurze Zeit lang wieder die fröhlichen Stimmen und schaute die heiteren Mienen. Aber es hielt nur nicht vor, und um so weniger, da jeder, mit Ausnahme Antoinettens, einen Theil des Drucks wenigstens aus sich selbst, aus den eigenen ernsten Gedanken und Gefühlen abzuleiten geneigt war und, was ihn selbst betraf, auch wirklich ableiten mußte. Denn es hatte sich auch hier nichts verändert. Ulrich und Beatrix gingen still neben einander hin, ringend mit ihrem Innern, Beide täglich sicherer darüber, daß sie einander verloren, sie, die sich nie hätten verlieren sollen; Beatrix fast unterliegend dem Bewußtsein, daß sie sich auf das furchtbarste getäuscht und ihr ganzes Dasein durch diese Täuschung zu einem qualvollen gemacht habe; Ulrich in dem traurigsten und schwersten Conflict zwischen dem so warm und voll aufwallenden Gefühl und der kalten und starren Pflicht und Ehre, zwischen Glück und Unglück aus eigener Hand.

Kaum stiller war Regine, welche, wenn auch nicht an dem Recht ihrer Liebe, doch desto ernstlicher an der Anerkennung desselben und an dem Bestande ihres Glücks zweifelte, je länger sie mit den Menschen, welche sie umgaben, zusammenlebte, und je tiefere Blicke selbst sie in dieselben thun konnte. Sie hätte die Nähe des Geliebten froh ge-

nießen, und dem Verkehr mit ihm fast ohne Zwang sich hingeben können, da weder von Störung, noch besonderer Beobachtung etwas zu merken war. Allein sie wurde niemals der Scheu und Schüchternheit vollständig Meister, welche einen Grundzug ihres Wesens bildeten und vielleicht in ihrem bisherigen Lebenswege begründet waren, und die Liebe in ihrem Herzen und dies Herz selbst waren noch so knospenhaft, daß ihnen die Heimlichkeit und Stille wohl that und sie sich, selbst vor den Augen des Geliebten allein, nur selten und schüchtern zu enthüllen wagten. Regine wäre auch in der freisten Stellung und in der glücklichsten Lage sicher eine glückliche und liebreizende, schwerlich aber jemals eine fröhliche Braut gewesen. An niemand zeigte sich's wie an ihr, daß die erste Liebe eines jungen Mädchens eins der schamhaftesten Gefühle ist und dennoch, vielleicht aber grade deßhalb, sie mit jenem unsagbar süßen und unwiderstehlichen Reiz umkleidet, welcher sie in allen Augen heiligt und sie hoch über alle irdischen Geschöpfe erhebt.

Niemand störte, niemand beobachtete sie, wie es schien — es war äußerlich auch so wenig an ihr zu bemerken, was sich gegen früher verändert zeigte, es müßte denn zu Zeiten ein noch tieferes Träumen, oder ein andermal eine noch sichtbarere Befangenheit sie beherrscht haben. Die Schloßbewohner hatten aber anderes und zu viel mit sich selbst zu thun, um auf solche Zeichen zu achten, und seltsamerweise mußte es die einzige fröhliche Antoinette sein, welche einmal die Freundin innig umfaßte und ihr lächelnd zugleich und bewegt in die sanften Augen schauend leise

und neckend fragte: „Regine, ist's denn wahr, daß wir armen Menschenkinder zuweilen doch wieder im Paradiese leben dürfen? Wie gefällt dir's darin, Herzchen?“ —

Es war ein leiser Schreck in den blauen Augen, in den flüchtig erröthenden Zügen des Gesichts, aber nur um alsbald einem unendlich süßen, leisen Lächeln, dem ganzen Ausdruck eines scheuen und träumenden, doch tiefinnig bewußten Glücks Platz zu machen, als die Kleine die neckende Freundin kaum anzublicken wagte und dann leise ihre Arme um sie legte und das Köpfchen an ihre Schulter schmiegte und flüsterte: „o sei still, Antoinette!“

Es lag in diesen einfachen Bewegungen, in diesen wenigen Worten etwas, das selbst Antoinette fortriß. Sie schlang den Arm fest um Reginens weiche Gestalt und hob mit der andern Hand den Kopf derselben auf, so daß die treuen Augen den ihren nicht mehr ausweichen konnten, und sie küßte diese Augen und rief enthusiastisch: „o Kind, wenn dich je ein Mann so hält und dich so sieht, und wird nicht — schier toll vor Liebe,“ setzte sie lachend hinzu, „und streitet nicht um deinen Besitz mit allen himmlischen und irdischen Heerschaaren, so ist er nicht werth zu athmen, und ich selbst werde mich als Engel mit dem Flammenschwert vor das Paradies stellen und ihn nie wieder dir nahen lassen. Denn deiner und deines Besitzes ist eigentlich gar kein Mensch werth — als ich!“ schloß sie lustig und zog die lächelnde Freundin ungestüm ans Herz und bedeckte das feine, glühende Gesicht mit ihren Küssen.

Eckhard schien freilich aber auch zu nichts weniger ge-

neigt, als zu einem Aufgeben seines Glücks, sei's mit oder ohne Kampf, wenn er auch nicht grade, nach Antoinettens Ausdruck, „toll vor Liebe" erschien. Im Gegentheil spürte man auch aus seinem äußern Wesen und Treiben kaum jemals, daß es etwas in ihm gab, was ihn vollständig durchdrang und beherrschte. Neben der tiefen Seligkeit, mit der ihn das Bewußtsein erfüllte, daß ihm in Reginens Liebe das höchste Glück der Erde zu Theil geworden, fühlte und wußte er leider ebenso gut und sah es täglich klarer, was sich diesem Glück alles entgegenstellen könne, und mit aller Kraft, deren er fähig, zügelte und beherrschte er sein Gefühl und hielt es drinnen im Herzen, fest überzeugt, daß je schneller diese Liebe von den Seinen entdeckt würde, desto weniger Aussicht auf die Zustimmung derselben, desto härter der Kampf sein müßte.

Wie sein Vater nun einmal war und über dergleichen dachte, sah Eckhard die einzige Möglichkeit eines Nachgebens und Zustimmens darin, daß derselbe mit Reginen so lange und so unbefangen vertraulich wie irgend thunlich zusammen weilte und durch die Liebenswürdigkeit und den unwiderstehlichen Liebreiz des holdseligen Kindes so weit selbst eingenommen und hingerissen würde, um seinen Vorurtheilen um ihretwillen zu entsagen. Und er glaubte ein solches Endergebniß um so mehr hoffen zu dürfen, da Graf Rüdiger sichtbar schon jetzt durch die Kleine eingenommen war. Der stille und meist grämliche oder finstere Mann ließ sich augenscheinlich durch ihre Gegenwart erheitern, suchte sogar ihre Nähe und hatte so herzliche Worte und

Blicke für sie, wie sie den Andern selten oder nie zu Theil wurden. — Bei der Tante, die in diesen Angelegenheiten eine Hauptstimme besaß und überdies einen Einfluß auf Meinen und Handeln des Vaters hatte, dem dieser, wenn auch unbewußt, fast immer nachgab, hoffte Eckhard ein fast noch leichteres Spiel zu haben. Sie kannte Regine länger und viel besser als Graf Rüdiger und war dem Mädchen sichtbar auf's freundlichste gesonnen.

So blieb er vorsichtig und gehalten, obgleich ihm dies Zurückhalten und Verheimlichen dessen, was ihn mit solcher Seligkeit, mit solcher leidenschaftlichen Zärtlichkeit erfüllte, oft zur schier unerträglichen Qual wurde. Allein er mußte sich auch um Reginens selber willen zügeln, denn das schüchterne Kind wich bange zurück vor jedem Ausbruch seiner Leidenschaft und ließ ihn nur selten aus einem träumerischen innigen Blick, aus einem leisen, flüchtigen Wort errathen, daß ihr Herz für ihn schlage und daß sie innerlich ihm nahe sei.

Allein mit ihr war er wenig, und sie suchte ein solches Zusammensein auch noch stets so viel wie möglich abzukürzen, so daß er oft traurig, zuweilen fast zürnend der Entweichenden nachschaute. Hätte man dem lieben Geschöpf nur wirklich zürnen können! Eckhard wenigstens vermochte es nicht, und selbst wenn er sich einmal im ersten Moment nach ihrem Entfliehen sagte: o Regine, gibt dir deine Liebe nur Scheu gegen mich? Ist es so kühl in dir, daß Rücksicht und Bedenken immerdar dein Gefühl beherrschen — und ist das noch Liebe — Liebe, wie ich sie dir gebe, wie

ich sie von dir ersehne? — so wich das alles doch gleich wieder der Erinnerung an eine der seltenen Begegnungen, wo sie ihm nicht entflohen, wo die Knospe sich leise, leise vor ihm erschlossen und ihn berauscht hatte durch die Fülle des süßesten Dufts und des köstlichsten Glanzes, die er in ihrem Innern gewahren durfte. Denn solche Begegnungen waren doch auch gekommen. Die Liebe und die Sehnsucht überwältigten einmal Reginens junges Herz und ließen es dem Geliebten offener und heiß entgegen schlagen.

Es wäre freilich auch unnatürlich, ja noch mehr, es wäre gefährlich und thöricht gewesen, hätten Beide sich stets ausweichen und jedes Alleinsein vermeiden wollen. Bei dem durchaus zwanglosen Leben auf Ruhneck und dem durch nichts beschränkten Verkehr der Bewohner unter und mit einander, hätte es grade auffallen müssen, wenn man Eckhard und Regine nie zusammen oder stets schnell von einander gehend erblickt haben würde, während der Eine wie die Andere doch mit allen Uebrigen unbefangen verweilten, wo Absicht oder Zufall sie grade vereint hatten. Es war kein Mensch auf der Ruhneck, der eine Gelegenheit, einige Zeit an des Mädchens Seite zu verweilen, nicht mit Freuden benützt hätte. So hatte sie es allen angethan.

Und heut war einmal ein Tag, wo Regine nicht die Kraft gehabt hatte, vor Eckhard zu entfliehen. Nach dem Mittagsessen war sie, da man dann jetzt meistens auseinander ging, in den kleinen Garten gekommen und hatte sich auf der Bank im Vorsprunge der Brustwehr niedergelassen. Unter ihr zog sich die Waldschlucht schweigend hin mit ihren

dunklen Tannenwipfeln, in denen die ersten Vögel zu weilen und zu rufen begannen; links, wo sie gegen die Mulde hin auslief, gewann man einen Blick auf die Matten des Thals, die sich bereits frisch und grün zu färben anfingen, gegenüber aber stiegen die Waldhöhen womöglich noch stiller empor und begrenzten die Aussicht mit den alten regungslosen Stämmen und den Felsmassen, die hie und da zwischen den Bäumen sichtbar wurden. Vom Thal herauf klangen hin und wider die schweren Hammerschläge des Kupferwerks bald langsamer, bald rascher zu dem ruhenden Mädchen empor, das einzige Zeichen von der Nähe und der Thätigkeit der Menschen. Der Garten war verlassen, und der Kapellenthurm links und die langen Fronten der umgebenden Schloßgebäude schauten mit ihren starren Mauern und verödeten Fenstern schweigsam darein und erhöhten nur die Einsamkeit des Plätzchens.

Da weilte Regine und legte das Haupt in die Hand und schaute träumend hinaus; und so fand sie Eckhard. Sie hatte ihn nicht fortgewiesen und auch nicht Miene gemacht, selbst sich zurückzuziehen. Die Welt mit ihren Sorgen, ihrem Unfrieden, ihren Kämpfen war ihnen so fern an dieser Stelle und in dieser Stunde. Sie redeten auch nicht von ihrer Liebe, noch ließen sie sich durch die Einsamkeit rings zu einer Aeußerung ihres Fühlens hinreißen, die vor den Augen Anderer hätte unterdrückt werden müssen.

Da er sich zu ihr setzte, nahm er ihre Hand und zog sie an seine Lippen; sie ließ sie ihm noch eine kleine Weile, und ihre Augen begegneten im tief innigen Verstehn, in

hingebender Zärtlichkeit dem ebenso innigen, weichen und beglückten Blick des Geliebten. Dann aber zog sie die Hand, süß ihm zulächelnd, zurück, und Eckhard sprach heiter: „Und nun, Regine, Königin meines Lebens und meiner Seele, nun, da uns das Glück so schön vereinte, nun müssen Sie mir einmal von sich selbst erzählen, von Ihrem Dasein und Ihrem Werden, wovon ich ja noch gar nichts weiß. Ich kenne nur die Regine, die mich verzaubert hat. Sagen Sie mir, wie haben Sie diesen Zauber gewonnen?"

Ein flüchtiges, schämiges Lächeln durchflog das erröthende Gesichtchen und spielte um die gesenkten Augen, welche sie erst nach einer Pause wieder zu ihm zu erheben wagte. „Was reden Sie nur!" flüsterte sie, und der Klang ihrer Stimme, und der Blick des Augs, und die Lieblichkeit ihres sanften Lächelns übermannte ihn so, daß sein Herz bebte und er mit leidenschaftlicher und doch scheuer Zärtlichkeit seine Hand leise auf die ihre legte, die auf der Brüstung neben ihm ruhte. „O stellen Sie mich nicht zu hoch," redete sie weiter, innig zugleich und demüthig. „Ich habe und bin so wenig, Eckhard, und möchte doch so gern alles haben und sein, was dem Menschen bescheert ist, um Ihnen ganz zu genügen, um Ihnen Ihre Liebe zu danken und zu lohnen! Aber die Regine hat nichts als ihre Liebe und Treue, Eckhard!"

„Mit der du mich zum König der Welt krönst, du holdseliges, liebliches, einzig süßes Kind!" flüsterte er leidenschaftlich bewegt zurück. —

Das süße Lächeln streifte ihn noch einmal, einen kurzen

Moment ruhte ihr Blick auf ihm mit warmer Zärtlichkeit, dann aber drehte sie den Kopf langsam ab, wandte das Auge der grünen Schlucht zu und schaute sinnend hinaus.

„Was soll ich Ihnen von mir erzählen?“ sagte sie nach einer Pause, in der auch er sie nur schweigend angesehn. „Mein Leben ist so einfach, daß sich davon kaum etwas melden läßt. Was es mir an Trauer brachte, theil' ich wohl mit vielen Andern. Ich bin nicht mehr hochmüthig wie sonst, wo ich oft meinte, nur mich träfe so Schweres. Jetzt bin ich nur noch dankbar gegen den lieben Gott für all seine Güte und Gnade gegen mich. — Sehn Sie, Eckhard,“ sprach sie weiter, „ich weiß wenig von meiner Jugend zu sagen und noch weniger von meinen Eltern. Mein Vater hatte nach seiner Verabschiedung wegen schwerer Wunden die Postmeisterstelle in A. erhalten, einer kleinen Stadt, die nicht weit vom St. Lucien-Stift liegt. Dort lebte und starb er und hat den Ruhm eines wackern freundlichen Mannes hinterlassen. Ich selbst erinnere mich seiner nur sehr dunkel, da ich bei seinem Tode kaum vier Jahre zählte; doch weiß ich noch, wie er mich auf den Knieen geschaukelt und mich geküßt und mich wehmüthig sein armes kleines Mädchen genannt. Er hat wohl seinen baldigen Tod geahnt und wußte nur zu gut, wie traurig dann die Lage meiner Mutter sein werde.

„Wir waren sehr arm, lieber Eckhard, so arm, daß mir jetzt, wo ich dergleichen besser verstehen und berechnen kann, zuweilen die heißen Thränen in die Augen kommen, wenn ich mir vorstelle, wie meine Mutter gesorgt und ge-

rungen haben mag, um wenigstens ihr Kind vor dem nackten Mangel zu bewahren. Vermögen hatten wir gar nicht, und die Pension meiner Mutter, die sie aus besonderem Wohlwollen des Churfürsten für meinen seligen Vater erhielt, war so gering, daß sie nirgends zureichte. Ich weiß nicht, was aus uns geworden wäre, hätte nicht Fräulein von Neustädt, die damals schon Pröpstin zu St. Lucien war, uns auf jede ihr mögliche Weise unterstützt. Nun war auch das Stift nicht reich, und meine Mutter sehr scheu in der Annahme von Unterstützungen, selbst von dieser, ihrer einzigen Freundin und — ich glaube — Verwandten. Denn obschon ich sie Tante hieß, weiß ich doch nicht genau, ob sie es auch wirklich war; meine Mutter hat mit mir noch weniger über solche Dinge gesprochen, als später die Pröpstin selbst.

„Meine Mutter war leidend, so lange ich sie gekannt, und sehr still und traurig. Lachen hab' ich sie nie gesehn, gelächelt hat sie nur zuweilen über mich, bei meinen Spielen und Liebkosungen. Sie hat, glaub' ich, eine sehr trübe Jugend erlebt; wenigstens deuteten später gelegentliche Worte der Tante auf so etwas hin. Sie selbst hat mir darüber nicht geredet, nicht von ihren Eltern und ihrer Heimat gesprochen, und auch die Tante hat mich nachher mit meinen Fragen stets auf eine spätere Zeit verwiesen, bis sie im November so plötzlich starb. So weiß ich denn nichts von meiner Mutter, als was ich selbst erlebt habe, und das ist nur ihr Leiden, ihr Trauern, ihre unbegrenzte Zärtlichkeit für mich und ihr ganzes engelhaftes Leben und Wesen.

Denn ja, Eckhard," setzte das Mädchen hinzu, und die feuchten Augen bekundeten ihre tiefe Bewegung, „meine Mutter steht vor mir wie ein Mensch gewordener Engel, wie ein Wesen, das wegen Gott weiß welcher Schuld aus den höheren, lichteren und reineren Regionen auf die Erde verbannt war und an deren Staube krankte und zu Grunde ging. Ach Eckhard, sie war so unbeschreiblich gut, meine arme Mutter, so sanft und so schön, daß es meine heißeste Sehnsucht ist, einmal von jemand, der sie gekannt, zu hören, daß ich ihr nicht ganz unähnlich, ihrer nicht ganz unwürdig sei!"

„Regine!" unterbrach er innig das bewegte Kind und umfaßte sie, da es sein Arm nicht durfte, wenigstens mit seinem treuen zärtlichen Blick.

Sie schaute ihn wehmüthig lächelnd an. „Sie sind so gut, Eckhard," versetzte sie, „Sie stellen mich so hoch — zu hoch, lieber Eckhard! Was würden Sie erst, Sie mit Ihrem warmen innigen Herzen, von meiner Mutter gehalten haben, der nie ein anderes Wesen gleichkommen kann, die, ich wiederhole es, ein Engel in Menschengestalt war! Sie blieb auch nicht mehr lange in der drückend schweren Erdenluft, mein Freund," fuhr sie alsbald gefaßter fort; „sie lag, als ich kaum neun Jahre alt war, eines Morgens entschlummert auf ihrem Bett. — An demselben Tage kam Fräulein von Neustädt, um einmal nach uns zu sehn, von denen sie seit mehreren Tagen nichts erfahren, und traf die Todte und mich neben mir in meinem rath- und wortlosen Jammer. Sie besorgte das Nothwendige und nahm mich mit nach

St. Lucien, und seitdem bin ich im Stift geblieben bei ihr und Antoinetten, welche ein oder zwei Jahre später gleichfalls verwaist zu uns kam. Das ist mein Leben, lieber Eckhard. Ich kann nur noch hinzusetzen, daß mir die theure alte Frau ein kleines Vermächtniß hinterließ, um mich auch nach ihrem Tode noch zu unterstützen. Die Damen wollten mich im Stift behalten, ich sollte als Gesellschafterin der neuen Pröpstin gelten; Antoinette wollte mich jedoch nicht von sich lassen, und da ich sie sehr lieb habe und auch die Baronin mich herzlich zu sich einlud, bin ich ihr hieher gefolgt."

„Hierher — zu meinem Segen, zu meinem Glück, Regine!" sagte er gedämpft, aber es kam tief aus dem Herzen. „Aber, Sie böses Kind, von Ihnen erfahre ich ja nichts! Von meiner einzigen, himmlisch lieben Regine sagten Sie mir kein Wort!"

Sie schüttelte leise lächelnd den Kopf. „Ach, lieber Eckhard, von der weiß ich auch nichts," versetzte sie. „Die Regine ist ein sehr wildes, lautes Kind gewesen, das seinem Mütterlein viel weniger Freude machte, als es jetzt oft schmerzlich ersehnt! Nachher, im Stift, bin ich nach und nach gesetzter geworden, ja sogar zuweilen zu still und zu träumerisch, so daß mich Tante Neustädt wohl einmal darüber schelten und ernstlich auszanken konnte. Und nun — bin ich eben, wie Sie mich kennen," schloß sie wiederum lächelnd.

Seine Entgegnung, worin sie nun auch bestanden haben möchte, wurde durch eine so außergewöhnliche Erscheinung

verhindert, daß Beide fast erschrocken von ihrem Sitze auffuhren. In einem der jetzt noch kahlen Heckengänge, welcher im Sommer einen schattigen Pfad von dem Thor eines Seitenflügels bis in die Mitte des Gartens bildete, sahen sie auf einmal die Gestalt der Baronin mit ihren großen energischen Schritten schnell daherkommen, den Kopf hoch, die Gestalt grade, die Arme in lebhafter Bewegung, als sollten sie die Eile noch befördern, und das schwere braune Seidenkleid, das sie heut wie immer trug, wogte und schlug, möchte man sagen, Wellen gegen die Hagebuchenstämme und Zweige der Hecken.

„Bei Gott, Tante Bergen!“ sagte Eckhard ganz bestürzt und starrte der sich rasch Nähernden entgegen, als möge er noch immer nicht seinen Augen trauen. „Was heißt denn das? Gibt's ein großes Unglück oder ein großes Glück? So lange ich denken kann, hab' ich das nicht gesehn!“

„Es gilt Ihnen und mir,“ murmelte Regine erregt.

„Unmöglich! Und wäre es — seien Sie guten Muths!“ flüsterte er zurück, und Beide wandten sich rasch der Nahenden entgegen.

Da stand sie vor ihnen und maß sie mit einem ernsten, jedoch nicht strengen Blick von unten bis oben. „So, so, ihr seid's?“ sagte sie; „so allein und so einsam auf dem ‚Söller‘, wie man's zu meiner Zeit hieß?“

„Freilich, Tantchen,“ versetzte Eckhard unbefangen, aber sein Auge ließ keinen Zug und keine Regung in dem Gesichte der Dame unbeachtet; „Fräulein von Heydeck und ich zogen Beide das Wachen dem Schlafen und die frische Luft

dem dumpfen Zimmer vor und freuten uns, mit einander plaudern zu können. Aber was um Gotteswillen bringt Sie aus Ihrer Clausur und in die Luft? Ich habe schon zu dem Fräulein gesagt, daß ich dies noch nie von Ihnen erlebt."

„Bah, mon ami," gab sie zurück, „ich bin kein Kind und kein Schwächling. Ich kann alles, was ich muß. Ich sah dich hier, droben vom Thurm aus, —" Eckhard erhob unwillkürlich seine Augen und sah allerdings das höchste Geschoß des Bergfried den davorstehenden Schloßhügel überragen — „ich hatte mit dir zu reden und niemand zu schicken. Ich besorge meine eigenen Affaires auch am liebsten selber, mon neveu; et après tout," setzte sie mit einer unbehaglichen Miene gleichfalls aufblickend in ihrem etwas seltsamen Stile hinzu, „diese extraordinairen menaces du ciel derangiren mich in meinen Gewohnheiten."

Pest! dachte Eckhard, als er diesen Redefluß und all die fremden Ausdrücke hörte, das sieht bös aus! Hätte Regine doch am Ende recht gehabt? — Sein Auge streifte das schweigend dastehende Mädchen und folgte dann dem Blick der Tante, welcher noch immer auf den dunklen, unheilvollen Wolken haftete, die über das Waldgebirge in immer dichteren Massen emporzuschweben begannen und wenigstens einen Theil der Aufregung in der alten Dame erklärten. Denn die kräftige und geistesstarke Frau wurde durch ein aufsteigendes Gewitter, das sie früher spürte und erkannte als irgend ein anderer, stets in die unbehaglichste Stimmung versetzt und vermochte dann um alles in der

Welt nicht im engen Raum eines Zimmers auszuhalten. Trotz ihrer Scheu vor der Luft suchte sie in solchem Fall zuweilen das Freie, immer wenigstens größere Räume und womöglich Gesellschaft auf, in deren Kreise sie dann seltsamerweise beim wirklichen Ausbruch des Wetters gewöhnlich die Gleichgültigste und Kälteste von allen war.

Und heute schien sie allerdings gleichfalls richtig das Kommende geahnt zu haben. Es konnte kaum mehr ein Zweifel sein, daß in jenen Massen sich Blitz und Donner verbargen; der weiße Dunst flog ihnen voraus über den bisher so tief blauen Himmel, und die Luft, wie Eckhard erst jetzt spürte, drückte schwül und erschlaffend. Mit einem Wort, es breitete sich eins jener Gewitter vor, durch welche die ersten Monate dieses Friedensjahres, wie schon oben berichtet wurde, so eigenthümlich ausgezeichnet wurden.

„Wahrhaftig,“ sprach er, „das kommt schnell und sicher genug. Aber lassen Sie uns hineingehn, Tantchen; wir können ja im großen Saal bleiben. Die Andern werden sich bald zu uns finden.“

„Ah bah!“ sagte sie, verdrießlich den Kopf schüttelnd. „Man sieht ja von dort nichts! Ich muß diesem ennuyanten Feinde in's Gesicht sehn, so widerwärtig er mir auch ist. Auch habe ich mit dir zu reden, mon ami, und wünsche dazu keine Zuhörer. Wir haben Zeit genug hineinzugehn, wenn's los geht, und werden uns auch noch lange genug im Saale langweilen müssen, denn es wird schwer, sehe ich. Gehe hinein, meine Kleine,“ fuhr sie gegen Regine gewendet fort, und ihr Blick weilte freundlicher auf dem

Mädchen, und es war auffallend, um wie viel ruhiger und einfacher plötzlich auch ihre Rede wieder geworden. „Suche die Uebrigen auf und bleibe mit ihnen im Saal und lasse ein paar Lichter anzünden — es ist dort sonst so unbehaglich dunkel! — Wir kommen dir bald nach.“

Wieder war es ein milder Blick, welcher dem sich entfernenden Mädchen folgte und es bis an die Thür des Schlosses begleitete, ja Eckhard meinte darin zu seinem Erstaunen einen Ausdruck zu finden, den er, so hoch er die Tante im Uebrigen auch stellte, noch niemals in ihrem Auge wahrgenommen hatte — war's warme, innige Theilnahme, oder Wehmuth, oder Beides vereint? — Er fühlte sich neugieriger und immer neugieriger werden und durchspähte das Gesicht der Dame noch aufmerksamer, während sie ihre Augen von der hinter der Thür Verschwundenen zu den Wolken erhob und deren Fortrücken beobachtete. Und im nächsten Momente wandte sie ihm plötzlich das Auge zu und maß ihn mit einem durchbringenden Blick und sprach: „also mein Herr Träumer, man hat seine Partie genommen und Fräulein von Heydeck zu lieben beschlossen? Hm? Ist die Liebe groß, Herr Neffe?“

Und wäre der erste Blitz, der eben dem Gewölk drüben entzuckte, zu seinen Füßen in den Boden gefahren, und hätte der dumpfe Donner tönend über seinem Haupte gerollt, Eckhard wäre vermuthlich weniger zusammen- und zurückgefahren als vor diesen Worten und vor diesem Ton der Baronin. Er starrte sie auch an, wie jemand, der aus dem Schlaf erweckt, plötzlich etwas ganz Unerwartetes vor

sich schaut und nicht weiß, ob er wacht oder träumt; er strich sich auch mit beiden Händen über die Stirn — allein er träumte nicht, er sah die Dame vor sich, wie sie leibte und lebte, aufrecht und steif, die Hände auf dem Rücken, das Auge fest auf ihm ruhend, dies Auge, das dunkel und scharf bis ins Herz dessen drang, den es einmal mit der vollen Gewalt seines Blicks erfaßt hatte. Und die Worte tönten so laut, so erschreckend in seinen Ohren, daß er sie schier noch einmal zu hören glaubte. Er rang nach Fassung — der Kampf war ja da und wurde vielleicht der schwerste, den er jemals zu bestehn hatte — alle möglichen Einzelheiten und Momente des Angriffs, alle Phasen und Wendungen seines Widerstandes schossen im Nu durch seinen Kopf, und er wußte kein Wort hervorzubringen als: „aber Tante!“ —

„Aber Tante, wie kamst du mir auf die Spur, die ich so ganz verborgen wähnte? willst du fragen, Herr Narr, nicht wahr?“ unterbrach sie ihn, und ihre Stimme schwankte zwischen Ernst und Laune. „En verité, mon ami, du bist ebenso ridicule, wie jeder verliebte Mann! Ihr denkt immer, keine Menschenseele ahne etwas von eurem Treiben, während au contraire doch keine Menschenseele auch nur einen Augenblick darüber im Zweifel ist.“ —

Die Dame bedachte bei diesen Worten nicht, daß sie selber vor einigen Tagen, in welchen sich noch obendrein nichts im Wesen des jungen Paars geändert hatte, durch Frau Rudhards Mittheilung noch heftiger erschreckt war als jetzt ihr Neffe durch ihre Worte, und es war eigentlich

schade, daß der junge Mann von jenem Vorfall keine Kunde haben konnte, die er so gut hätte verwerthen können. Nun mußte er sich freilich selbst zu helfen suchen, und er half sich auch, indem er, dem Blick der Baronin ernst und fest begegnend, nicht laut, aber mit klarer und deutlicher Stimme entgegnete: „Sie haben nicht unrecht, Tante, ich dachte ungefähr so, allein ich hatte auch ein Recht, so zu denken. Denn mögen Sie's erfahren haben, wie und von wem Sie wollen — aus des Fräuleins und meinem Benehmen haben Sie es nicht abnehmen können, das weiß ich. Aber das ist jetzt sehr gleichgültig," fügte er entschlossen hinzu. „Sie wissen's und mögen es wissen — ja, ich liebe Regine, und die Liebe ist groß, um Ihre Worte von vorhin zu gebrauchen. Ich spotte aber nicht."

Die alte Frau sah ihn einen Augenblick schweigend und fast zürnend an, bevor sie sagte: „dies Bekenntniß ist entweder ein schamloses und setzt bei dir und mir einen merkwürdigen Grad von Nichtswürdigkeit voraus, oder ich muß wohl daraus schließen, daß du wirklich — thöricht genug bist, Knabe, die Sache ernst zu nehmen."

Seine Brauen waren zusammengezogen und seine Augen begegneten mit finsterem und stolzem Blick den ihren, als er rasch erwiderte: „entweder verstehe ich Ihre Worte falsch, Tante, oder thue — Ihnen gegenüber — wohl am besten daran, sie nicht zu verstehn. Ich weiß nur, daß es ein auserkorener Schuft sein müßte, der mit Fräulein von Heydeck anders als im tiefsten Herzensernst verkehren zu

können gedächte. — Für jeden Andern als für Sie hätte ich eine andere Antwort gehabt, Tante."

„Sieh, sieh!" sprach sie, und ihr Ton war spöttisch, aus dem dunklen Auge blickte aber etwas wie Wohlgefallen, „Ruhneck oben, merk ich! Wachst du auf, Knabe? Am liebsten, glaub' ich, gingst du mir direkt zu Kleide, Herr Narr! Brauchst dich übrigens nicht zu geniren," setzte sie in der besten Laune hinzu und ihr Aug' blitzte fast lustig. „Ich stehe meinen Mann so gut wie irgend ein Ruhneck, und habe schon mehr als einmal ein Pistol in der Hand gehabt und mein Fleuret geführt. Beliebt's?"

„Tante," bat er, denn er konnte der seltsamen Frau in diesem Augenblick nicht länger zürnen, „scherzen Sie nicht, wo mir so todtesernst zu Muth, und setzen Sie die nicht durch Worte, wie Ihre vorherigen, herunter, welche doch auch Ihnen so lieb zu sein, so hoch zu stehn scheint —"

„Wie dir, meinst du?" unterbrach sie ihn mit sich wieder faltender Stirn. „Bezweifelst du etwa, Knabe, daß ich jene Worte eben deßwegen sprach, weil das Mädchen mir vielleicht sogar höher steht als dir?"

„O Tante!" rief er lebhaft bewegt und ergriff ihre Hand und zog sie mit Ungestüm an die Lippen; „seien Sie hundertfältig gesegnet! Solch' ein Glück, solch' eine Uebereinstimmung hab' ich kaum zu hoffen gewagt!"

Ueber die dunkelgrünen Waldberge drüben fuhr ein greller Blitz hin, der Donner folgte ihm laut grollend durch den Wiederhall lang hinausgezogen, und ein Windstoß brauste an den Schloßgebäuden vorüber und durch den

Garten, daß die damals schon alten Bäume erbebten und die jüngeren sich gleich Rohren beugten. „Hab' ich's nicht gesagt?" sprach die Baronin, mit sichtbarer, wenn auch nur augenblicklicher Unbehaglichkeit zu dem immer drohender sich gestaltenden Wetter hinüberschauend. „Wir kriegen's voll und ganz und — müssen nun auch hinein. Mir wird's zu kühl." Und sie wandte sich hastig dem Schlosse zu.

Sie schritten durch den langen, einem Corridor ähnlichen Flur des neueren Flügels und betraten die unteren, fast dunklen, festgewölbten Räume des alten Schlosses, ohne ein Wort zu wechseln, die Baronin sichtbar verstimmt und mehr als einmal, wenn ein Blitz durch die engen Fensteröffnungen leuchtete, unwillkürlich zusammenzuckend und irgend einen dumpfen unwilligen Laut vor sich hin murrend; Eckhard tief, ja finster nachdenklich und daneben gleichfalls das Gewitter verwünschend, das jeder weitern Unterhaltung für den Augenblick ein Ende gemacht zu haben schien. Er hatte sich aber getäuscht, denn am Fuß der schweren Treppe, welche hier zu dem großen Saale hinaufführte, machte die Baronin plötzlich halt.

„Horch auf," sprach sie gedämpft und stützte den Ellbogen leicht auf die Endsäule des Geländers und ließ den Blick wieder mit seiner vollen Gewalt auf Eckhards Gesicht ruhen, „ich will dir sagen, was keine Menschenseele weiß außer mir und — dem, von dem ich's selbst erst kürzlich erfahren, und ich nehme dein Wort als das eines Ruhneck und eines Cavaliers, daß du die Sache für dich behältst, bis ich dich zu reden autorisire — Regine ist meine Enkelin."

Er fuhr zurück und starrte sie erschrocken an. „Tante!" stammelte er. —

„Ja, sie ist meine Enkelin," fuhr sie aber fort, „die Tochter meiner Margarethe und eines Herrn von Heydeck, eines pensionirten Offiziers, den sie — genug, die Sache ist sicher, die Zeugnisse unwiderleglich. Und — mag ich gegen meine Tochter gehabt haben, was ich will — ich bin nicht unsinnig genug, das auch auf ihr unschuldiges Kind zu übertragen, auf die Einzige und Letzte von meinem Fleisch und Blut. Du siehst also wohl, daß mir an dem Kinde etwas gelegen ist," setzte sie hinzu, und diesmal achtete sie weder auf den grellen Blitz, noch auf den harten, sogleich folgenden Donner, der das Schloß schüttern ließ, „und daß ich die Kleine vielleicht dennoch höher stelle als selbst du." Sie stieg die Treppe aufwärts.

Er holte tief Luft. „Aber, Tante," sagte er gepreßt, „wenn ich Sie recht verstehe, so erkennen Sie Regine aber an, und es steht besser für uns alle, als ich irgend ahnen konnte. Selbst mein Vater —"

Sie blieb jäh auf dem kleinen Absatz, den sie erreicht hatten, stehn und unterbrach ihn durch eine lebhafte Handbewegung. „Was ich thue oder nicht, muß die Zeit lehren," versetzte sie. „Aber so oder so, mein Freund — die Ruhneck sind die Ruhneck und die Heydeck die Heydeck. Das ist wie es ist, und selbst wenn — genug," brach sie ab und stieg weiter, „wärst du nicht ein Alt von Ruhneck, wie man uns einmal heißt, sondern einer von den Neu-Ruhneckern, oder lebte noch einer deiner Brüder, so sagte ich nicht nein

und unmöglich. So aber — du bist der Erbherr auf Alt-Ruhneck, Eckhard, und daher bereite dich immer darauf vor — es wird nichts daraus. — Selbst meine Hülfe, auch wenn ich sie mit freiem Herzen bieten könnte, nützte dir nichts."

Ihre Hand fiel auf den Drücker der großen Saalthür und ließ dieselbe aufspringen. Einige Lichter beleuchteten nothdürftig den Mittelraum und den dort versammelten kleinen Kreis der Gesellschaft. Graf Rüdiger kam ihnen entgegen.

„Wo bleibst du denn?" rief er der Schwester lachend zu. „Erst läßest du uns durch die Kleine da zusammentrommeln, Lichter anzünden, alles vorbereiten, und dann müssen wir auf dich warten und finden, daß du dich einstweilen lieber mit meinem Sohn zusammen gefürchtet, als mit uns die Unbehaglichkeit verplaudert hast!"

Das Auge der Baronin blitzte ihn seltsam an. „Geduld, mein Theurer," sagte sie gutgelaunt; „ich habe auch für dich noch ein wenig Furcht übrig."

VIII.

Des Träumens Ende.

Der Frühling, der mit so lächelnden, glänzenden Blicken auf die Höhen und Thäler des Waldgebirges herabgeschaut,

hatte erschrocken wiederum den Angriffen des Winters Platz machen müssen, welcher rauh und finster zurückgekehrt war und seine traurige Herrschaft auf das schwerste empfinden ließ. Es schneite draußen, und die feinen dicht fallenden Flocken webten sich wie Schleier um die festen Mauern der Schloßgebäude und Thürme, so daß man aus den Fenstern des einen fast nicht mehr das Gemäuer des zunächstliegenden erblicken konnte. Im Garten und auf den Höhen, auf den Dächern und Vorsprüngen lag der Schnee schon wieder gehäuft; der Wind trieb ihn zusammen und rüttelte daneben an den Fenstern und Thüren, ob sie auch gut verschlossen seien, und bestand mit dem Feuer in den Kaminen und Oefen einen heftigen Kampf. Das ging auf und ab; oft und oft beugten die züngelnden Flammen ihre Spitzen, und Rauch und Funken flogen in die Gemächer, zuletzt aber gewannen sie's doch und schlugen glänzend und muthig empor und ließen die Räume warm und behaglich werden, daß die Menschen sich wieder leiblich hinein gewöhnten.

Die Baronin Bergen hatte heut gleich nach dem Kaffee, welchen sie stets allein trank, die beiden zum gewöhnlichen Morgengruß erscheinenden Mädchen alsbald wieder entlassen und Regine auch von der spätern Lectüre entbunden. Ernst, aber freundlich waren Blick und Worte gewesen und ihre Hand hatte wie liebkosend die Wange des Mädchens flüchtig berührt, so daß das junge Herz wieder freier und leichter zu schlagen begann, welches seit dem vergangenen Nachmittage so bange und schwer gewesen. Was die Baronin mit dem Neffen zu reden hatte, mußte so oder so auch das

liebende Kind berühren; das Wesen der alten Dame und Eckhards, als Beide zu den Uebrigen in den Saal gekommen, ließ auf ein ernstes und wichtiges Gespräch schließen, und Regine hatte seitdem, so sehr sie es jetzt auch, und zum erstenmale, ersehnte, den Geliebten noch nicht allein gesehn.

Es hatte ihr nicht entgehn können, daß die Baronin schon seit einigen Tagen anders gegen sie gewesen als bisher — freundlich freilich und fast milde, aber daneben weder so heiter noch so unbefangen wie sonst in ihren guten Stunden. Sie sah die stolzen Augen jetzt oftmals sinnend oder zerstreut auf sich gerichtet, und auf der hohen strengen Stirn ein tiefes, zuweilen finsteres Nachdenken. Regine war aber eine Natur, die der Freundlichkeit und Zärtlichkeit bedurfte; Kälte oder gar Zürnen der Ihren hätten die Kleine erdrückt, zumal ihr geringes Selbstvertrauen sie die Gründe einer solchen Zurückweisung und überhaupt jeder Veränderung im Verkehr mit ihr fast nur in sich selbst und nie im Anderen suchen ließ. Bisher freilich hatte sie eine solche Sorge wenig kennen gelernt, die Menschen waren, nach ihrem Ausdruck, alle stets so gar zu gut gegen sie gewesen, und wie die Baronin, welche sie, ohne zu wissen weßhalb, trotz aller Eigenheiten vom ersten Begegnen an mit warmer Verehrung umfaßte, sich in ihrem Wesen gegen sie verändert, hatte ihr darum eine desto größere Qual bereitet, obschon sie sich gestehn mußte, daß die Dame, wie schon gesagt, nur ernster und nicht unfreundlicher ihr entgegentrat. Zu dem allen war nun auch die junge Liebe gekommen, welche ja schon an und für sich ein Herz sehnsüchtig nach

Freundlichkeit und Theilnahme der Seinen verlangen läßt, und zwar um so sehnsuchtsvoller, je geheimer sie sich regen darf, je sicherer sie noch Kämpfen und Sorgen entgegensehn muß. Wie ging daher die Kleine heut so leicht von hinnen, und sie hatte nicht einmal den Blick gesehn, der aus den Augen der Dame ihr mit voller warmer Zärtlichkeit folgte!

Die alte stolze Frau schritt — es war noch eine frühe Stunde — nach gewohnter Weise in der Sainte Barbe auf und ab, und jetzt hatte sich die Stirn wieder gefurcht und die Augen streiften mit finsteren oder zerstreuten Blicken in die draußen vorbeiwehenden Schneeschleier hinaus oder an den Wänden entlang, an den zahllosen Andenken der entschwundenen Jahre vorüber, die in diesen Momenten sich zugleich dunkel eins nach dem andern vor ihr erhoben und leise vorüberglitten. Das Leben der Baronin war seit langer Zeit schon ein gleichmäßiges, ruhiges gewesen, früher aber von ein paar Stürmen heimgesucht worden, welche zwar leider nicht zu den seltensten gehören, immer aber, und so auch hier, das ganze spätere Leben und Wesen des Menschen zu beeinflussen pflegen. Sie hatten die selbstbewußte und eigenmächtige Natur der Herrin von Greiffensee so furchtbar erschüttert, daß sie die Folgen bis auf den heutigen Tag noch spürte.

Den Gatten hatte sie von des Vaters Hand empfangen und, trotz ihres Eigenwillens, angenommen, da man zu ihrer Zeit und dem alten Wolfram Rüdiger gegenüber in solchen Dingen einen Widerstand nicht kannte. Die Ehe wurde aber schnell eine der unglücklichsten, die jemals ge-

schlossen, denn die Herrschsucht und Gewaltthätigkeit des Barons Bergen stießen mit den gleichen Eigenschaften seiner Gattin bald überall auf das härteste zusammen, und dazu kam, daß der Baron sich nach den ersten Jahren schon einem Lebenswandel ergab, der die stolze und hochmüthige, der Ehre, Pflicht und Sitte starr und rein ergebene Frau in jedem Gefühl auf das tödtlichste verletzte, und sie endlich durch den finstersten Haß zur grenzenlosesten Verachtung des Gatten führte. Mit rücksichtsloser Energie und, zum erstenmal in ihrem Leben, selbst dem Vater trotzend, betrieb sie die Lösung des Bundes, in welchem sie des Glückes und Friedens wenig, der Schmach und Entwürdigung aber viel gefunden hatte. Die Scheidung erfolgte, und kurze Zeit darauf fiel der Baron in einem Duell, dessen bekannt gewordene Veranlassung so schmachvoll war, daß dadurch das entschiedene Handeln der Baronin selbst in den Augen des Vaters und ihrer bisherigen Gegner und Tadler gerechtfertigt wurde.

Nun dachte sie, wo nicht Glück, doch Ruhe und in ihren heranwachsenden Kindern Ersatz für die verlorenen Jahre zu finden. Allein die böse Zeit war leider nicht spurlos an ihr vorüber geglitten. In den vielen innern Kämpfen, in dem kurzen, aber furchtbaren wirklichen und öffentlichen Kampf um ihre Freiheit war sie noch heftiger und eigenmächtiger, noch starrer und rücksichtsloser geworden, und wie leidenschaftlich sie die Kinder liebte, welche sie daran erinnerten, daß sie eine kurze Zeit wenigstens verhältnißmäßig glücklich und zufrieden gelebt, und ihr, wie gesagt,

eine noch bessere Zukunft heraufführen sollten, — sie wußte diese Liebe nicht rechtzeitig zu äußern, sie wußte sie nicht richtig und so walten zu lassen, wie Kinder es sehn und fühlen wollen, um an sie zu glauben.

Die Kleinen lernten in ihr nur die harte und strenge, nachsichtslose Mutter kennen, welche unerbittlich herrschte und vor jedem Hingeben an das tiefe, wahre Gefühl, vor jeder Aeußerung der Zärtlichkeit zurückscheute, weil sie in solcher Zurückhaltung allein die Möglichkeit sah, die Kinder nicht dem Vater nacharten zu lassen. Sie erlangte aber nur, daß Sohn und Tochter ihr gänzlich entfremdet wurden und ihr nichts von der Liebe zeigten, nach der sie innerlich sich so leidenschaftlich sehnte; und als beide zu dem Alter gelangt waren, wo das eigene Gefühl und der eigene Wille des Menschen sich zu regen beginnen, fand sie, daß sie in ihnen nur einen, ihrem eigenen gleichen Stolz und Starrsinn herangepflegt hatte, und sah sich zuerst vom Sohne und nicht lange nachher auch von der Tochter plötzlich verlassen.

Die Stürme, welche diesen Trennungen vorausgingen, die Umstände, welche sie begleiteten, waren so furchtbar gewesen, daß selbst die Baronin ihren Nachwirkungen fast erlag und Jahr und Tag ihres Verstandes nur so weit mächtig zu sein schien, um sich von den Entflohenen und der Erinnerung an sie ganz loszusagen und sich von jedem Umgang mit den Ihren, welche auch hier entschieden gegen sie waren, finster zurückzuziehn. Aber sie erreichte damit nichts als Einsamkeit und äußerliches Schweigen.

Und die Jahre gingen hin, und Ruhe und Klarheit

zogen leise, leise wieder ein in die furchtbar durchschütterte Frau; es kamen die Stunden der unwillkürlichen Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, es läuterte, kühlte und glättete sich das bis dahin glühende und oft rauhe und formlose Erz dieser Natur; die leidenschaftliche Aufregung, der unsinnige, jedes Maß überschreitende Haß und Zorn hielten nicht Stand vor der unüberwindlichen, aus den geheimsten, bergenden Tiefen des Innern aufstrebenden Liebe der Mutter. Gegen die Welt verschloß sie sich, aber gegen ihr eigen Herz konnte sie das nicht im selben Grade, so zornig sie es zuweilen auch noch erstrebte, so wenig sie es sich auch zugestehn wollte, daß sie den größten Theil der Schuld bei jenem Bruche längst auf sich genommen. Sie hatte niemals einen Schritt gethan, ihre Kinder wieder heranzuziehen, sie hatte nicht einmal ihnen auch nur im Geheimen nachgeforscht; das ließ sie auch jetzt und immerdar und wußte nichts von ihrem Leben oder Sterben. Aber es gab Stunden — und sie kamen je später, desto häufiger, wo ihre stolzen Augen sich mit gramvollen Thränen füllten, wo all ihre Strenge, alle letzten Reste des alten Zorns dahinschmolzen in der Erinnerung an die Verstoßenen, Verlorenen.

Die offenen, schonungslosen Worte der alten Jugendfreundin hatten sie gewaltig ergriffen, und wie sehr sie sich auch noch gegen ihre Wirkung sträubte, — was ihr die letzte Mittheilung Agnesens entdeckte, hatte jeden Widerstand gebrochen. Als sie den ersten furchtbaren Schreck überwunden, als sie sich nicht mehr scheute, die Beschämung sich selbst und der Freundin zuzugestehn, diese tiefe Beschämung,

die ihr ganzes Innere erfüllte, und die Liebe zu ihren Kindern nicht mehr zu verhehlen, welche alles Andere in ihr besiegte, da war sie zu Agnes zurückgekehrt und hatte weitere Aufklärung verlangt. Von ihrem Sohne erfuhr sie nichts, er war in all den unruhigen Jahren verschollen. Die Tochter aber hatte Frau Rudhard nie ganz aus den Augen verloren und ihr durch ihren Gatten stets wieder nachforschen lassen.

Margarethe hatte nach ihrer Flucht ein Asil bei den Eltern des armen Vikars gefunden, mit dem sie niemals in einem Verhältniß gestanden, wie die von Grimm verblendete Mutter es ihr vorgeworfen, und es, außer sich gerathen, an beiden zu bestrafen versucht hatte. Als das Mädchen aus der ersten Betäubung erwachte, sah sie sich nach einer Stellung um, in der sie den armen Leuten nicht länger zur Last fiel, und fand sie in einem adeligen Hause, wo sie der kränklichen Frau Gesellschaft leistete. Dort wurde sie, trotz des fremden Namens, den sie angenommen, von der Neustädt erkannt, wußte dieselbe jedoch durch eine offene Erzählung des Geschehenen leicht zur Verbergung ihres Aufenthaltsorts zu bewegen und gewann auch die volle Freundschaft und Theilnahme des alternden Fräuleins. Dort lernte sie auch den Herrn von Heydeck kennen und hochschätzen und nahm zuletzt, nach dem Tode ihrer bisherigen Herrin, seine dargebotene Hand an, um damit endlich den heiß ersehnten Frieden eines stillen und unabhängigen Daseins zu gewinnen. Von ihrem späteren trauervollen Leben wissen die Leser schon durch Reginens Mittheilungen.

Die Baronin war durch diese Enthüllungen um so mehr erschüttert, da sie nicht nur entdeckte, daß der Hauptvorwurf, den sie der Tochter noch immer gemacht, in nichts zerfiel, sondern auch einsehn mußte, daß ihr Kind niemals die Grundsätze verläugnet hatte, welche ihm noch dazu auf verkehrte Weise anerzogen wurden. Der Umgang mit Margarethe Neustädt und dieser Letzteren feste Freundschaft für die Arme, bewies der Alten unwiderleglich, daß ihr Kind niemals dem Namen und der Ehre seines Stammes ungetreu gelebt hatte. Wie die Baronin die Pröpstin kannte, hätte diese einer nicht völlig makellosen Frau nie ein Wort, geschweige denn eine wirkliche warme Theilnahme und Freundschaft gegönnt. Und nun mußte sie zugleich mit der verlorenen Tochter auch die Enkelin wiederfinden, und zwar in derjenigen, welche ihrem Herzen von der ersten Begegnung an näher getreten war als jemals vor ihr ein anderes Menschenkind. Es war wie ein Fingerzeig des Himmels. Die Unmöglichkeit gut zu machen, war verschwunden, und sie hatte am Abend ihres Lebens noch einmal das weiteste Feld vor sich, glücklich zu machen und glücklich zu werden, denn sie stand ja nicht mehr allein.

Glücklich zu machen und glücklich zu werden! An dem Letzteren war kein Zweifel, denn sie sah und fand in Reginen alle Eigenschaften, welche dazu dienen, einen Menschen dem andern theuer zu machen; sie fand sie in einem Maße, wie selbst sie, die in ihren Ansichten noch immer strenge und starre Frau, es nicht besser wünschen konnte. — Aber glücklich zu machen — wie sollte ihr das gelingen, wenn

das Mädchen nur ein Glück kannte und wollte, und grade das, von dem die Baronin nicht absah, wie sie es für die Enkelin erringen könnte und dürfte? Denn wie die Baronin auch war, wie frei sie nach mancher Seite hin ins Leben schaute und über dasselbe dachte, der Rang ihres Geschlechts und das Familien-Herkommen, oder vielmehr das Familien-Gesetz, standen ihr zu hoch und zu fest, als daß sie es für möglich hielt, ein Fräulein von Heydeck könne jemals regierende Gräfin auf Alt-Ruhneck werden. Sie dachte in der That und genau so, wie sie es gegen Eckhard ausgesprochen hatte; sie sah keine Möglichkeit zu einer Ordnung dieser Angelegenheit, die den Wünschen ihres Neffen entsprochen, und sie wußte leider nur zu gewiß, daß, wollte auch sie selber nachgeben, die Zustimmung ihres Bruders niemals zu erlangen sein würde. Und doch war es ihr — besonders in der Stimmung, die sie jetzt beherrschte — furchtbar, denken zu müssen, daß die erste Gabe der Großmutter an die geliebte Enkelin die Entsagung sein, daß sie das Herz, welches sie kaum gefunden, nun auch brechen sollte.

Das alles hatte sie in den vergangenen Tagen schon ohne Aufhören erfüllt und so sehr gepeinigt, daß davor alles Uebrige zurücktrat, was sie von Agnes über die sonstigen Zustände in der Familie erfahren. Und da sie die Frau nicht war, welche eine solche innere Unruhe lange geduldig und unentschlossen mit sich herumzutragen vermocht hätte, so hatte sie alsbald versucht sie loszuwerden, indem sie die

Entscheidung herbeiführte und Eckhard, wie sie es hieß, offen zu Leibe ging.

Das Resultat war freilich ein anderes gewesen, als sie gehofft; sie fand den Neffen um vieles klarer, entschiedener und entschlossener als sie gewähnt, ja als sie irgend vermuthet, da sie so gut, wie Vater und Schwester, in ihm wohl Hartnäckigkeit und Eigensinn, aber keinen eigentlichen, fertigen Charakter gesucht hatte. Sie meinte ihn einschüchtern, vielleicht überreden zu können, und mußte selbst in dem kurzen Gespräch des vergangenen Abends die Entdeckung machen, daß sie jemand vor sich habe, der nach ihrem Ausdruck „ein Ruhneck“ war. Das hatte der stolzen Tochter des alten Geschlechts mehr gefallen und sie mehr bestochen, als sie sich selbst zugestehn mochte, obschon sie zugleich mit dieser Erkenntniß auch die Ueberzeugung gewann, daß sie und alle einem schweren und gar zweifelhaften Kampfe entgegengingen. Denn sie kannte die Ruhnecker und wußte, daß das Aufgeben einmal gefaßter ernstlicher Entschlüsse und Ueberzeugungen nicht zu den Charakterzügen des Geschlechtes gehörte. — Und Regine? — Das Mädchen hatte so oder so einen Theil des gleichen Bluts in sich, und die Baronin kannte Welt und Menschen und selbst die Enkelin genau genug, um zu wissen, daß grade eine solche Natur der Liebe nur einmal, dann aber auch für immer und mit ihrer ganzen Wesenheit zu eigen und durch den Kampf für dieselbe zu einer unbesieglichen Energie angeregt werden mußte.

Das alles ging der alten Dame auch jetzt durch Herz

und Kopf und ließ sie immer sinnender und immer ernster dareinschauen, indem sie nach wie vor mit großen Schritten das Zimmer durchmaß. Was sollte und was konnte sie thun, um so viel wie möglich nach allen Seiten hin ihrer Pflicht, ihren Ansichten und Grundsätzen und ihrer Liebe zu der Enkelin, ihrer Neigung zu dem Neffen gerecht zu werden? — Und als sei sie endlich zu einem Entschluß gekommen, blieb sie plötzlich stehn, nickte mit dem Haupt ein paarmal wie zufrieden vor sich hin, wandte sich dann rasch und ging mit ihrem gewöhnlichen weitausgreifenden Schritt aus der Thür, die Treppe hinab, den Corridor entlang in den alten Schloßbau hinüber.

Es war ihr willkommen, daß das Schloß wie ausgestorben erschien, denn es brauchte in der That noch niemand von diesem Gange zu wissen. Und ohne einen Menschen auf ihrem Wege zu treffen, gelangte sie eine andere Treppe hinauf, durch einen neuen Corridor zu den Zimmern, welche ihr Bruder, allein von seiner Familie in diesem Schloßtheile hausend, von Jugend auf bewohnte. Um diese Tageszeit pflegte er stets in diesen Räumen zu finden und allein zu sein, und nachdem die Baronin geklopft und fast zugleich die Thür geöffnet hatte, sah sie, daß sie nicht vergebens gekommen war. Graf Rüdiger schritt, wie vor Kurzem sie selbst, nachdenklich im Zimmer auf und ab.

Auf das Klopfen an der Thür war er stehn geblieben, schaute dem Kommenden mit einem außerordentlich verdrießlichen Gesichtsausdruck entgegen und hatte schon die Lippen geöffnet, um der Störung auf's schärffste zu begegnen.

Als er aber seine Schwester erkannte, glättete sich die gerunzelte Stirn und das finstere Auge erhellte sich fast zu einem freundlichen Lächeln. Ebenso freundlich war auch die Bewegung, die er ihr entgegenmachte, und ihr die Hand bietend, sagte er: „ah, Hedwig! Der Tag sollte in Zukunft im Kalender roth gedruckt werden! Seit wann ist mir die Ehre nicht mehr widerfahren, Schwester?"

Sie warf einen langen Blick im Zimmer umher, bevor sie ihre Augen wieder auf ihn heftete und antwortete: „das ist richtig, mein Theurer; es mögen immerhin an die zwanzig Jahre sein, seit ich dich hier nicht mehr aufgesucht. Und es wäre auch vielleicht heute nicht geschehn, hätte ich dir nicht etwas mitzutheilen gehabt, was mich überaus lebhaft berührt und keinen Aufschub leidet, Alter."

Der Graf lächelte gezwungen. „So treffen wir uns gewissermaßen auf dem gleichen Felde," sprach er. „Auch ich könnte dir allerlei sagen, was in diesen Tagen in mir zur Reife gekommen, und ich schwankte eben, ob ich dir die Mittheilung machen oder sie lieber noch unterdrücken sollte. Sie geht auch dich an. Wir hätten uns unterwegs fast begegnen können, Hedwig. Nun freilich," setzte er hinzu und fuhr sich über die hohe Stirn, „ist es entschieden, und es mag geredet sein."

Sie hatte ihn während seiner Worte halb überrascht, halb forschend betrachtet, denn sie war es zu wenig gewohnt, ihren Bruder sich mit Plänen und Erwägungen tragen zu sehen, die nicht, gegen sie wenigstens, auch alsbald und leicht zu Worten und noch leichter zu Thaten wurden. Und nun

erfuhr sie im gleichen Athem, daß er nicht nur schon länger über irgend etwas zu Rath gegangen, sondern auch noch im Zweifel gewesen sei, ob er ihr davon sagen solle. „Ei ei, mein Theurer,“ versetzte sie nach einer kleinen Pause lebhaft, „wie kommst du mir vor? Was heißt dies Schwanken und Zweifeln? Natürlich sagst du mir alles, wie immer; hast du eine Menschenseele, der du mehr vertrauen kannst als mir? Du hast mich neugierig gemacht, Rüdiger; also heraus damit.“

Er rieb und wand die Hände unschlüssig in einander und schaute vor sich hin. „Aber du selbst, Hedwig,“ sagte er ausweichend und sah zu ihr auf. „Ich habe Zeit und bin auf deine Nachrichten begierig. Wollen wir uns nicht setzen?“

Sie schüttelte verwundert den Kopf. „Mein Theurer, bist du müde?“ fragte sie nicht ohne Spott. „Ich sitze bei meinen Unterhaltungen nicht gern, weißt du; thue du aber, was du willst, ich werde dich schon noch hören. Und nun keine Komplimente mehr, schieß' los!“ Sie begann, die Hände auf den Rücken legend, ihren Marsch, zu dem sie hier allerdings etwas mehr Platz hatte als in der Sainte Barbe, denn das Gemach war das größte dieses ganzen Schloßtheils. „Neugierde, dein Name ist Weib! wirst du sagen, mein Theurer,“ setzte sie nach einigen Schritten hinzu, „allein ich möchte Den oder Die sehn, die in meiner Lage nicht neugierig würden, wenn sie nämlich plötzlich einen Menschen — und noch dazu einen Bruder, mein Theurer! — bei dem sonst alles immer in rechter Husarenmanier d'rauf

und d'ran geht, hinter dem Berge halten, zögern, überlegen, rechnen sehn. Den Kukuk auch, mein Theurer, da muß ich ja neugierig sein!"

Er begleitete sie noch immer schweigend und sichtbar unschlüssig mehreremal' auf und ab, bevor er endlich anfing. „Du weißt, Hedwig," redete er, „daß Beatrix' Hochzeit auf die nächste Zeit festgesetzt ist. Eberhard meinte in seinem letzten Briefe, man werde ihm den Urlaub und im Mai den Abschied nicht verweigern können. Er wollte nicht mehr in das Standquartier zurückkehren, und ich verstehe den Grund der jetzigen Zögerung nicht recht, da der König in Anbetracht, daß Eberhard majorenn geworden und die Herrschaft anzutreten hat, schwerlich seinen Wünschen entgegen sein wird."

Sie zuckte als einzige Antwort die Achseln.

„Du bist doch meiner Ansicht, Schwester?" fragte er lebhaft.

„Weßhalb nicht, mein Theurer? Der Soldatenstand ist — im Frieden wenigstens — eine Art glänzender Sklaverei, für den unabhängigen, freien Mann etwas Miserables."

Seine Stirn runzelte sich flüchtig, aber er sagte nur: „nun also, die Zögerung muß ein Ende nehmen, Eberhard wird kommen und Beatrix nach Hohenengen führen. Zugleich wird auch mein werther Herr Sohn wohl Ruhneck verlassen, sei es um zu heirathen und in Scharfenberg zu wohnen — denn hier behalte ich das Paar nicht — oder um vorher wieder einige Zeit zu reisen. Beide sind ja noch jung genug."

Sie spazierte gemächlich neben ihm, langsamer als gewöhnlich, ohne zu ihm aufzusehn, ohne ihn durch ein Wort wieder zu unterbrechen, und da er jetzt eine längere Zeit schwieg, sprach sie endlich nur in einigermaßen ungeduldigem Tone: „du machst Umschweife, mein Theurer.“

„Doch kaum,“ entgegnete er ernst. „Der Fortgang Beider gehört zum Ganzen, es ist die Einleitung dazu. — Seit meine Frau starb und unser Vater, seit meine Knaben davonzogen und Eberhard und Ulrich ihnen folgten, wurde es immer einsamer um mich — innerlich und auch äußerlich, Schwester,“ fuhr er mit sinkendem Ton fort, „und wenn die Beiden fort sind, bin ich ganz allein.“

In die entstehende Pause hinein sagte sie wieder nur: „flankire nur fort, mein Theurer. Bin doch kurios zu erfahren, wo du endlich einbrechen wirst.“ —

Er schien aber von diesen Worten nichts gehört zu haben, denn er setzte seine vorige Rede im gleichen Tone fort: „mir grauet davor, Hedwig, obgleich ich es auch bisher wenig anders gehabt. Beatrix ist kalt, und Eckhard — nun, grade wie der Bube ist und häufig meinen ganzen Unwillen hervorruft und mir — Gott weiß das! — seit seinen Kinderjahren keine frohe Stunde mehr gemacht hat, grade das läßt mich mein Alleinsein noch ernstlicher und fast wie ein Unrecht empfinden. Ich kann mir Fälle denken, die mich zu entschiedenen Schritten zwingen würden; und doch, Hedwig — ich habe keinen andern Sohn, und Eckhard ist der letzte Ruhneck.“

In ihrem Gesicht rang, je länger er sprach, immer

sichtbarer Hohn und Zorn mit einander, aber sie sagte kein Wort mehr als: „fahr' fort."

Er folgte ihrer Aufforderung, allein es geschah unbewußt, möchte man sagen, denn seine Gedanken beherrschten ihn sichtbar viel zu sehr, um ihn auf seine Begleiterin achten zu lassen. „Ich bin kein alter Mann," redete er, und es klang fast, als werde er ruhiger und freier, je mehr er sich dem Ende seines Gedankenganges und der Hauptmittheilung näherte; „wenigstens fühle ich mich noch nicht alt. Ich kann noch Herr des Hauses und Haupt der Familie sein und bin ein Mensch, der ein Herz hat, dessen Gefühl tief und warm sein kann, wenn man es richtig zu berühren und anzuregen versteht. Ich bin in den zwölf Jahren meiner Ehe sehr glücklich gewesen, und Emma hat es mir nie verhehlt, daß auch sie sich an meiner Seite glücklich fühlte. Wie ich sie betrauert habe, wie mich ihr Tod auf Jahre hinaus fast vernichtet hat, weißt du, Hedwig. Ich habe nie daran gedacht, ihr eine Nachfolgerin zu geben, zuerst und viele Jahre lang, weil meine Trauer zu tief war, nachher und da sie sich milderte, weil ich niemals hoffen konnte, jemand zu finden, die mich nicht immer und überall das Weib meiner Jugend nur noch schmerzlicher vermissen lassen würde, der ich mit Freuden und in Wahrheit auch den Platz in meinem Herzen einräumen dürfte, den jene so ganz und schön ausgefüllt. Eine Ehe, nur mit den Händen und nicht auch mit den Herzen geschlossen, ist mir undenkbar und unmöglich."

Sie ging noch immer im gleichen Schritte vorwärts,

drehte um, spazierte zurück, aber auf ihrem jetzt kalten und festen Gesicht ließ sich nicht mehr lesen, was in ihrem Innern vorgehn mochte. „Du willst also heirathen, mein Theurer?" warf sie nach einer Weile schier gleichgültig hin.

„Mein Herz treibt mich dazu," erwiderte er wieder gepreßt. „Und wenn ich an die Zustände und Verhältnisse denke, über die ich nicht immer wieder auf's neue reden und mich ärgern mag, halte ich es sogar für meine Pflicht."

„Allen Respekt!" sagte sie. „Und wenn ich dich recht verstanden habe, mein Theurer —" und jetzt blieb sie plötzlich stehn und ihre Augen trafen ihn mit ihrem durchdringendsten Blick — „so hast du die schon gefunden, der du ‚mit Freuden und in Wahrheit den Platz in deinem Herzen' — klang es nicht so? — anzuvertrauen geneigt sein dürftest?"

„So ist's!" tönte es von ihm zurück, entschieden und ruhig, trotz ihres Hohns.

„Und dürfte ich mir erlauben zu fragen — wie benennt sich diese wunderbare, eines Feenmärchens würdige Erscheinung?" sprach sie mit unverändertem Blick und Ton.

Er schaute finster vor sich hin und holte so tief Luft, daß die breite Brust sich mächtig hob. „Es ist Regine Heydeck, sagte er gedämpft. —

Es zuckte wie ein Schlag durch ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt. „Wie beliebt?" fragte sie scharf und rasch.

„Regine Heydeck," wiederholte er und hob das Auge auf und begegnete nun entschlossen und fest ihrem Blick.

Sie stand und starrte ihn im wörtlichsten Sinne des Worts mit geöffneten Lippen an, als sei sie wie gelähmt

durch eine Kunde, die ihr aus dem Munde des Bruders absolut unglaublich und unmöglich erscheinen mußte. Das währte aber nur einen Moment, im nächsten Augenblick glitt ein finsteres, bitteres Lächeln durch ihre Züge, und ihr Mund öffnete sich nun auch zu Worten. „Einer von uns Beiden muß wohl — verrückt sein,“ sprach sie hart, und wie sie vor dem bösen Worte gleichsam suchend inne hielt und wie sie es dann betonte, zeigte deutlich genug, daß sie absichtlich das härteste gewählt hatte, „ich, weil ich solche Worte von dir zu vernehmen glauben kann, oder du, weil du sie überhaupt nur auszusprechen vermagst.“

Nach einem nicht minder finsteren, hochmüthigen Blick kreuzte er die Arme über die Brust und sagte anscheinend kalt: „wir sind, glaub' ich, fertig mit einander, Frau Baronin. Fräulein von Heydeck hängt meines Wissens und Gott sei Dank nicht von Ihnen ab, und ich noch weniger.“ Er wandte sich kurz ab und dem Fenster zu.

Die Baronin schaute ihm düster lächelnd nach. „So entgehst du mir nicht,“ sagte sie endlich. „Grade deine alberne Entrüstung beweist mir, wie wenig klar du in dir selbst bist, wie dich mein Wort traf und die Reste deines Verstandes in Bewegung und zum Wachen brachte. Glaubst du mich, Hedwig, mit deiner Antwort, mit dieser Weise zu schrecken und zu schlagen, Thor? Ich habe noch ganz andern ungebärdigen Geschöpfen standgehalten, mein Kind,“ fuhr sie heftiger und heftiger fort, „und ich würde mich selbst verachten, wenn ich dir weichen könnte! Herr Gott im Himmel, es ist nicht möglich! Der Mensch dort ist

sechs=, siebenundfünfzig Jahre alt und hat sein Lebenlang in Ehren gelebt und gehandelt, und will nun, in seinem Alter noch zum Narren und Gecken werden und ein Kind von achtzehn Jahren an sein Greisenalter fesseln, sie, die Heydeck, zur Dame von Ruhneck machen, zur Frau des regierenden Grafen, zur Mutter von Kindern am Ende, die seine rechten Kinder verdrängen von ihrer Stelle — nicht aus deinem Herzen, Mensch, denn du hast deine Kinder nie im Herzen getragen, weil du niemals eins gehabt, merk' ich!"

Hatte er sich nur wieder gefaßt, oder traf ihn seltsamerweise die jetzige Rede der schonungslosen Schwester weniger als vorhin das erste und eine Wort — er stand ihr nicht nur zugewendet, sondern hörte sie anscheinend auch ruhig an und sagte, da sie schwieg, vollkommen kalt: „ich bin nicht von dir abhängig, Schwester."

„Du könntest dich täuschen," versetzte sie hart und mit drohendem, hochmüthigem Blick. „Ich bin auch eine Ruhneck und dein Bruder Eckhard ist gleichfalls einer. Wo es Ehre oder Unehre des Hauses gilt, werden wir ein Wort mitzusprechen haben und — verlaß' dich darauf! — lassen es uns nicht nehmen. Eine Heydeck kann nicht Gebieterin auf Alt=Ruhneck werden."

Er schaute sie eine Weile düster sinnend an, bevor er zwar lebhaft, aber keineswegs zornig entgegnete: „ich verstehe das nicht. Die Heydeck sind ein reichsfreies, stifts= und turnierfähiges Geschlecht, blühend noch in mehreren Stämmen und verschwägert und verbunden mit den ange=

sehensten Familien. Ich bin nicht der Thor, für den du mich hältst, und habe meinen Kopf nicht verloren, obgleich die Anmuth, die Innigkeit, der Liebreiz des Kindes mich bis ins Herz ergriffen haben," fuhr er wärmer fort. „Ich habe mich erkundigen lassen nach ihrer Familie, deren Letzte sie ist. Ihr Vater war ein wackerer Mann und Cavalier, der nach allen Nachrichten stets auf Ehre hielt. Das beweist schon das Wohlwollen seines Fürsten, der wie aller Welt bekannt, bei seinen Offizieren streng auf einen reinen Stammbaum sieht. Wer seine Gattin war, wußte man mir nicht anzugeben, doch wie der Mann sich überall sonst gezeigt, läßt sich mit Gewißheit annehmen —"

„Wer seine Gattin war, fragst du?" unterbrach sie ihn, und ihre Stimme war langsam, kalt, scharf und klar, und ihr Blick ruhte bohrend auf ihm. „Das kann ich dir sagen, Rüdiger. Wie sie sich sonst genannt hat, weiß ich nicht, obschon ich auch das erfahren könnte; ursprünglich aber hieß sie mit Rang und Namen: Freifräulein Margarethe von Bergen, Tochter der Baronin Bergen auf Greiffensee. — Und so siehst du wohl," setzte sie bitter auflachend hinzu, „daß ich in dieser schönen Sache nicht allein als eine Ruhneck mitzureden habe. Ich denke, die Großmutter wird doch auch wohl die Erlaubniß erhalten oder sich nehmen, ein Wort darüber zu sprechen und ihrem Willen Geltung zu verschaffen."

Sie schaute den Bruder, der Bruder schaute sie an; von ihrem Gesicht war das Lachen, aus seinem Auge die gezwungene Kälte und der düstere Hochmuth verschwunden,

und Beide redeten kein Wort. Nach einer ganzen Weile erst fragte der Graf gedämpft, fast mit Wehmuth: „Hedwig, von wem hast du das erfahren? Und weiß sie es, die Kleine selbst, schon?"

Sie schüttelte leise den Kopf. „Du hast recht, Rüdiger," sprach sie und ihre Stimme bebte. „Die Sache sollte uns ja eigentlich nur glücklich machen, aber — ich weiß nicht, wie es kommt — es geht mir wie dir, und ich könnte zuweilen weinen bei dem Gedanken an dies alles, weinen wie ein Kind! — Agnes hat mir die Mittheilung gemacht," brach sie ab. „Regine weiß noch nichts davon, und ich kam eben deßhalb vorhin hieher, um mit dir darüber zu reden. Nun hast du's ja auch erfahren," schloß sie wieder düster werdend, „wenn auch auf andere Weise als ich gedacht." —

Die Thür wurde aufgerissen und ein großer, stattlicher Mann in preußischer Generalsuniform eilte ins Zimmer, den Geschwistern zu. „Da sind sie ja alle Beide," rief er laut und lachend, „und sehn aus als hätten sie —"

„Eckhard! Bruder! Bruder!" unterbrachen ihn Rüdiger und Hedwig gleichzeitig und zugleich, ungestüm, seine dargebotenen Hände ergreifend.

„Wo kommst du her?" fragte die Eine.

„Wo ist Eberhard?" rief der Andere. „Aber was frage ich?" setzte Graf Rüdiger lächelnd hinzu. „Natürlich bei der Braut!" —

Es glitt ein dunkler Schatten flüchtig durch die martialisch schönen und offenen Züge des Generals. „Er kam nicht mit," sagte er. „Urlaub ist sparsam, glaub' ich. Aber

— wir wollen uns jetzt dadurch nicht stören lassen. Grüß euch Gott, ihr lieben Alten!“

IX.

Conferenzen.

Eine Stunde später saß Beatrix vor dem großen Stickrahmen in dem weiten, behaglichen Gemache, in dem wir ihr und den Ihren zuerst begegneten. Es war niemand außer ihr da, und hätte das lebhafte Feuer im Kamin nicht geknistert und gebraust, so wäre kein Laut hörbar gewesen. Das Mädchen sah nicht auf von ihrer Arbeit, als wenn sie von Zeit zu Zeit nach dem Korbe langte, in dem der Vorrath von bunter Seide, von Gold- und Silberfäden ihr zur Seite stand; allein ihr Blick war dann kalt und still und durchflog gleichgültig das einsame Gemach oder den, von den noch immer wehenden Schneeschleiern fast verhüllten Hof vor dem Fenster. Seit wir ihr weniger begegneten, war sie noch blässer und stiller geworden als je, und die gleichmäßige kalte Schönheit dieser feinen Züge, die ruhigen, fast starren Bewegungen dieser schlanken Formen mußten beinah drückend werden für den, der dahinter doch ein junges, frisches Leben, ein warmes Blut, ein bewegtes Herz, eine Menschenseele wußte, und das alles so tief vergraben und versteckt, so todtenstill sah, als werde es nie er-

wachen, nie ans Licht des Tages und des Glücks treten. Aber auf der Ruhneck — wer achtete auf sie? —

Die Thür im Hintergrunde des Saals ging auf. Beatrix schaute nicht empor, und dennoch zog sich eine feine Röthe über die Wangen und Schläfen und glitt leise, leise bis auf den stolzen Nacken hinüber, der aus den Spitzen, welche den Ausschnitt des farbig seidenen Kleides umgaben, rein und edel geformt sich hervorneigte. Es kam ein Schritt heran, nicht leicht und schnell, wie der der Jugend, sondern langsam, und wenn auch fest auftretend, doch wieder wie zögernd; allein sie sah noch immer nicht auf, und das Erröthen wurde stets dunkler, bis die Schritte unmittelbar neben ihr endeten, und Ulrichs Stimme leise fragte: „bist du sehr traurig, Cousine?"

Da erhob sie die Augen zu dem ernsten Gesicht des jungen Mannes, aber es war nur ein flüchtiger, halb nachdenklicher, halb scheuer Blick, und dann senkte sie den Kopf wieder, sie zog den Faden vollends durch und sagte eintönig: „laß es nur gut sein, Ulrich."

Er stützte sich auf den kleinen Tisch vor ihr, als sei er müde, und sah eine Weile schweigend in das Schneetreiben hinaus. Dann kehrte sein Auge wieder zu dem gesenkten Kopfe da neben ihm zurück und ruhte auf demselben mit einem stillen, fast traurigen Ausdruck. „Ich verstehe das alles nicht," sprach er endlich gedämpft und langsam, „nicht wie der General uns die Nachricht brachte, nicht daß Eberhard überhaupt ausblieb. Kein Urlaub? Aber wenn er seinen Abschied nehmen will —"

„Will er das?“ warf sie tonlos ein.

Er sah überrascht, fast bestürzt zu ihr nieder, allein er erblickte nur Kopf und Nacken, denn sie war eifriger als je bei ihrer Arbeit. „Nun verstehe ich aber auch dich nicht, Beatrix,“ sprach er endlich lebhaft; „komm', sieh' auf und sage mir, wie du das meinst. Ist denn etwas vorgefallen zwischen euch? Hast du irgend etwas erfahren, was dich zu solcher Vermuthung berechtigt? Es ist ja doch ganz undenkbar, daß Eberhard dich mit sich in sein Regimentsquartier führen könnte.“

„Ich weiß nichts davon,“ sprach sie wie vorhin, und während sie mit der Nadel die Fäden des eben vollendeten Stichs zusammenschob, setzte sie hinzu: „aber das ist ja auch alles gleichgültig, und auch wir wollen darüber schweigen, Cousin.“

Es mußte in diesen Worten und dem eintönigen Klang ihrer Stimme doch etwas liegen, was den jungen Mann ergriff, denn er beugte sich tiefer zu ihr nieder, so daß seine Lippen fast das weich von der Stirn sich abhebende Haar berührten, und flüsterte innig und bittend: „Beatrix, sei gut, sei offen! Sag' mir, was dich drückt! Ich kann diesen Ton nicht hören und nicht dies Wesen sehn, ohne daß sich mir das Herz zusammenschnürt.“

Da erhob sie langsam den Kopf, die Nadel entsank ihrer Hand, sie lehnte sich zurück und ließ das Auge auf seinen bewegten Zügen ruhen, so still, so träumend, so schwermüthig, daß er unwillkürlich sich noch näher beugte und ihre schlaff auf der Stickerei liegende Rechte auf und

zwischen seine Hände nahm. — „Beatrix!“ bat er wieder leise und gepreßt.

Aber ihr Auge änderte den Ausdruck nicht, ihr Gesicht blieb still und bleich, und sie erwiderte keine Silbe. Es war, als sei sie mit ihren Gedanken weit ab von ihm und von aller Gegenwart, sei es draußen in der Ferne, sei es drinnen im eigenen Herzen.

Endlich zog sie leise die Hand aus der seinen, erhob sie langsam zu ihrem Gesicht und deckte sie über die sich schließenden Augen. Und dann sagte sie in einem Tone, daß er davor erbleichte, so ergreifend war er: „ich kann deines Bruders Frau nicht werden, Ulrich, oder ich muß sterben.“ Und daß sie die Augen verhüllt hatte, half ihr nichts, denn die Thränen fanden doch ihren Weg unter den Lidern hervor und unter den Fingern über die bleichen Wangen.

„Beatrix!“ murmelte er nochmals, und es wußte keiner von den Beiden, wie das gekommen, aber im nächsten Augenblick stand sie von seinen Armen umschlungen neben ihm und lehnte den Kopf an seine Schulter, das Gesicht verbergend, und weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte, und die ganze Gestalt bebte und zitterte vor der nicht länger bezähmten Gewalt eines unendlichen Schmerzes. Selbst er hatte das Auge voll Thränen, und sein sonst so freundliches und fröhliches Gesicht zeigte in jedem Zuge eine Traurigkeit und einen Gram, wie sie jeden, der sich der offenen und heiteren Natur des jungen Mannes jemals erfreut

hatte, auf das tiefste hätte ergreifen müssen. Sie hatten beide keine Worte.

Es verging eine lange, lange Zeit, bis der erste heftige Ausbruch endete, bis ihre Gestalt ruhiger wurde und ihre Thränen milder flossen. Sie regte sich noch immer nicht, auch ihr Haupt blieb still an seiner Brust, aber sie flüsterte nun traurig: „o Ulrich, Ulrich, wie sind wir unglücklich!“

Er drückte sie zur Erwiderung nur fester an sich und dann ließ er sie sanft aus seinen Armen auf den Stuhl zurückgleiten, wandte sich und schritt gesenkten Hauptes und mit trauerschwerer Stirn das Gemach hinab. Es gibt der Augenblicke im Leben, wo man sich zugleich reicher als der stolzeste König und ärmer als der elendeste Bettler fühlen kann. Das fühlte und verstand er in dieser schweren Stunde.

Er kam zu ihr zurück und stand wieder neben ihr, die schlaff an den Stuhl zurückgesunken saß und mechanisch die Nadel zwischen den Fingern wirbelte. Und als sie gar nicht aufsah, sagte er traurig: „sieh mich einmal an, mein Liebstes! Der Moment, wo du mich so unendlich glücklich gemacht, geht ja schon hin und kehrt niemals wieder; er ist so kurz und soll mir doch eine so lange, lange Reisezehrung sein. Gib mir einen Blick mit, Beatrix! Ich habe ebenso wenig Licht vor mir wie du.“

Da schaute sie auf und ihn an mit scheuer und doch gramvoller Zärtlichkeit, und während die Thränen sich wieder über ihre Wangen zu stehlen begannen, sprach sie: „siehst du, Ulrich, das ist ja das allertraurigste, daß ich in jedem Blick, den ich auf dich richte, in jeder Bewegung, jedem

Wort zu dir etwas wie ein Unrecht fühle, wie eine Sünde! Gott weiß, ich habe ehrlich gerungen mit mir selbst, ich habe mich und mein Herz zurückgehalten, wie ich's wußte und vermochte! Und nun — und nun," setzte sie hinzu, indem die Thränen stärker flossen, aber es verzog sich dabei nicht ein Zug ihres bleichen Gesichts und die reine und klare Schönheit desselben blieb gänzlich unverändert, — „nun mußte es dennoch so kommen! Aber mag Gott mir vergeben, ich konnte nicht anders!"

Er schaute sie eine Weile trübe sinnend an. „Wie es werden soll, weiß auch ich nicht," redete er endlich: „ich muß mit mir zu Rath gehn. Nur zweierlei ist mir klar — so bleiben kann es nicht, und mit meinem Bruder zu ringen, im Kampf um dich, oder auch nur mit ihm zusammenzutreffen, vielleicht sehn zu müssen, daß er dich nicht versteht, nicht des Opfers werth ist, das du und ich ihm bringen — das vermag ich auch nicht. Er muß nun so oder so bald kommen, und daher — laß mich gehn, du mein Liebstes! Ich muß mich doch einmal auf den Gütern umsehn. Und unterdessen werden wir vielleicht die Fassung wiederfinden, deren wir bedürfen. — Je mehr ich's überlege," setzte er nach kurzem Schweigen hinzu, „desto besser scheint es mir so. — Ich denke, ich reise schon morgen in der Frühe."

„Du hast recht," murmelte sie nach einer langen Pause.

„Ich sehe dich so nicht wieder," sagte er, gleichfalls erst nach einiger Zeit und in traurigem Ton. „Ich sehe dich niemals so wieder, du mein ganzes, mein einziges Glück,"

fuhr er fort, indem sein Blick durch eine aufsteigende Thräne verdunkelt wurde, und ergriff ihre Hand mit festem Druck und beugte sich zu ihr und schaute sie an mit seinem tiefen feuchten Auge. „Zucke nicht zusammen, Liebste!“ bat er. „Ich sage dir ja Lebewohl auf immerdar, und selbst meine Gedanken sollen nie wieder deinen Kampf mit dem Schmerz, dein Ringen nach Frieden stören! Ich bin ein Mann und werde des Elends wohl Herr werden müssen, denn ich seh’s, für uns gibt es nirgends Hülfe. Gott segne und stärke dich, du armer Engel!“ flüsterte er und beugte sich ganz zu ihr und seine Lippen streifte ihr Auge. „Leb’ wohl, und mögest du bald siegen!“

Er richtete sich langsam auf, wandte sich nach einem langen Blick ab und schritt festen Schrittes der Thür zu und hinaus. Sie schaute nicht auf und saß wie leblos. Aber als die Thür ins Schloß fiel, deckte sie beide Hände über die Augen, und die Thränen flossen noch einmal unaufhaltsam durch die Finger und glitten über die Wangen, und sie achtete nicht darauf und wußte nichts davon. —

Um dieselbe Zeit, als Ulrich vorhin zu ihr ins Zimmer getreten und seine ersten Worte an sie gerichtet hatte, waren die drei alten Geschwister wieder, diesmal aber in der Sainte Barbe bei einander. Der General hatte sich nach dem Frühstück, das man gemeinschaftlich mit allen Uebrigen genossen, und bei dem dann auch Eberhards Ausbleiben flüchtig zur Sprache gekommen, für eine kurze Zeit in seine Zimmer zurückgezogen, die Baronin inzwischen ihre gewöhnliche Toilette zum Diner gemacht, auch hierin pünktlich und streng,

wie in allem, und nun waren die beiden Brüder, auf des Generals Anstiften, in der noch übrigen freien halben Stunde zu ihr gekommen — „wie wir's als junge Bursche gewohnt waren, Rüdiger," setzte der General lachend hinzu. „Es war unsere beste Zeit, Alter, diese halbe Stunde bei der Hedwig und ihrem Krimskrams! — Blitz noch einmal, was sind wir da oft fidel gewesen, und wie hat sie uns zu andern Zeiten dort die Leviten gelesen!" —

„Da setzt euch hin — ich spaziere," sagte die Dame, als die Brüder nun Erlaubniß zum Eintritt erhalten, und deutete auf das Kanapee und ließ auch für sich selbst die That den Worten folgen. „Meinetwegen kannst du dich auch da am Fenster setzen, General," fuhr sie fort, als der Genannte sich in dem alten Lehnstuhl niederließ, welcher vor Reginens Lesetischchen stand. „Sitzen müßt ihr aber, denn drei Umherlaufende sind hier zu viel. Und nun," fügte sie stehen bleibend hinzu und ihr Auge flog von einem Bruder zum andern, „habt ihr schon weiter geredet?"

„Worüber?" fragte der General, die Beine über einander schlagend.

„Nun, sei nicht so dumm, großer Mensch," versetzte sie; „worüber denn sonst als über den jungen Hohenengen? Dein Gesicht war ja vorhin voll von Gedanken über diesen Punkt, die du dir abgefragt wünschtest."

„Du nimmst mir dies von den Lippen," bemerkte Graf Rüdiger. „Ich habe vorhin die gleiche Bemerkung gemacht, wie du, Hedwig, und meine Frage nur verschoben, bis wir wieder allein und ruhiger wären."

Der General sah eine Weile gedankenvoll aus dem Fenster. „Wie das schneit!" bemerkte er dann anscheinend vollkommen gleichgültig. „Das ist ein verwünschtes Wetter hier in den Bergen, und zumal nach solchen Tagen! Ich bin heut Morgen von Thalingen her halb erfroren, sag' ich euch."

„In der That — merkwürdig!" sagte die Baronin in einem fast gleichen Tone. „Besonders scheint dein Gehör gelitten zu haben, oder willst du uns nicht hören und antworten?"

„Ich? — Ja so, ihr wollt etwas von dem Burschen, dem Eberhard, wissen," versetzte er, und die dichten, aber schneeweißen Brauen über den Augen zogen sich bedeutend zusammen und die hohe kahle Stirn zeigte bis an die Haare hinauf Falten an Falten, und er brachte die Beine mit einer gewissen Heftigkeit in eine andere Lage. „Kinder — Zögern und Zagen ist nie meine Art gewesen und jemand tropfenweis etwas beizubringen, hab' ich nie verstanden, ich bin kein Krankenwärter. Und doch ist mir das Reden diesmal schier so zuwider, wie das Schweigen, da ich nicht gern etwas sage, was ich nicht bestimmt weiß. Aber ich glaube — merkt das wohl, weiter nichts! — du und Beatrix, ihr habt den Burschen verloren, Bruder Rüdiger."

Die Baronin machte Halt und stieß ein verwundertes oder verdrießliches „He?" aus.

Rüdiger fuhr halb vom Sopha auf, sank aber alsbald wieder in seine bequeme Stellung zurück und sagte, gezwungen lächelnd: „das war ein hartes Wort für Eberhard,

Bruder, allein es ist hoffentlich nicht so schlimm, wie es sich anhört. Wir wissen ja, daß du von jeher, noch von der Erziehung im Collegium, etwas hast gegen den jungen Mann. — Sage uns grade heraus, was es ist, damit wir gleichfalls urtheilen und dir vielleicht einen ungerechten Verdacht ausreden können."

„Ich dächte denn doch auch," setzte Hedwig ein wenig wegwerfend hinzu, „das Aufgeben einer Comtesse Ruhneck dürfte nicht so gar leicht und schnell statt finden, zumal nicht bei so einem kleinen Grafen von Hohenengen. — Du täuschest dich eben, mon cher Général!"

Der General lachte halb verdrießlich, halb launig. „Hör' Alte," sprach er, „wenn du anfangen willst zu wälschen, so nehm' ich Reißaus, — das weißt du wohl noch! Uebrigens sprachst du aus, was auch ich gedacht habe und halb und halb noch denke — das mit der Ruhneck, mein' ich, und dem Hohenengen. Aber so oder so — 's hilft nicht, die Sache ist wie ich sage — vorbei. Und ich brauche, glaub' ich, nicht erst besonders zu exponiren, weßhalb ich kein Unglück darin sehe, wenn man dem Narrn seinen Laufpaß gibt. Ruhe im Glied!" setzte er in einem gewissen Kommandotone hinzu, da Rüdiger ihn mit einem „Aber Bruder!" unterbrechen wollte. „Geduld, sag' ich, laßt mich ausreden! — Geliebt hab' ich den Burschen allerdings nie; seine Erziehung klebte ihm an, und er hat in seinem Leben nicht ein freies munteres grades Soldatenherz gehabt, wie zum Exempel sein Bruder Ulrich oder wie unsere Knaben, Rüdiger. Brav ist er bei Gelegenheit auch gewesen, das

geb' ich zu, aber das ist weiter kein Vorzug — er hat darin hunderttausend seines Gleichen — sondern seine verfluchte Schuldigkeit, und er konnte bei uns nicht wohl anders. Im Uebrigen hat er's aber stets mehr mit den Missionen und Commissionen, mit Adjutanten-, Parlamentair- und Diplomaten-Geschäften gehalten; es geht ihm vom Munde wie geschmiert, den Kopf hat er voll Finessen, an die nur er allein denkt, und dabei ist er glatt und geschmeidig wie ein Aal und stößt nirgends an. Kurz, er ist kein Mann für uns alten und jungen Ruhnecker; deine Tochter hast du ihm verheißen, Herr Bruder, nicht ich! Und ich wiederhol's — ich sehe kein Unglück in dem Laufpaß."

„Das ist eine lange Rede gewesen, eine ächte Rede vor der Front, General," meinte die Baronin ziemlich spöttisch; „ich entdecke mit Verehrung neue Vorzüge und wachsende Bildung an dir. Die Rede war jedoch wirklich nicht übel! Sie enthält Fingerzeige —"

„Die ich nicht verstehe, also auch nicht benützen kann," fiel ihr Graf Rüdiger verdrießlich ins Wort und stand auf. „Sage heraus, was es gibt," fuhr er mit finsterer Stirn fort. „Wäre Eberhard seiner Braut und unseres Vertrauens unwerth geworden, wollte er gar den Schimpf einer gebrochenen Verlobung auf sich und auf uns werfen — so wär' es mit deinem: ‚kein Unglück!' nicht abgethan. Darin denkst du, hoffe ich, wie Hedwig und ich."

„Regiment — halt!" rief der General ärgerlich lachend und sprang auf. „Ihr seid mir wirklich eine Gesellschaft, daß die Engel im Himmel vor euch Chamade schlagen müß-

ten! Donner noch einmal! Zuerst fragen sie mich, und ich antworte das Nöthige — da schreien sie, die Eine so, der Andere so, daß man's schier übelnehmen könnte. Dann komme ich nochmals zum Wort und exponire den Menschen meine Meinung auf das sanfteste von der Welt, um sie so allmälig auf's Richtige hinüberzukriegen —"

„Tropfenweis, mein Theurer!" fiel die Baronin spöttisch ein. „Das thut weh!"

Aber er beachtete die Unterbrechung nicht und fuhr im frühern Tone fort: „und dann schreien sie wieder wie besessen und rufen: ich möge fort machen! Donner noch einmal, so laßt mir freie Bahn und kapriolt da nicht fortwährend vor mir herum! Der Rittmeister, Graf Hohenengen, hat nicht nur keinen Urlaub erhalten, sondern ist sogar als Major und Flügeladjutant von der Majestät nach Potsdam befohlen worden. Das ist Eins. Sein Chef aber, der General Lentulus, mein alter Freund und Kamerad, hat mir auf eine gelegentliche Anfrage mitgetheilt, daß er nichts von einem Urlaubsgesuch des jungen Herrn vernommen habe und auch gar nicht an sein Verlangen nach einem solchen glaube. Man würd's ihm, zumal unter seinen persönlichen Verhältnissen, nicht abgeschlagen haben. — Nun also: Nummer 1 — er will keinen Urlaub; Nummer 2 — er will keinen Abschied und bleibt im Dienst, und zwar in einer Stellung, wo er ans Heirathen nicht denken kann. Majestät liebt die Heirathen in seiner nächsten Umgebung nicht. Nummer 3 endlich — er theilt euch das alles nicht einmal mit, so wenig wie mir, sondern be-

gnügt sich, bei unserer letzten Begegnung zu sagen: er könne jetzt nicht nach Ruhneck und wisse auch noch nicht, wann er zu kommen vermöge. Das heißt, Kinder, dies war der langen Rede Sinn. Es hing noch genug daran und darum, was ich vergaß."

Die Baronin hatte, seitdem sie diese Mittheilung unterbrochen, ihre Promenade stets fortgesetzt und nur zuweilen einen scharfen Blick zu dem Bruder hinübergeworfen. Graf Rüdiger stützte, zur Ruhe verwiesen, anfangs das Haupt in die Hand und hörte mit gefalteter Stirn zu. Nach und nach aber erhob er den Kopf, richtete sich überhaupt aus der bequemen Stellung auf, sein Blick ruhte immer finsterer auf dem General, von diesem mit ruhiger Unbefangenheit erwidert, und sein Gesicht zeigte eine langsam aufsteigende, bald jedoch dunkler und dunkler werdende Röthe. Endlich, da der General schon ein paar Sekunden geschwiegen hatte, sagte er grollend: „und das hast du ihm ruhig passiren lassen, Eckhard?"

„Ich?" versetzte dieser gleichsam verwundert. „Sollte ich etwa gegen den Specialbefehl Sr. Majestät kämpfen? Danke, danke, Herr Bruder! Im Gegentheil, ich habe ihm Glück auf den Weg gewünscht und mir nur die Frage erlaubt, ob er vielleicht, statt nach Ruhneck, demnächst einmal nach Franken reisen würde."

„Nach Franken?" rief Rüdiger gleichfalls verwundert, und auch die Baronin blieb stehn und schaute den Erzähler fragend an.

„Ja, nach Franken. Man munkelte, der Bursche habe

sich dort, als er vorm Jahre den Zug mit dem Kleist machte, in ein paar lustige Augen vergafft, deren Besitzerin zugleich eine vornehme und reiche Erbin sei."

„Und Eberhard — wie nahm er die Frage auf?" fragte die Baronin rasch.

„Wie ein schmachtender Seladon, Hedwig. Er ward roth, er stammelte, faselte von dem Conflikt zwischen dem Recht des Menschen und der Pflicht des Cavaliers, verdrehte die Augen und seufzte wie ein Gaul in den letzten Zügen. — Darauf wünschte ich ihm noch einmal Glück auf die Reise und bemerkte ihm, der Weg durch Franken führe nicht mehr in unsere Berge. — Da habt ihr's." —

Es war eine lange Stille im Zimmer, die nur durch das leise Klirren der Fensterscheiben unterbrochen wurde, wenn von Zeit zu Zeit der Wind den scharfen Schnee gegen sie trieb. Nach einer geraumen Weile stand Rüdiger endlich auf, mit finsteren Augen und drohender Stirn. „Das ist schändlich!" sprach er mit vor Zorn bebender, dumpfer Stimme. „Das ist unserm Hause nie geboten worden! Und ich muß es dulden! Ich habe keinen Sohn mehr! Arme Beatrix!"

„Keinen Sohn mehr?" warf der General mit gefalteter Stirn hin und stand gleichfalls auf. „Bist du noch immer der alte Thor, Rüdiger, der das Kind mit dem Bade ausschüttet und dem Knaben, weil er einmal keine Lust hat, seinen Ruhm im Dienst und auf dem Schlachtfelde zu suchen, die Ehre abspricht, das Herz und den Muth? Ich kenne meinen Neffen wenig," fuhr er lebhafter fort, „aber

was ich von früher weiß, und wie er sich dir gegenüber in dieser thörichten Sache nahm, gefällt mir und zeigt, daß er ein Ruhnecker. Keiner von uns hat sich jemals zwingen lassen. Und ich setze meinen Kopf zum Pfande — wenn er von dieser neuen Affaire hört, brauchst du ihm nicht die Sporen einzusetzen, um ihn in Gang zu bringen. Contrair, es wird ein Zügel nöthig sein, um ihn zu halten!" — Und als er Rüdigers Blick mit finsterem Erstaunen auf sich ruhen sah, setzte er hinzu: „mit meinem Willen geschieht in dieser Sache nichts weiter, am wenigsten aber ein Versuch, den Patron zu etwas zu zwingen, was im besten Falle der Beatrix nur Unglück und uns sicher nicht Reparation der verletzten Ehre schaffen würde, zumal eine solche nicht nöthig ist. Ich denke doch, beim Teufel," schloß er mit einer stolzen Bewegung des Hauptes, und in seinen Augen blitzte es hell, „die Ehre derer von Ruhneck steht zu hoch, um durch einen Narrn oder Schuft verletzt zu werden, der eine Verbindung mit uns nicht zu erhalten versteht. Desto schlimmer für ihn, mein' ich!"

Die Baronin nickte dem Bruder lebhaft zu, Graf Rüdiger ging ein paarmal schweigend und gesenkten Hauptes im Zimmer auf und nieder, wandte sich dann plötzlich der Thür zu und entfernte sich durch dieselbe, ohne noch ein Wort laut werden zu lassen. — Die beiden Zurückbleibenden schauten einander kopfschüttelnd an.

„Das ist ja schlimmer als je," meinte der General. „Was doch aus dem Menschen werden kann! Beim Teufel, wenn ich den Rüdiger ansehe, beneide ich irgend jemand

noch weniger um sein sogenanntes häusliches Glück, um Weib und Kind. Wenn ihr Verlust und die Erinnerung an sie so im Menschen wirken —!" Er brach ab, der Klang einer stark angezogenen Glocke hallte durch die weitläufigen Räume des Schlosses. „Aha, Essenszeit!" sagte er. „Na, das wird eine heitere Mahlzeit werden!"

„Ah bah!" versetzte die Schwester achselzuckend. „Hast du die Ruhnecker Zustände vergessen, daß du von deinen Nachrichten noch besondere Eindrücke erwartest? Geh' doch, mein Theurer! Wir sind durch andere Dinge abstrahirt genug, um dies Neue noch extra zu empfinden. Und dazu kommt," setzte sie zögernd hinzu, — „der Rüdiger sagte: arme Beatrix! — ich meine aber, sie selbst wird sich ‚glückliche Beatrix!' heißen."

„Glaubst du das, Hedwig?" fragte er aufmerksam. „War sie nicht zufrieden mit der Brautschaft? Aber wie, beim Kukuk, kam's denn? Rüdiger schrieb damals doch von großer Liebe und dergleichen?"

„Geduld!" sagte sie abwehrend. „Ich habe viel mit dir zu reden, aber genug für jetzt! Da kommen meine Kleinen. Zu Tisch, General!"

Die Baronin hatte nicht recht vermuthet, wenn sie die Stimmung des Kreises nicht anders erwartete, als sie bisher gewesen. Die Finsterkeit und das fast gänzliche Schweigen des Hausherrn und Ulrichs ungewöhnliche Gedrücktheit wirkten mehr als je auf alle Uebrigen zurück, zumal auch der General und die Baronin selbst durch das Vorausgegangene doch zu sehr beherrscht wurden, um irgend etwas

einer allgemeinen Unterhaltung Aehnliches im Gang zu erhalten. Selbst Antoinette erlahmte an Ulrichs Einsilbigkeit, und der General, dem dies aufgefallen sein mochte, nahm nach Aufhebung des unerfreulichen Mahls davon Veranlassung, den jungen Mann im scherzhaften Unwillen bei den Schultern zu fassen, ihn zu schütteln und ihm dann zu sagen: „ei Junge, schäme dich! Wer wird so grämlich darein schauen, wenn eine solche Nachbarin ihm alle möglichen guten Worte gibt? Was hängst du denn den Kopf, Bursche? Ist dir mit dem Auge auch Uebermuth und Frohsinn abhanden gekommen?"

Ein schwaches Lächeln erhellte momentan die ernsten Züge Ulrichs, während er entgegnete: „das nun wohl nicht, Onkel; aber in der That — ich weiß selbst nicht, woher mir grade heute so viele und ernste Gedanken kommen."

„Gedanken? Was zum Henker hast du mit Gedanken zu thun, Junge?" fiel ihm der Alte ins Wort, den Arm in den des Andern schiebend und ihn mit sich fortziehend. „Da sie nun jedoch einmal da waren, so laß auch mich davon profitiren. Was dachtest du?"

„Weßhalb Eberhard ausgeblieben, Onkel."

„Dummes Zeug! Hast du etwa Knall und Fall solche Sehnsucht nach ihm, da ihr sonst doch am besten ohne einander auskamt? Laß ihn laufen, Kleiner! Und nun — was weiter?"

„Es fiel mir nur ein, daß ich nachgrade lange genug müßig gegangen und einmal an meine Pflichten denken müsse. Ich habe mich daher kurz resolvirt, will morgen

früh auf die Güter und dann zum Regiment, obschon mein Urlaub noch fortläuft. Der Abschied von hier geht mir aber auch im Kopf herum, ich bin des Scheidens gar wenig gewohnt. Aber was sein muß, muß sein."

Der Blick des Alten ruhte mit warmem Wohlwollen auf seinem jungen Begleiter. Wollte Gott, der Eberhard hätte nur eine Ader von dem hier! dachte er, und laut sagte er herzlich: „ich denke, lieber Junge, das alles hat noch keine solche Eile. Du mußt dich ausruhen, Ulrich, und kommst, wenn du mich in vier Wochen begleitest, reichlich zeitig. Es wird schon langweilig werden in den Garnisonen, beim Teufel! Wir sprechen noch weiter darüber," setzte er hinzu und machte seinen Arm frei. „Jetzt habe ich dir die Leviten gelesen, Junge, und hoffe, daß du dich besserst. Ich muß damit schon wieder bei einem andern Kopfhänger anfangen, merke ich, wo der Erfolg noch zweifelhafter!" Und er wandte sich von ihm dem Grafen Rüdiger zu, welcher einsam und düster sinnend in einer Fensternische lehnte.

Man verweilte, wie immer während dieser Stunde, noch im Speisesaal, wo die Tafel von den Dienern unberührt blieb, bis die Gesellschaft sich später zurückgezogen hatte. Die Jüngeren waren in der Nähe des Ofens um Antoinette vereint, welcher es endlich gelungen schien, die Andern in eine muntere Stimmung zu versetzen; Ulrich hörte von dort ein zwar gedämpftes, aber doch lustiges Lachen und ein rasches Gespräch zu sich herüberschallen. Die Baronin fügte den vielen täglichen Schritten ein neues

Tausend hinzu, indem sie, wie üblich, unaufhaltsam auf- und abpromenirte. Sie war mehr als einmal an dem General und Ulrich auf ihrem Wege vorüber gekommen und rief nun, da sie wieder in der Nähe des jungen Mannes war und ihn sich ab- und den Andern zuwenden sah, ihm gedämpft zu: „auf ein Wort, mein lieber Graf!“

Er folgte gehorsam ihrem Ruf und ging neben ihr einige Schritte hin bis ans Ende des Saals.

„Wenn ich recht gehört habe,“ sprach sie und ihr Auge ruhte so milde auf ihm, wie er es kaum jemals gesehn zu haben meinte, „redeten Sie mit meinem Bruder eben von Abschiednehmen und Reisen, mein lieber Graf. Ich kann mir den Grund dieses plötzlichen Aufbruchs ungefähr denken, aber derselbe fällt, wie ich glaube, fortan zum Theil wenigstens fort. Warten Sie noch ein wenig, mein Kind,“ setzte sie fast weich hinzu; „Sie dürften bald Neues erfahren. Ich möchte beinah glauben, daß Ihnen — Ihr größter und geheimster Schmerz noch in Freude verwandelt werden kann. Beatrix ist vielleicht noch frei.“

Sie nickte ihm freundlich zu und ging, nachdenklich das Haupt beugend, von ihm. Er stand und sah ihr nach wie gelähmt und geblendet, und wußte nicht, ob er wachte oder träumte, so unglaublich erschien ihm, was er eben vernommen, und so bis in die Tiefen seines Wesens hatte es ihn getroffen und erschüttert.

X.

Der Alte von Ruhneck.

Der General war drüben im Steinhause gewesen und kehrte nach einer langen Unterredung, die er mit seiner alten Erzieherin und ihrem Gatten gehabt, jetzt nachdenklich und gleichfalls beinah finster in den Schloßbau zurück. Er durchmaß die alten großen, dunkeln Hallen, schritt über einen kleinen Lichthof, welcher von zum Theil neueren Gebäuden begrenzt, den Bergfried umgab, und wandte sich endlich dem Ausbau zu, der im äußersten rechten Winkel des Plateaus, durch Mauerwerk gestützt, halb über dem „Moos“ hing. Dort hatte sich sein Neffe Eckhard angesiedelt, der in den letzten Jahren nur nach Einsamkeit und Abgeschlossenheit getrachtet hatte, um den kalten und theilnahmlosen Mienen der Schwester und den ewigen Quälereien des verstimmten Vaters so weit wie möglich auszuweichen.

Da fand ihn der alte Herr, hatte gleichfalls eine Unterredung mit ihm, und als er spät zurückkehrend vom Lichthof aus auch das Fenster der Sainte Barbe erhellt sah, wandte er sich nach kurzem Nachdenken dieser zu, durchmaß wieder die hallenden Räume des Schlosses und klopfte endlich stark an die schwere Thür. Die Antwort erfolgte von drinnen in einem nichts weniger als einladenden Tone, aber der Soldat zuckte nur die Achseln, öffnete und trat mit

einem gutgelaunten: „drücke die Lunte nur aus, Alte, es bedarf keiner Explosion, sie nützt dir nichts!“ ins Gemach.

„Hoho, der Bruder General!“ sagte sie, als sie ihn erkannte und setzte sich auf das Kanapee zurück, auf dem sie vielleicht zum erstenmal seit dem frühen Morgen geruht zu haben schien, denn ihr Taschentuch lag dort und der Bezug des Seitenkissens war so zerdrückt, als hätte sie ihre schwere Gestalt fest und lange dagegen gelehnt. „Wo kommst du her, mein Theurer, und was treibt dich so sehr aus deiner Bequemlichkeit auf?“

„Bequemlichkeit? 's hat sich was mit Bequemlichkeit!“ versetzte er und ließ sich neben ihr in die andere Ecke fallen. „Ihr treibt's hier nicht darnach, um es Einem, der seit sieben Jahren sich wie ein Gaul hat abhetzen lassen müssen, kommode zu machen. Was treibt ihr für Teufelszeug, sage ich! Davor kann's einem vernünftigen Menschenkinde ja grün und gelb vor den Augen werden!“

Sie hatte sich ganz in die Ecke sinken lassen und den Arm auf das Polster gestützt, daß es unter dem schweren Druck sich zusammenbog. Ihr Auge ruhte fest auf dem Bruder, als wolle sie aus seinen Zügen seine Absicht bei diesem Besuche lesen. Aber es gelang ihr nicht recht, der alte Herr schaute ihr gar kaltblütig entgegen, und endlich fragte sie in einem gewissen, ziemlich verdrießlichen Ton: „woher kommst du, wiederhole ich? Oder soll ich einmal wieder deine Räthsel rathen, wie vor fünfzig Jahren, Kleiner?“

„Woher ich komme?“ entgegnete er bedächtig. „Hm, Schwester — woher denn sonst, wenn nicht von Rudhards?“

Sie ließ eine kleine Weile vergehn, bevor sie antwortete: „na, wenn ich mir das nicht gedacht habe! Du bist schnell, merke ich, General. Nun aber, Schatz, brenne auch los und laß mich all deine Gedanken mit einemmale hören. Du sagst zwar," setzte sie spottend hinzu, „daß du das tropfenweis Geben nicht verständest und dich nicht zum Krankenwärter eignetest, allein das ist eine gar zu bescheidene Ansicht von deinen Fähigkeiten, mein Theurer. Du hast heut Morgen das Gegentheil glänzend bewiesen — zu glänzend, General, und ich möchte dich ersuchen, mir deine Mixturen womöglich wenigstens löffelweise beizubringen."

„Du bist ein seltsam Geschöpf, Alte," erwiderte er kopfschüttelnd, „halb schlau und halb thöricht! Du weißt so gut wie ich, daß ich am liebsten gradeaus und kurzweg vorgehe, aber habe 'mal so eine verfluchte Commission, wie ich heut Morgen, und noch dazu zwei Menschenkindern gegenüber, wie du und Rüdiger, — und dann mach' es besser als ich und ‚verheddere' dich nicht, wie sie in Berlin sagen!"

Sie hatte ihn schweigend ausreden lassen, und ihr Gesicht war nach und nach so still und ernst geworden, als waltete in ihr etwas ganz Anderes als die Aufmerksamkeit auf seine Worte. Und nun, da er geendigt, streckte sie mit einemmal die Hand aus, ergriff die seine, umspannte und drückte sie fest mit den langen Fingern und sprach tief Luft holend und aus der innersten Brust heraus: „laß uns zusammenhalten, Bruder, fest zusammenhalten! Es kann sonst nicht gut gehn!"

Er sah die Schwester schier erstaunt an, eine solche

Wehmuth und solche, fast bekümmert klingende Töne hatte er noch nie an ihr bemerkt, nie von ihr vernommen; aber er wurde nun auch wirklich dadurch bewegt, und den Druck ihrer Hand fest erwidernd, sagte er voller Theilnahme: „nun nun, Hedwig, du wirst doch nicht noch auf deine alten Tage die Contenance und Courage verlieren? Es muß dich tüchtig angepackt haben, das was Agnes dir über deine arme Margarethe sagte!" Und da sie den Kopf leise schüttelte, fuhr er fort: „ich geb's zu, auch das Uebrige ist kraus und bunt genug, und diese Neigung Eckhards zu deiner Enkelin — muß mir das Mädchen doch näher ansehn! — hat auch nach meiner Meinung, wie Rüdiger nun einmal ist und denkt, verzweifelt wenig Aussichten. Und das ist bös, bös, Hedwig! Ich bin auch drüben bei Eckhard gewesen, habe ihn in's Gebet genommen und fand's, wie ich es leider fürchtete, wie es auch kaum anders sein konnte, wenn er der brave Junge, für den ich ihn stets und seinem Vater zum Trotz hielt. Da ist von Auf- und Nachgeben keine Rede, und er müßte kein Ruhnecker sein, wenn ihn aller Widerstand nicht nur immer hartnäckiger machen würde. Er gefällt mir, Hedwig, bei Gott, er gefällt mir! Er sieht klar, was ihm mit seinem Vater bevorsteht, und geht dem Kampf mannhaft entgegen."

Sie wiegte das Haupt mit einem trüben Lächeln. „Und von mir nimmt er dabei gar keine Notiz, scheint es?" bemerkte sie.

„Von dir? Doch, Hedwig!" war seine ernste Antwort. „Aber er fürchtet dich am Ende nicht, sondern rechnet im

Nothfall sogar auf deinen Beistand. Er sagt, deine Worte neulich hätten ihm zwar keine Hoffnung lassen wollen, aber dein Wesen dabei hätte in anderen Weisen geredet — verwettert sublim ausgedrückt, Hedwig, nicht? Hab's mir darum auch gemerkt! — Er meinte, am Ende würdest du der Kleinen nicht widerstehn, wenn du sähest, daß sie ihm ganz und für immer zu eigen. Und endlich — ich habe ihm meine Hülfe und mein Fürwort bei dir versprochen. Wenn die Sachen sich wirklich verhalten, wie es scheint, wenn — verzeihe mir, Alte," unterbrach er sich, indem er auf's neue ihre Hand nahm und drückte, und als er weiter redete, klangen die Worte weich und herzlich — „du hast ja so lange selbst unter dem Glauben an das Gegentheil gelitten! — wenn dein Gretchen stets ein braves Kind blieb, eingedenk ihrer und unserer Ehre und ihres Stammes, so sehe ich wahrhaftig nicht ein, was du dich gegen eine solche Verbindung sträubst. Eine Heydeck kann uns am Ende noch wohl recht sein, und nach ihrem Beibringen wird man jetzt so wenig fragen, wie es sonst geschehen ist. Meine Mutter war gleichfalls ein armes Fräulein. Kurz, Schwester, wenn du alles recht überlegst, mußt und wirst du nachgeben, aus vielen Gründen. Und Bruder Rüdiger? Nun lieber Gott, was will er am Ende thun? Ruhneck steht ja nur noch auf Eckhards Augen, und der eigensinnige Kopf wird schon nachgeben müssen, mag er dabei fluchen und toben, wie er will. Mir däucht," schloß er, „wir sind dem Knaben unsere Hülfe schuldig, denn so lange er lebt, weich wurde ihm in seinem Vaterhause nie gebettet."

„Da hast du recht,“ versetzte sie, ernsten Blicks und gedankenvoll vor sich hinnickend. „Es spricht viel für deine Ansicht, mehr, als ich noch heut Morgen selber wähnte und wußte.“

„Ja, ja,“ bemerkte er und lehnte sich ganz zurück und schlug die Beine bequem über einander. „Die Sache ist daher im Grunde auch gar nicht so bös, den Zank abgerechnet, der nicht ausbleiben wird. Was mir dagegen die Agnes von der andern Affaire — von Beatrix und Ulrich — andeutete, find' auch ich mißlicher. Grade wie sie wieder frei wurde, schneidet in meinen Augen dem armen Teufel für's erste jede Aussicht ab. Und das jammert mich; von der Beatrix weiß ich wenig, aber den Knaben habe ich lieb, wie kaum einen Andern außer ihm.“

„Darüber läßt sich weiter reden,“ sagte sie und fuhr mit der Hand über die Stirn; „auch diese Sache sehe ich jetzt anders an und verzweifle keineswegs. Ein Aufschub muß natürlich stattfinden, ein langer vielleicht, aber beide sind ja auch noch jung genug. Das Schlimmste jedoch, oder vielmehr das Dummste, weißt du noch nicht, General,“ fuhr sie fort, und ihr Blick war dunkel und die Stirn tief gefurcht. „Du sagtest vorhin, Ruhneck stehe auf zwei Augen. Das weiß Rüdiger auch und findet es unerträglich und will einem solchen Zustande, so gut er vermag, ein Ende machen. Er denkt daran, sich wieder zu verheirathen, General.“

„Rüdiger? Sei nicht thöricht, Schwester,“ rief er und sprang auf und stand kerzengrade vor ihr. „Er, seit achtzehn

Jahren Wittwer — oder sind's noch mehr? — er, der durch die Trauer um seine Frau zu dem finstern und schwermüthigen Kopfhänger geworden —?"

„Er denkt, um Eckhards und um seinetwillen, an eine neue Heirath, wiederhole ich dir," versetzte sie nachdrücklich, ohne den Kopf aus der stützenden Hand zu erheben, während ihr Blick jedoch still und fest dem seinen begegnete. „Und, Bruder, wen meinst du, daß der Unglückliche sich dazu auserseh'n? — Regine Heydeck." —

Der General starrte sie einen Augenblick wie betäubt an. Dann wandte er sich auf dem Absatz um, ging das Zimmer hinauf und hinab und sagte nichts als: „Na!"

„Ja," meinte die Baronin bitter, „wir Ruhnecker sind stets Querköpfe gewesen und haben Freude an allerlei extraordinären Einfällen gehabt, aber bis zu einem so unglücklichen, glaub' ich, hat sich bisher noch keiner von allen erhoben."

„Siehst du," fing sie nach einer Pause wieder an, „bei dieser interessanten Mittheilung überraschtest du uns heut Morgen, und ich hatte mich eben erst zur Erwiderung ermannt, denn ich war zuerst noch konsternirter als du, mein Theurer."

„Also du hast ihm schon deine Meinung gesagt? Und Rüdiger?"

„Er ist ein Ruhneck, General."

„Leider Gotts, Hedwig! Na!" Und er trat mit dem schweren Steifstiefel zornig, hart auf den Fußboden nieder.

„Zur Abkühlung theilte ich ihm dagegen mit, daß Regine meine Enkelin.“

„Und er?“

„Es bewegte ihn, General, allein weiter weiß ich nichts, da du uns grade dabei unterbrachest.“

„Es ist der verdammteste Unsinn, den ich in meinem ganzen Leben gehört habe!“ grollte der Soldat nach einer Weile, und sich gleich darauf jäh der Schwester zuwendend, fragte er rasch: „hast du ihm denn nicht das von Eckhard gesagt? Mir däucht, das wäre der rechte Trumpf gewesen!“

„Hör' mich an,“ sprach sie nach einer Weile des ernsten Anschauens, „du berührst da den Punkt, der uns allen der wichtigste sein muß. Ich will kurz sagen, wie ich's ansehe. Was Eckhard mir neulich abgehört, kann nur der vollste Ernst gewesen sein; schloß er, wie du andeutetest, auf Anderes, so täuschte er sich. Ich habe diese Verbindung noch heut Morgen für absolut unmöglich gehalten. Seitdem hat mich, was Rüdiger mir von sich mittheilte und von der Familie des Hauptmanns Heydeck in Erfahrung gebracht — er erkundigte sich! — in meinem Entschlusse wankend gemacht. Die Familie ist ansehnlicher, als ich wähnte, und meine Margarethe scheint allerdings in diesen Dingen vorwurfsfrei geblieben zu sein. Die Hauptsache aber ist Rüdigers eigener Wahnsinn. Dem müssen wir begegnen, und zwar bei Zeiten, General. Und kann's nicht anders sein, so muß der Vater eben dem Sohne weichen. Denn es muß etwas sein, was ihm jeden Gedanken an diese Thorheit ein- für allemal verleidet. Nur die direkte Mittheilung

selbst möchte ich uns allen ersparen. Besser, er erfährt es durch seine eigenen Augen, als durch das Wort irgend eines Dritten. Das ist meine Ansicht von der Sache."

„Und die meine," bemerkte der General, indem er bekräftigend das schmuck frisirte und gepuderte Haupt neigte. „Im Uebrigen ist die Sache nur widerwärtig, Bedenkliches find' ich nichts an ihr. Das kann nur eine Caprice sein, die unsern Vorstellungen und einer ihm beigebrachten vernünftigen Ansicht von Eckhards Wesen und seinen reellen Vorzügen weichen muß. Respekt vor deiner Enkelin, Hedwig, allein das Dämchen erschien mir heut Mittag wenig verführerisch — ein wenig blaß, ein wenig zart, ein wenig sanft, ein wenig schwach — 's ist nicht mein Geschmack, Schwester, kann ich sagen! Die Andere, die Neustädt, wäre eher für mich, da ist doch Raçe d'rin! Aber trotz alledem —," setzte er jetzt lachend hinzu, — „es muß doch eine ganz gefährliche kleine Hexe sein! Vater und Sohn — beim Zeus! Muß sie doch einmal besser auf's Korn nehmen!"

„Thu's und nimm dich in acht," versetzte die Dame gleichfalls heiterer. „Meine Regine ist in der That ein Wesen, wie ich noch keins sah. Der kann niemand zürnen und niemand feind sein. Sie nimmt jedermann ein, vielleicht grade darum, weil sie so gar nicht an dergleichen denkt, so gar keine Ahnung davon hat, welche Macht ihr verliehen. Nimm dich in acht, General, wiederhole ich! 's wäre doch possirlich, wenn der Zwillingsbruder plötzlich spürte, daß er auch ein Zwillingsherz hätte."

Er lachte gutgelaunt und gab eine neckende Antwort.

Allein die Munterkeit hielt doch nicht vor, es war zu viel des tiefsten Ernstes um sie her, als daß sie sich demselben lange hätten entziehen können. Sie redeten noch lange und eingehend mit einander, bevor sie in das Familienzimmer hinüber gingen. Die Verstörung, welche den ganzen Kreis erfaßt hatte, zeigte sich jedoch grade hier und in dieser Stunde einer ruhigen Unterhaltung am sichtbarsten. Alle blieben mehr oder minder einsilbig, Antoinette besah die Initalien der Chronik, der Schloßherr fehlte noch ganz. —

Graf Rüdiger saß in seinem uns bekannten Zimmer, tief in die Sophaecke zurückgelehnt, das Haupt in die Hand gestützt, die sorgenschwere Stirn gesenkt und die Augen niedergeschlagen. So hatte er stundenlang gesessen, schier ohne sich zu rühren und ohne einen andern Laut von sich zu geben, als die paar Worte, welche dem mit Licht eintretenden Diener befahlen, die Kerzen des einen Armleuchters ganz zu löschen und die des andern durch einen Lichtschirm den Augen des Herrn zu entziehen. Es war dämmerig, fast dunkel in dem weitläufigen Gemach, von der Decke wurden nur die vergoldeten Rosetten sichtbar, welche an den Kreuzungen des meisterhaften alten Schnitzwerks angebracht waren, und die Möbel, die hier und da an den ebenso getäfelten Wänden standen, ließen sich von dem Platze des Grafen aus kaum unterscheiden. Er hatte es so gewollt, wiederholen wir, und ebenso wollte er die Stille um sich her. Licht und Bewegung hätten nicht zu dem gepaßt, was sein Inneres schwer und ernst erfüllte, schwerer und ernster,

als er es die Schwester hatte sehn lassen, und als es irgend Einer der Seinen zu ahnen im Stande war.

Rüdiger war wie seine beiden Brüder in früher Jugend Soldat geworden und mit Leib und Seele dem Stande ergeben geblieben, bis ihn seines älteren Bruders entschiedene Weigerung, sich zu verheirathen, und der Befehl des Vaters nach Ruhneck und in den Civilstand zurückführte. Er war eine Viertelstunde älter als der Zwillingsbruder, doch diese wenigen Minuten genügten um so mehr, seinen ganzen Lebensweg zu bestimmen, da er auch der entschiedene Liebling des strengen alten Vaters war, welcher sich daher ziemlich gleichgültig gegen den Widerstand des eigentlichen Erbherrn verhalten hatte. Brachte er dadurch seinen „besten Sohn", wie er Rüdiger zuweilen hieß, doch an den Platz, für welchen ihm keiner der beiden anderen in gleichem Maße befähigt schien.

Der damals noch junge Mann fand sich gehorsam in den Willen des Vaters und widmete sich den Pflichten seines neuen Berufs, der Verwaltung der ausgedehnten Herrschaft, welche ihm der Alte sogleich und fast ohne Vorbehalt überließ, in der ernstlichsten, tadellosen Weise. Denn er war ein braver, liebevoller Sohn und, damals wenigstens noch, ein ruhiger, fester und klarer Mann, der es nicht anders wußte, als daß er auch zu leisten oder zu tragen im Stande sein würde, was seine beiden Oberherren — das Geschick und der bejahrte Vater — ihm auferlegen möchten. Er hatte es sich aber leichter gedacht, als es war. Seitdem er den Dienst aufgegeben und seinen neuen Lebens-

weg betreten, blieb ihm ein zwar leiser und heimlicher, aber stets empfundener Druck, es entstand in ihm ein niemals ausgeglichener Zwiespalt zwischen seinen neuen Pflichten und seiner tiefinnersten Neigung, er überwand niemals eine gewisse Sehnsucht nach der verlassenen Carriere, noch das heimliche Gefühl, daß er nicht an der richtigen Stelle, und obschon er musterhaft regierte und als der beste und tüchtigste Herr bekannt und beliebt wurde — es war nur zu natürlich, daß dies alles nicht ohne die ernsteste Wirkung auf seinen Charakter, sein Wesen, seine Stimmung blieb. Heiterkeit und Gleichmuth wenigstens suchte man bald vergeblich in ihm, und da ihm selber so hart gebettet worden, verstand er es in Kurzem nicht mehr, den Seinen das Leben leichter werden zu lassen.

Es war bei alledem das größte, von den Seinen gar nicht genug zu segnende Glück, daß der zweite Befehl des alten Vaters bessere Folgen gehabt und Rüdiger zu einem wahrhaft zufriedenen und beglückten Ehemann gemacht hatte. Ein Jahr nach seiner Rückkehr auf die Ruhneck hatte der Alte, der bis dahin ihn in all seinem Thun und Lassen auf das aufmerksamste beobachtet, ihn eines schönen Tags mit der Erklärung überrascht, daß er mit ihm zufrieden sei und ihn für würdig halte, die Dame heimzuführen, die er ihm ausgesucht habe. Rüdiger gehorchte auch hier, da er jeden Widerstand nutzlos wußte und überdies sein Herz frei fühlte, schweigend und ohne Zögerung und führte in möglichst kurzer Frist das blutjunge Mädchen als Gattin in das Schloß seiner Väter, die Tochter eines verarmten, aber bis

zu seiner letzten Stunde streng ehrenwerthen, vornehmen Geschlechts; auf Geld und Gut brauchten die von Ruhneck allerdings nicht zu sehn und thaten es auch nicht.

Emma Melanie, Comtesse von Althain war eine treffliche Tochter gewesen und wurde eine ebenso vortreffliche Gattin und Mutter. Ihrem besänftigenden und mildernden Einfluß, ihrer sanften Heiterkeit gelang es auch, den Gatten milder zu erhalten und ihn freier und nachsichtsvoller um sich schauen zu lassen, als es sonst der Fall gewesen sein dürfte. Vor allem hatte er es ihr zu danken, daß die Härte und der Starrsinn, welche als Grundzüge seines Charakters mit dem zunehmenden Alter immer sichtbarer wurden, niemals zum vollen Durchbruch gelangten und er billigen Vorstellungen und vernünftigen Einwürfen nur selten gänzlich unzugänglich blieb. Doch war sie freilich neben der viel älteren Stiefschwester, der Baronin Bergen, die Einzige, der Rüdiger überhaupt irgend einen Einfluß, eine Einrede gestattete. Allen Uebrigen gegenüber fühlte er als Hausherr und Familienhaupt sich in einer absolut unnahbaren Höhe und wußte es nicht anders, als daß dort sein Wille Gesetz, sein Meinen und Denken unantastbar und unwiderleglich bleiben mußten. So war und wurde es ihm von seinem Vater gelehrt.

Er ehrte seine Frau auf das höchste und liebte sie unbegrenzt, und da sie nach zwölfjähriger Ehe starb, war ihm zu Muth, als sei ihm die Erde unter den Füßen fortgenommen und der Himmel über seinem Haupt zusammengebrochen, so einsam, so halt- und aussichtslos fühlte sich der starke, aber

allerdings, wie die meisten seiner Standes- und Zeitgenossen, nichts weniger als religiöse Mann. Dazu kam, daß es ihm an einer erwünschten, die Trauer übertäubenden Thätigkeit fehlte. Da die Verwaltung der Herrschaft an der Schnur ging und sehr wohl den Händen treuer Untergebenen anvertraut werden konnte, da seine Kinder bei Frau Rudhard, seiner eigenen alten Jugendpflegerin und Erzieherin, in einer schier mütterlich liebevollen Hut waren, hätte er damals auf's neue und unbekümmert der alten, nie vergessenen Neigung nachgeben können, um sich in einem bewegteren, frischeren Leben selbst wieder Frische zu holen und die fast verlorene Elasticität seiner Natur einigermaßen wieder herzustellen.

Und wer weiß, was Rüdiger, zumal bald nachher der Tod des greisen Vaters ihn aller Rücksichten enthob, endlich beschlossen hätte, wäre er nicht durch einen schweren innerlichen Schaden, welchen er sich durch einen Sturz mit dem Pferde zugezogen, für immer zu einer verhältnißmäßig geordneten und ruhigen Lebensweise gezwungen worden. Nicht einmal größere Reisen durfte er wagen, und es war nicht die geringste Qual der nun folgenden traurigen Jahre, daß er sich trotz seiner Sehnsucht nach einem bewegten Leben und lebhafter Thätigkeit, trotz der gänzlichen Unabhängigkeit zu dem stillsten und einförmigsten Dasein auf der alten Burg verdammt sehn mußte.

So hatte er manche Jahre hingelebt, finster und niedergedrückt, durch nichts mehr angeregt, aber auch nach keiner Anregung verlangend, in seinem eigenen Hause zumal

weder Freude verbreitend, noch sie empfangend. Wenn er zu seiner Schwester gesagt hatte: Eckhard, sein Sohn, habe ihm seit seinen Kinderjahren keine frohe Stunde mehr gemacht — so war das eine Selbsttäuschung und zugleich ein schweres Unrecht gegen den Jüngling gewesen, wie wir ihnen aber bei so verstimmten und, man möchte sagen, verdunkelten Charakteren, wie Graf Rüdiger, häufig genug begegnen. Agnes Rudhard hatte es gegen Ulrich ausgesprochen, und alle, die mit dem jungen Manne in Berührung kamen, wußten es so gut wie sie — Eckhard war ein tüchtiger, liebenswürdiger Mensch und wäre der Stolz eines jeden anderen Vaters gewesen. Der Schloßherr von der Ruhneck wollte aber eine frohe Stunde weder haben, noch sehen, er glaubte gar nicht mehr an eine solche und fand sie daher auch nirgends und durch niemand. Und dazu kam seine, mit dem persönlichen Unvermögen fast stets noch wachsende Vorliebe für den Soldatenstand und seine, seit dem Tode der beiden älteren Söhne endlich schier krankhaft werdende Gereiztheit über Eckhards friedliche Neigungen, oder, wie er es hieß, ‚feige Entartung.‘ Es mischte sich vielleicht wirklich auch etwas von dem Aberglauben hinein, dessen wir Beatrix einmal erwähnen hörten. Graf Rüdiger hatte wenigstens einen ungemessenen Stolz auf Alter, Rang und makellose Ehre seines Geschlechts, und so übertrieben das erscheinen mag — von den ihm wirklich Nahestehenden konnte nicht einer daran zweifeln, daß der Gedanke an ein mögliches dereinstiges Aussterben der Alten von Ruhneck für ihn vollkommen identisch sei mit dem an das Ende der Welt.

Daß in diesem stillen und dunklen Dasein jemals eine Aenderung eintreten, daß dieses verschlossene und, wie es schien, fast abgestorbene Innere sich noch einmal wieder öffnen und zum Leben erwachen könne, hatte von den Seinen niemand und am wenigsten Graf Rüdiger selber für möglich gehalten. Und doch war das alles jetzt geschehn, und es war keine Caprice oder Laune, wie der General gemeint, noch war es die kühle Ueberlegung und die Abneigung gegen den widerspenstigen Sohn, wie die Baronin halb und halb glaubte, die ihn dann von einem Entschluß zum andern trieben, sondern es war leider die zwingende Gewalt des unwiderstehlichen Gefühls, welches durch den Anblick der jungen Begleiterin seiner Schwester, durch den Umgang mit ihr, durch den unsagbaren Liebreiz des jungen Wesens und all seine, stets besser erkannten und gewürdigten, inneren und äußeren Vorzüge hervorgerufen wurde und das Herz des alternden Mannes bis in seine tiefsten Tiefen erfüllte.

Es gibt noch immer Narren genug, welche sentimentalerweise glauben, das Herz sei nur einmal einer wirklichen tiefen Bewegung, der sogenannten rechten und wahren Liebe, fähig, und andere Narren gibt's, die da meinen, die Liebe sei nur an ein, und zwar an ein jugendliches Alter gebunden. Alles, was später erscheint oder sich regt, soll nur ein matter Widerhall jenes ersten erhebenden, berauschenden, beseligenden oder erschütternden Klanges sein oder gar den Menschen, den es betrifft, entwürdigen oder lächerlich machen. Es ist nicht unsere Sache, unsere Leser über

die Thorheit und Schmählichkeit solcher Ansichten aufzuklären. Ein jeder, der die Menschen als Menschen und nicht als armselige Geschöpfe phantastischer Dichterköpfe betrachtet und erkannt hat, ein jeder, der noch Herz und Gemüth und Theilnahme hat für seine Mitmenschen, wird uns ohne weitere Ausführung zustimmen, wenn wir ruhig behaupten: die Liebe ist nichts weniger als eine Regung, deren das Menschenherz niemals zum zweitenmale in gleicher Frische und Stärke fähig wäre.

Obschon Schwärmerei und Ekstase in der Jugend größer sein mögen, ist bei einem gleich wahren und reinen Empfinden dasselbe grade im alten Herzen klarer, stärker und nachhaltiger. Die Jugend überwindet es, das Alter geht daran zu Grunde. So ist die Liebe an kein Alter gebunden, und anstatt den Alten, der noch einmal sein Herz tief, treu und wahr bewegt fühlt, lächerlich zu finden, muß man grade ihn am tiefsten beklagen. Dem Laufe der Natur und der Dinge gemäß, wird freilich für ihn daraus kaum jemals etwas Anderes als Entsagung erwachsen, eine der traurigsten Bürden, welche dem Menschen zuertheilt werden können. Grade in solchen Herzen und in solchen Kämpfen entstehn und spielen die erschütterndsten Tragödien des Lebens, ganz andere, als unsere Phantasie sie erträumt und die Bühne sie uns vorzuführen liebt.

Graf Rüdiger hatte sich seinem Gefühl nicht ohne Widerstand überlassen, wie es ihn denn auch nicht mit einemmale in seiner ganzen Stärke ergriffen hatte. Schon bei der ersten Anwesenheit seiner Schwester und der beiden

Mädchen war ihm Reginens Erscheinung angenehm aufgefallen und hatte ihr Liebreiz ihn zu ihr gezogen. In den folgenden stillen Wochen der Trennung hatte das unmerklich fortgewirkt, zumal grade in dieser Zeit des Sohnes Widerstand gegen seine Wünsche ihn immer mehr gereizt hatte und er zuerst zu dem extremen Entschlusse gekommen war, Eckhards harten ungehorsamen Kopf, koste es, was es wolle, zu brechen oder ihn wenigstens die Folgen dieses Ungehorsams auf das empfindlichste fühlen zu lassen.

Der Graf hätte es selber nicht anzugeben vermocht, ob der Gedanke an eine neue Ehe der erste und der an Regine und ihre Würdigkeit zu der ihr bestimmten Stellung erst der zweite gewesen, oder ob diese beiden Punkte sich in umgekehrter Folge festgestellt haben möchten. Es war nur sicher, daß Auge und Herz des bejahrten Mannes bei Reginens jetzigem Erscheinen sich ihr sogleich auf das freundlichste zugewendet hatten, daß er schon am ersten Tage die Schwester auszuholen versuchte und den Gedanken einer andern Verbindung der Kleinen nicht allein darum so weit verwarf, weil er sie wirklich nicht für Ulrichs Familie und Lebensstellung geeignet gefunden hätte. Im Gegentheil hatte er grade bei diesem Plane seiner Schwester zuerst klar empfunden, daß Regine ihm selber theuer sei und sich zur Gräfin Ruhneck vielleicht besser eigne als zur Gräfin von Hohenengen.

Er dachte dabei nicht allein an die Armuth des Mädchens, die bei einer Wahl Ulrichs doch von einem gewissen Gewicht sein mußte, während sie ihm, dem Grafen von

Ruhneck, jetzt so gleichgültig war, wie sie es seinem Vater bei der Erwählung der ersten Gattin für ihn gewesen. Ihm erschien es von fast noch größerer Wichtigkeit, daß die Erwählte eines Alt von Ruhneck fast schon durch diese Wahl für ebenbürtig erklärt wurde, was bei der Braut eines Hohenengen keineswegs von vornherein fest stand. Bei seinem ungemessenen Familienstolz nahm er an, daß alles, was Einer seines Stammes, und zumal was das Familienhaupt selber that, damit in aller Augen sanctionirt sei. Ein Ruhneck konnte nicht unrecht handeln.

Seitdem war sein Gefühl gewachsen und gewachsen. Er hatte mannhaft noch immer dagegen gestritten und sich alles vorgehalten, was bei den Seinen und der Welt, was bei ihm selber dagegen sprach. Es war eben umsonst geblieben. Er ließ die Nachforschungen nach ihrer Familie anstellen, von denen er der Schwester gesagt, in der resignirenden Erwartung, dadurch etwas zu erfahren, was ihm jeden weiteren Schritt verbieten werde, und doch — wollte er ehrlich gegen sich sein — niemals der heimlichen Hoffnung bar, daß er grade daraus vielleicht die letzte und vollste Berechtigung zu seinem Empfinden nicht nur, sondern auch zu seinem Handeln schöpfen dürfte. Wir wissen schon, daß es wirklich so geschah.

Inzwischen schlug sein Herz voller und voller, wärmer und wärmer. Obgleich er das Mädchen meistens nur aus der Ferne still beobachtete, erkannte und empfand er doch ihr Wesen, ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit nur desto reiner und voller, desto unbefangener und unwiderstehlicher,

und die flüchtigen Momente, wo er ihr wirklich nahe war und sie vertrauens- und liebevoll neben sich sah, konnten nur die Wirkung des Zaubers vollenden. Grade weil der Graf so lange Zeit und so entschieden sich jedermann fern gehalten hatte, trat die Erste, gegen die er sich nicht mehr verschloß, ihm nicht nur näher als alle Uebrigen, sondern sogleich bis mitten in sein bisher so stilles, tief ruhendes Herz. Und ein solches Herz ist wie der jungfräuliche Boden des Urwaldes; ihr kläret ihn und säet darauf, und es geht auf und grünt, treibt und blüht, hundertfältig, und es gibt kaum eine Macht, die es zurückhalten, die es vernichten kann. So gewaltig regen sich die lange schlummernden, nun voller und voller erwachenden ewigen Kräfte der Natur und des Lebens.

Trotz alledem gab er aber den Kampf gegen sein Herz und Gefühl noch immer nicht auf. Zugleich mit diesen neuen, unerwarteten Empfindungen war auch ein Zagen und Bangen in ihm erwacht, von dem er bisher in keiner Lebenslage gewußt, und eine geheime Stimme in seinem Innern ließ sich niemals und durch nichts übertäuben, wenn sie ernst flüsterte: kann es dir gelingen, diese frische Blüthe mit deinem herbstlich sich entblätternden Lebensbaum zu vereinen? — Und wenn es dir gelingt, — ist es nicht vielleicht eine schwere Sünde, ihr erst erwachendes Leben an dein abnehmendes zu fesseln und dasselbe gegen seine Natur und vor seiner Zeit mit dem deinen zugleich erstarren zu lassen?

Allein wenn es auch also klang und mahnte, der Graf

konnte je länger desto weniger darauf hören. Die Liebe wuchs und wuchs und beherrschte ihn ganz und gar, und daß er sich der Schwester endeckte, war sein letzter Versuch des Widerstandes gewesen. Wie sie ihm entgegentreten und seinen Enschluß bekämpfen würde, das, meinte er, konnte und sollte ihm die Entscheidung bringen, es mußte ihn wenigstens zur vollen und sicheren Klarheit und Ueberzeugung gelangen lassen. Mit dieser Mittheilung begann er den offenen Kampf, der ihm, wie er sehr wohl wußte, mit den Seinen bevorstand. Daß die Schwester ihm mit allen möglichen Gründen, auf jede Weise entgegentreten werde, verstand sich von selbst; und er achtete ihren Verstand und ihre Einsicht zu hoch, um es nicht für sehr möglich zu halten, daß grade ihre Gründe die entscheidenden sein und die Sache jetzt, wo es noch Zeit war, auch in seinem Gefühl für immer beendigen würden.

Was sie ihm erwidert und entdeckt, wissen die Leser; Graf Rüdiger aber hatte, nach der ersten Ueberraschung, daraus nur die Bestätigung alles dessen geschöpft, was er glaubte und hoffte, und darin eine Rechtfertigung seines Entschlusses gefunden, an die er bisher nicht denken konnte. Eine glänzendere Ehrenerklärung hätte Margarethen weder im Leben noch im Tode werden können, als wenn der Oheim das hinterlassene Kind derselben als seine Gattin in die Welt führte. Diese Vorstellung mußte auch die alte starre Schwester endlich besiegen und zum Nachgeben zwingen, meinte er.

Und so saß er nun einsam in dem stillen, dämmerigen

Gemach, träumend, sinnend und Pläne bildend, hinausschauend in eine schöne, glückliche und — stolze Zukunft. Der eigentliche Kampf war in seinen Augen schon zu Ende. Es fragte sich für ihn nur noch, wie sollte er es anfangen, alles Uebrige mit einem Schlage gleichfalls zu diesem Ende zu führen? An das, was im Grunde doch das Nächste gewesen wäre, an Reginens eigenes Verhalten, dachte er wenig oder gar nicht. Die schüchterne, aber innige Herzlichkeit, mit der sie ihm stets und neuerdings mehr als je begegnet war, wurde so leicht und schön zur ersten Stufe einer treuen, verehrenden Liebe! Daß sie, das arme, aussichtslose Fräulein, das, selbst als Enkelin der Baronin, Margarethens Tochter und damit in einer prekairen Stellung blieb, einen Grafen von Ruhneck ausschlagen, seine Hand nicht als das höchste Glück in demüthiger Freude annehmen könne, kam ihm wenig in den Sinn. Er empfand seine volle warme Liebe nicht nur als eine Seligkeit für sich selbst, sondern auch als dasselbe und als eine hohe Ehre für diejenige, welche dies Gefühl hervorgerufen, und der es sich nun so treu weihte.

Ja, er liebte hingebend, warm und innig, das Mädchen herrschte in ihm mit seinem vollsten Zauber, aber er gedachte des Glücks an ihrer Seite dennoch nicht mit der Heiterkeit und dem Jubel der Jugend, sondern mit der vollen Schwermuth, welche den Menschen im Alter beim Rückblick auf die Vergänglichkeit alles Bestehenden und beim Blick in die unsichere Zukunft nur zu leicht zu umfangen pflegt. Aber nun raffte er sich auf.

Er erhob sich von seinem Sitz und durchmaß mit gekreuzten Armen tief nachdenkend ein paarmal das Gemach. Dann blieb er stehn, und das Auge fest und stolz auf die Thür richtend, durch welche es zu den Seinen und zum letzten Kampfe ging, sprach er entschlossen vor sich hin: „genug geträumt! Ich muß handeln, und rasch!“

XI.

Bis auf die Spitze.

Beim Eintritt in das Familienzimmer fand er die Seinen, wie wir wissen, dort versammelt, und es hatte sich auch seit der Ankunft der beiden alten Geschwister des kleinen Kreises noch keine fröhlichere und lebhaftere Stimmung bemächtigt. Beatrix und Regine arbeiteten an der Stickerei der ersteren, Antoinette blätterte noch im Buch und gähnte dabei von Zeit zu Zeit und in immer kürzeren Pausen, und dazwischen zeigte das Gesichtchen den Ausdruck der tödtlichsten Langeweile oder einer nervösen Aufregung, welche es sehr zweifelhaft ließen, ob sie demnächst in den Schlaf der Gerechten versinken oder in Verzweiflung davonlaufen würde.

Die Baronin promenirte, wie üblich, nahm jetzt sichtbar aber gar keinen Theil an den gedämpften Unterhal-

tungsversuchen der Anderen oder an den, einzig noch frei und ungezwungen bleibenden, hie und da eingemischten Bemerkungen und Anekdötchen des Generals oder Eckhards. Sie wurde erst aufmerksamer, da der erstere, nachdem er den beiden jungen Männern einen lustigen Streich bei einem Ueberfall der Reichstruppen erzählt, jetzt lebhaft fortfuhr: „ja der Kleist, das ist überhaupt ein Staatskerl — schade, daß du nicht unter seinem Kommando gestanden, Ulrich! — und wie er's vorm Jahre in Franken getrieben, kann ihm kein Orden oder Avancement lohnen! Aber beim Blitz, da fällt mir ein," setzte er hinzu und wandte sich gegen die junge Dame, „St. Lucien liegt ja in Franken, wenn ich nicht irre; und wenn ich mir das Ding recht überlege, muß das Nestlein ja grade auf meines kecken Kameraden Pfaden gewesen sein. Habt ihr am Ende auch einen kleinen Besuch von ihm und seinen grünen Husaren empfangen, Kinderchen?"

In diesem Augenblick war's, daß der Schloßherr in das Gemach trat, er hörte noch die Frage des Bruders und sah seine Schwester, welche fast mitten im Raum halt gemacht hatte, neugierigen Blicks die Gefragten beobachten. Es ging, wie auch der Graf erkannte, in den beiden Mädchen entschieden etwas Besonderes vor, denn Regine senkte, nach einem flüchtigen Blick auf die Freundin, das leise lächelnde Gesicht tief auf die Arbeit, und in Antoinettens Zügen zeigte sich, da sie bei der Frage das Köpfchen gleichsam bestürzt vom Buche aufgerichtet, nicht nur eine jähe Röthe, sondern auch ein Ausdruck von Verwirrung und

Verdruß, der niemand entgehn konnte. Sie mochte wohl ahnen, was ihr bevorstand. Denn da sie fast gegen alle Glieder des Kreises so oder so einmal unbarmherzig als neckender Quälgeist aufgetreten war, konnte sie kaum auf Schonung rechnen, nachdem sie selbst sich eine Blöße gegeben und wenigstens etwas einem tieferen Interesse Aehnliches verrathen hatte.

Ihre Ahnung war auch richtig genug gewesen, denn schon im nächsten Augenblick brach der General lachend aus: „ha beim Blitz, da bin ich, scheint's, auf eine noch warme Fährte gerathen! Aha, Kinderchen, Geheimnisse gelten nicht und Absprünge nützen euch nicht! Also heraus mit der Sprache! Waren's die Grünen, Fräulein von Neustädt? Heraus damit, sage ich! Ich kenne sie alle, brave Jungen, lustige Kameraden, helle Teufel vor dem Feind, lachend in den Tod und lachend ins Leben! Wer hat Euer Herzlein gerührt, Kleine? Beim Zeus, Ihr braucht Euch dessen nicht zu schämen!"

Und Ulrich setzte heiter, wie seit vielen Tagen nicht, neckend hinzu: „nun weiß ich doch, weßhalb die Dame neulich fast d'rauf und d'ran war, selber Soldat zu werden! O mein Fräulein von Neustädt!"

Inzwischen hatte das fröhliche Mädchen sich aber schon längst wieder gefaßt; ihr Auge blitzte keck über den Kreis hin und begegnete herausfordernd den neckischen, ernsten und fragenden Blicken, die von allen Seiten auf sie gerichtet waren. Dann verneigte sie sich graziös in die Runde und sprach mit hellklingender Stimme: „Ihr trefft es in

Wahrheit wunderbar, Messieurs! Wir haben in der That das Glück gehabt, Herrn von Kleist zwei Tage lang in unserer Nähe verweilen zu sehn und von ihm und einigen der Seinen auch ein paar Besuche im Stift zu erhalten, wenige Wochen, bevor meine Tante starb. Aber ganz trefft ihr's doch nicht, denn zur besonders amusanten Erinnerung gereicht mir dieser Besuch grade nicht, und noch weniger ging dabei ein Herz verloren, wie ihr zu hoffen scheint," setzte sie schelmisch lächelnd hinzu; „das meine, wenn ich überhaupt so ein Ding habe, nun wenigstens gewiß nicht, obgleich ich nicht leugnen kann, daß man sich anscheinend nicht wenig Mühe darum gegeben und sich durch alle Tonarten durchgeseufzt hat."

„Beim Zeus, eine schlimme kleine Hexe!" rief der General lachend und mit dem Finger drohend. „Ist's nicht unchristlich, Kindchen, zum Schaden auch noch solchen Spott zu fügen? Und an dem Schaden ist nicht zu zweifeln, wenn man in diese blanken Augen schaut! Wer war der arme Teufel?"

„Kann Euch leider nicht dienen, Herr General!" gab sie lustig zur Antwort. „Er war zu schmachtend und zu unglücklich, um mir seinen Namen zu nennen, und ich zu erschrocken über mein Glück, um sogleich nach demselben zu fragen. Ein Grüner war es aber nicht, sondern ein — Weißer, glaube ich, und zwar schien er so etwas wie ein Adjutant des Generals zu sein. Er trat wenigstens zuerst mit der Anmeldung und dem Compliment des Chefs an meine Tante bei uns auf."

Der General guckte sie einen Augenblick wie völlig konsternirt und mit hochgezogenen Brauen an, dann warf er einen blitzgleichen Blick nach rechts und links, auf Schwester und Bruder, und begegnete ihren ebenso schnellen und heimlichen Blicken, und darauf endlich — das alles währte freilich keine drei Sekunden — brach er gleichsam lustig aus: „den Teufel auch, Kleine, da erzählt Ihr uns ja ganz kostbare Geschichten! Seh' ein Menschenkind an, was man nicht alles erleben kann! Also das war's!"

Die Aufmerksamkeit des Kreises hatte sich begreiflicherweise jetzt völlig dem General zugewendet, und Antoinette bemerkte, nachdem sie ihre Verwunderung über den plötzlichen Ausbruch verwunden, lustig: „sollte man doch glauben, Herr General, es handle sich um eine Dame, und Ihr wäret eifersüchtig auf mich!"

Er nickte ihr auf das jovialste zu. „Ha Kindchen, Ihr seid ein wahres Kabinetsstück von einer Dame und würdet mir, wär' ich nicht so ein alter Bär', schier gefährlich werden mit Eurem guten Humor!" versetzte er offen. „Seht, ich kenne ja auch Euren schmachtenden Seladon, und bin entzückt über diese Mittheilung. Armer Teufel, also wieder nicht reussirt! 's ist doch wahr — Glück im Spiel, Unglück in der Liebe!"

Er stand auf und machte ein paar Gänge durch das Zimmer, die Hände unter den Schößen der Uniform gekreuzt, während er dazu leise einen alten originellen und schönen Marsch vor sich hinpfiff, der damals unter dem Titel: „die Nachtigall" noch weit genug bekannt und beliebt

war und in der preußischen Armee, besonders bei dem „ersten Bataillon Garde," dem Rest der Riesengarde Friedrich Wilhelms I., gespielt wurde. Natürlich regelte er seine Schritte nach dem Takt des Musikstücks, und man kann daraus auf das Tempo seiner Bewegungen schließen, die man sich bei dem alten General so wenig wie bei andern Leuten seines Standes und seiner Zeit um alles in der Welt nicht wie unsere jetzigen denken darf. Selbst im Affect lief dazumal kein wohlerzogener und auf Anstand haltender Mensch, und das Tempo, in dem man unsere Truppen jetzt auf den Paradeplätzen marschiren und defiliren sieht, wird zu jener Zeit beinahe das des Sturmmarsches gewesen sein.

Der General spazierte also, so rasch es ihm der Takt erlaubte, im Gemach auf und ab, und wenn auch die Augen der andern beiden Alten noch immer ernst, fast finster dareinschauten, die Jüngeren waren doch durch dies wohlthätige Intermezzo alle mehr oder minder erheitert worden, und Antoinette fing nach einer kleinen Pause wieder an: „also Ihr kennt meinen ‚schmachtenden Seladon,' General? Nun, ich hoffe, Ihr werdet nicht ungalant genug sein, mich vergebens nach dem Namen fragen zu lassen.

„Der Name, ja der Name," sprach der General mit sichtbarem Zögern und sein Auge flog fragend zu seinem Bruder hinüber, welcher in der Nähe des Kamins stand. „Ich weiß nicht, ob er sich die Nennung desselben nicht selber —"

„Lassen wir dies ruhen," unterbrach ihn in diesem Au-

genblick Graf Rüdiger ernst und näherte sich zugleich mehr dem Tisch. „Es wird sich noch Zeit genug zu eurem heiteren Gespräch finden, meine ich, für das ich euch Beiden übrigens dankbar bin. Ihr habt damit unsern Kreis nicht nur ergötzt, wie es scheint, sondern auch uns alle für den Ernst gestärkt, mit dem ich jetzt hinterd'rein kommen muß. Es thut mir leid," fuhr er fort, die stattliche Gestalt grade aufgerichtet und das Haupt mit den jetzt nur ernsten, aber nicht finstern Zügen stolz erhoben, so daß er wirklich als Schloßherr vor dem kleinen Kreise stand, „aber es ist nicht zu ändern, ich habe euch, die ihr ja alle unserem Hause angehört, eine nicht länger aufzuschiebende Mittheilung zu machen. Nachrichten, die ich neuerdings erst erhielt, veranlassen mich, das Wort, das ich dem Herrn Grafen Eberhard von Hohenengen für meine Tochter und mich gab, zurückzunehmen und die Verbindung zwischen Beatrix und ihm für aufgehoben zu erklären. Du wirst mir seinen Ring zustellen, mein Kind. — Was dich betrifft, Ulrich," setzte er freundlicher hinzu und wandte sich an den jungen Mann, der sich langsam von seinem Sitz erhoben hatte und ihn leichenblaß anstarrte, „so ändert dies hoffentlich nichts in unsern Beziehungen. Im Gegentheil, ich wünsche dir beweisen zu können, daß ich nur gegen deinen Bruder, aber im entferntesten nicht gegen die Hohenengen, zumal nicht gegen dich etwas habe, mein lieber Junge."

Es war eine Todtenstille im Gemach, bis nach einer Pause Ulrich, dessen Gesicht sich jetzt mit einem dunklen Roth gefärbt hatte, gepreßt sagte: „Sie werden aber be-

greifen, Herr Graf, daß Ihre Worte für mich unmöglich genügend sein können. Ich muß Sie bitten —"

„Du willst weitere Erklärungen haben," fiel der Schloßher ihm ernst, aber wohlwollend ins Wort. „Es versteht sich von selbst, daß ich dir nichts vorenthalte. Komme morgen früh zu mir und du sollst alles erfahren und selbst urtheilen, ob ich — was ist mit Beatrix?" unterbrach er sich hastig, denn das junge Mädchen, das die Mittheilung des Vaters starr und wie träumend angehört hatte, ohne nach dem kurzen Aufblick des ersten Schrecks die Augen wieder zu erheben, ohne eine Bewegung zu machen, ja ohne nur die Farbe zu wechseln, sank in diesem Moment mit geschlossenen Lidern langsam an die Lehne ihres Stuhles zurück. Das Leben schien sie verlassen zu haben.

Mit einem leisen Schreckensruf war im nächsten Augenblick Ulrich an ihrer Seite und hielt sie in den Armen und nannte ihren Namen mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit seines Herzens. Doch achtete jetzt niemand darauf, die beiden jungen Mädchen waren gleichfalls um die Ohnmächtige beschäftigt, und alsbald schlug diese auch schon die Augen wieder auf und richtete sich an Ulrichs Arm langsam auf.

„Sie erlauben mir, daß ich mich zurückziehe, Vater," sprach sie leise und mit gesenktem Blick. Zugleich wandte sie sich, noch immer von dem jungen Manne gestützt, auch schon der Thüre zu und verließ, von den Freundinnen gefolgt, das Zimmer.

„Ich werde sogleich bei euch sein, Kinder!" rief ihnen

die Baronin nach, welche die bisherigen Vorgänge stumm und mit finsterem Blick beobachtet hatte.

Eckhard war allein von den jüngeren zurückgeblieben und setzte sich, nachdem er die andern drei Anwesenden flüchtig überschaut, schweigend in einen der Sessel am Kamin, wo er den Schürhaken ergriff und in der Glut zu stöbern begann, während sein Ohr dem Gespräch hinter ihm lauschte, um den Moment nicht zu verpassen, in welchem seine Einmischung nothwendig werden könnte. Das Mitgetheilte hatte ihn ernstlich erfaßt, denn er hatte mehr Herz für den Rang und die Ehre seiner Familie, als ihm der Vater wenigstens zutrauen mochte, und die für Beatrix und Ulrich wenig schonende Weise, in welcher der Graf geredet, schien ihm darauf hinzudeuten, daß hier etwas vorliegen dürfte, das sein Einschreiten verlangte. Die drei Alten bemerkten zwar seine Anwesenheit, aber sie achteten einstweilen nicht weiter auf ihn.

„Gratuliren kann ich dir zwar nicht," sprach die Baronin hart und bitter; „deine Manier die Sachen abzumachen, mein Theurer, ist häufig eine besondere und war in diesem Falle zum mindesten kurios. Du hättest deinem Kinde den Eclat dieser öffentlichen Ankündigung ersparen und ihm unter vier Augen davon sagen können. Du wärest damit eben so weit gekommen."

Der Graf machte eine leichte, etwas verächtliche Bewegung mit dem Haupt und begann auf- und abzuschreiten. „Ich bin längst gewohnt, auf deinen Beifall zu verzichten,"

versetzte er nach einer Weile. „Uebrigens, denke ich, waren wir unter uns.“

„Für eine Dame ist in solcher Angelegenheit jedermann ein Fremder, mit Ausnahme dessen, der ihr die Mittheilung zu machen hat,“ erwiderte die Baronin im früheren Tone. „Aber wie dem auch sei,“ fuhr sie fort, „die Sache ist jetzt abgemacht und es ist nutzlos über das Wie? zu zanken. Dagegen möchte ich dir anzudeuten versuchen, wie sich, nach meiner Meinung, diese dumme Geschichte am besten und vernünftigsten ordnen läßt. — Verzeihe mir, mein Kind,“ wandte sie sich plötzlich an Eckhard, „aber ich möchte dich bitten, uns Drei für eine kurze Zeit allein zu lassen.“

Der junge Mann stand auf und näherte sich der Dame. „Erlauben Sie, Tante, daß ich diesmal Ihrem Wunsche ungehorsam bin,“ sagte er ernst; „mir däucht, diese Angelegenheit betrifft auch mich zu sehr —“

„Laß ihn da,“ unterbrach Graf Rüdiger, zur Schwester gewendet, finsterblickend den Sohn. „Ein Geheimniß wirst du nicht zu sagen haben, und ich selbst möchte meinen Herrn Sohn nachher zu einer kurzen, auch ihn betreffenden Besprechung gegenwärtig sehen.“

„Das halte, wie du willst,“ antwortete die Baronin kalt und gemessen, „mich aber läßest du wohl von dieser Conferenz aus. Es ist dringender für mich, nach meiner Nichte zu sehn. Uebrigens hat Eckhard recht,“ fügte sie scharf betonend hinzu. „Er ist interessirt bei dieser Affaire, und auch bei dem, was ich sagen will, als späteres Familien-

haupt und Erbherr auf Alt-Ruhneck. — Du wünschtest vorhin dem Grafen Ulrich beweisen zu können, daß du nur dem Bruder und nicht ihm zu zürnen hast. Ich finde das billig, und der Beweis liegt in deiner Hand. Wie sich die Verlobung meiner Nichte mit Eberhard gemacht, ob freiwillig, ob durch dich, mein Theurer, weiß ich nicht," fuhr sie fort. „Jedenfalls war diese Vereinigung schon in der Geburt eine mißlungene, denn Beatrix hat den Menschen niemals geliebt, und Zwang in solchen Angelegenheiten schlägt zuweilen, wie ich weiß, nicht gut aus. Sie trägt dagegen von Jugend auf den Bruder, ich meine den Ulrich, im Herzen, so gut wie er sie. Lasse sie einander gehören, nach einer vernünftigen Zeit natürlich. Deine Einwürfe," schloß sie, als der Graf das Haupt aufwarf und die Lippen wie zur Entgegnung öffnete, „mache mir ein andermal. Wir werden Zeit genug dazu finden. Jetzt vernimm und überlege nur Eins. Ich meine, Hohenengen ist Hohenengen, kontrair — nach dem Urtheile aller, die beide kennen, bietet dir Ulrich eine wirkliche Garantie für das Glück deines Kindes, während der Andere schon jetzt auf dem Wege war, dasselbe für immer zu ruiniren. Endlich ist das auch vor der Welt gleichgültig. Außerhalb dieses Schlosses wissen, meine ich, noch nicht zehn von dieser Verbindung, der Herr müßte denn in seinen Feldlagern selbst darüber geschwatzt haben. Ich denke aber, das wäre seine Sache, und nicht die unsere. — Gute Nacht. Kommst du mit, General?"

Sie wandte sich mit einem nachläßigen kurzen Neigen

des Kopfes der Thüre zu und schritt hinaus. Der General folgte ihr.

„Willst du auch schon gehn?“ fragte Rüdiger düster. „Ich möchte dich noch hier behalten, Bruder, um dir und meinem Herrn Sohn mitzutheilen, was ich nicht länger verschieben mag.“

Der alte Soldat wandte sich um und schaute den Grafen finster und mit gefalteter Stirn an. „Danke!“ entgegnete er barsch. „Habe durchaus kein Verlangen nach deinen Einfällen, Herr Bruder, zumal ich bereits einen Vogel davon habe pfeifen hören. Uebrigens kann ich dir schon jetzt sagen, — wenn es das ist, was ich denke, so erhältst du meine Zustimmung nicht, und wenn die Engel im Himmel mich d'rum angingen, denn es ist — deutsch heraus — der gottverdammlichste Unsinn, den je ein Ruhneck ausgeheckt.“ Er machte Kehrt, ging der Thür zu und murmelte sehr vernehmlich dazu vor sich hin: „daß mich auch der Teufel grade zu dieser Zeit, zu all den verwünschten Querköpfen in dies alte Nest reiten mußte!“

Vor der Thür trat ihm die Baronin entgegen, welche seines Kommens sicher, hier auf ihn gewartet hatte. Seine letzten Worte vernahm sie so gut wie die beiden im Gemach Zurückbleibenden, und während sie mit ihm den Corridor entlang schritt, sagte sie jetzt verhältnißmäßig gedämpft: „du bist ein Narr, dich fortzuwünschen, General. Sollten diese thörichten und ärgerlichen Affairen etwa hinter deinem Rücken und ohne dich abgemacht werden?“

„Mir gleich!“ erwiderte er grollend. „Ich will Ruhe

haben! Ich frage den Teufel nach all diesen dummen Zänkereien, die zu nichts führen, als uns bei den Leuten herabzusetzen. Und ich ärgere mich über dich und mich, daß wir davonliefen, während es jetzt Zeit gewesen, mit der ganzen Prostemahlzeit herauszukommen. Nun hat's der arme Teufel, der Eckhard, allein auszubaden, und wer weiß, was daraus entsteht! Bruder Rüdiger spielt den souverainen Herrn wie — ein Narr! Er thut wenigstens, als ob er nicht ein Gräflein, sondern so eine Art von Kaiser wäre auf seiner alten Ruhneck."

„Und ist er das nicht? Hat es einer unserer Ahnen, unser eigener Vater anders angesehn, General?" fragte sie stehen bleibend.

Er schüttelte verdrießlich den Kopf. „Werde nicht auch du thöricht," erwiderte er. „Verblende dich nicht selber, Hedwig. Es ändert sich alles, und was früher, selbst zu unseres Vaters Zeiten, mit dem ich aber meinen Bruder nicht vergleichen kann, noch einigermaßen Sinn und Geltung hatte, ist jetzt barer Unsinn. Sieh dich um — wo gilt noch einer unserer Duodezfürsten etwas, geschweige denn einer von uns Gräflein? Darum hasse ich auch diese alten Stammschlösser! Steigt hinab und wohnt bei euren Mitmenschen, da wird's euch schon aufgehn, was ihr jetzt allein noch seid, sein könnt und sein müßt. Und Elenderes oder Lächerlicheres weiß ich nichts, als die Oberherrlichkeit, die in der Welt längst zu einem leeren Wort geworden, nun noch tyrannisch in der Familie festhalten zu wollen. Ich bin doch beim Zeus auch ein Ruhneck und halte auf

Ansehn, Ehre und Reinheit meines Stammes. Allein, ich wiederhol's, diese Tyrannenspielerei, diese Oberherrlichkeit gegen die Familie und diese Schranken- und Rücksichtslosigkeit in Ansehung seiner selbst und seines eigenen Handelns ist mir — grade heraus — zum Ekel. Ich habe nicht umsonst seit dreiundzwanzig Jahren neben einem Fürsten gelebt, der ein wirklicher Fürst und Herr ist und das Zeug hat sich als einen solchen zu beweisen. In solchem Licht lernt man Unsereinen für ein Staubkörnchen erkennen." —

Sie gingen schweigend neben einander hin, und erst nach einer Weile bemerkte sie, wieder stehen bleibend: „sei das, wie es wolle — jetzt nützt uns Rüdigers starre Ansicht von seiner Stellung. Verlaß dich darauf — er ist viel zu hochmüthig, um mit dem Eckhard wirklich über seine Entschlüsse zu reden. Es kommt heut Abend zu nichts, General. Und käme es — er findet an Eckhard seinen Mann. Doch das wollen wir schon erfahren," brach sie ab, und ihrer vorübergehenden Kammerfrau zuwinkend, befahl sie derselben, darauf zu achten, wann Graf Rüdiger das Familienzimmer verlasse. Dann trat sie zur nächsten Thür und sprach: „ich bleibe bei Beatrix, General. Adieu für heute."

„Adieu!" sagte er kurz. „Ich gehe zu Ulrich." Und sie trennten sich. —

Als die Thür vorhin ins Schloß geflogen war, standen Vater und Sohn einander allein gegenüber, etwas, das niemals oft geschehn war, seit Wochen aber schon gar nicht mehr stattgefunden. Eckhard hatte sich leicht an den Tisch gelehnt

und schaute ernst vor sich hin, Graf Rüdiger hielt sich frei und aufrecht vor ihm, und sein Blick ruhte halb im finsteren Sinnen, halb in einer gewissen herben Verdrossenheit auf dem jungen Menschen, der ihm zugleich so nah und doch so fern war. Wie die beiden Geschwister sich entschieden und barsch von ihm abgewandt, wie er aus den bloß andeutenden Worten derselben sogar auf einen entschiedenen Widerstand Beider schließen mußte, wie ihm Beatrix' Angelegenheit immer unbehaglicher wurde — denn allerdings war er selbst der Hauptbeförderer der unglücklichen Verbindung gewesen, und andrerseits war Ulrich ihm so lieb, wie überhaupt ein Mensch — das alles verstimmte ihn tief, ohne ihn jedoch in seinen Entschlüssen wankend zu machen. Im Gegentheil trieb es ihn nur zu desto rascherem und selbstständigerem Handeln.

Sein auf dem schweigenden Sohne ruhendes Auge wurde immer düsterer, die Stirn faltete sich immer tiefer, und die Brauen zogen sich nach und nach so drohend zusammen, daß ihre dichten grauen Haare sich fast berührten. Endlich sagte er herb und bitter: „man möchte in der That kein besseres Bild des Trotzes und der Verstocktheit oder des bösen Gewissens finden können als dich, Bursche! Weßhalb siehst du nicht auf?"

Eckhard erhob langsam die schönen und ernsten, dunkelblauen Augen zum Vater und blickte ihn ruhig an. „Ich erwarte Ihre Befehle," versetzte er gehalten und in vollkommen respektvollem Ton.

„In der That? Wie gnädig!" sprach Graf Rüdiger

wieder bitter. „Ich will dir die Qual, mit deinem Vater reden zu müssen, nicht lang machen,“ fuhr er fort und kreuzte die Arme über die Brust. „Was ich im Sinn hatte, hier vor meinen Geschwistern und auch vor dir als meinen Willen auszusprechen, ist jetzt überflüssig. Genug, dieser mein Wille wird dir seiner Zeit kund werden und dich gehorsam finden, wie ich hoffen will. Jetzt kann ich mich auf zwei Fragen beschränken. Besinne dich bei deinen Antworten wohl, mein Sohn. Mein Handeln und deine Zukunft könnten durch dieselben bestimmter und unabänderlicher entschieden werden, als du denkst.“

„Ich erwarte Ihre Befehle, Vater,“ wiederholte Eckhard mit einem neuen kurzen Aufblick und im vorigen Tone.

„Gut,“ sagte der Graf kurz. „Du weißt also, daß deine Tante und ich deine Verbindung mit der Baronesse Antoinette wünschen — wie stehst du, wie weit bist du mit der jungen Dame?“

Eckhard schüttelte leise den Kopf. „Sie wissen, lieber Vater,“ versetzte er, und jetzt blieb sein Blick ruhig und ernst auf dem Gesicht des Alten ruhen, „daß ich nie die geringste Neigung zu dieser Verbindung fühlte, und wie Sie die Dame kennen, müssen Sie so gut, wie wir alle, davon überzeugt sein, daß sie selbst nicht einen Gedanken, geschweige denn ein Gefühl für mich hat, das Ihren Wünschen entspräche. Dazu kommt,“ fuhr er aufathmend fort, „daß ich mich —“

„Genug!“ unterbrach ihn der Vater kalt. „Das ist also nichts; ich habe es freilich auch kaum anders erwartet.

Nun denn, wie denkst du über deine nächste Zukunft? Wirst du geneigt sein, hier meinem Wunsch nicht nur, sondern — ich darf wohl sagen, unserm Familiengesetz genug zu thun, dem Beispiel deiner Ahnen und der Deinen zu folgen und für einige Zeit wenigstens in Dienst zu gehn?"

„Lieber Vater," entgegnete er gepreßt, „ersparen Sie uns beiden diese stets erneuerte Qual. Sie wissen, wie ich darüber denke und daß ich nicht anders kann. Und ich vermag nicht zu glauben, daß Sie im Ernst wünschen sollten, mich jetzt noch, im Frieden, an dieser Soldatenspielerei theil nehmen zu sehn, die mir sogar da, wo sie in meinen Augen den einzigen Werth haben könnte, im Kriege, zuwider und für mich undenkbar war."

„Was ich wünschen kann und soll oder nicht, ist meine Sache," antwortete der Graf scharf; „wenigstens streite ich mit dir nicht darüber. Ich frage einfach, trittst du ein oder nicht?"

„Nein, das kann ich nicht," lautete die ruhige und feste Entgegnung Eckhards.

„So sind wir fertig mit einander," sagte der Vater kalt und kurz. „Es scheint, daß dir die Aussicht, mir und auch meinem Bruder in unserem Besitz zu folgen, diese große Sicherheit gibt. Mein Bruder handelt, wie er es für gut befindet, und ich thue das gleichfalls. Es dürften hier baldigst Veränderungen eintreten, die auch auf deine Aussichten zurückwirken müssen. Aber genug, du hast gewählt, und wir sind fertig." — Er wandte sich ab.

„Vater, lieber Vater!" sprach Eckhard hastig und trat

einen Schritt näher. „Ich flehe Sie an, schenken Sie mir noch einige Augenblicke Gehör! Lassen Sie mich Ihnen mein Herz erschließen und Ihnen mittheilen, was ich allein von der Zukunft ersehne! Seien Sie gütig, Vater!" setzte er weich und flehend hinzu. „Sehn Sie nur einmal in mir den —"

„Ich habe weder Zeit noch Lust, die unreifen Wünsche und Einfälle eines Knaben kennen zu lernen oder die heuchlerischen Reden eines ungehorsamen Sohnes anzuhören," fiel ihm Graf Rüdiger finster und hart ins Wort. „Wir sind fertig, wiederhole ich. Meine Beschlüsse wirst du erfahren, und auf die Weise, wie du dich darin fügst, wird es ankommen, ob wir fernerhin überall noch eine Stellung zu einander haben." — Er wandte sich wiederum der Thür zu, ging und verließ in starrer, stolzer Haltung das Gemach.

Eckhard folgte ihm nach einer Weile stumm und verdüstert und suchte gleichfalls seine einsamen Zimmer auf. Er mochte niemand sehn.

Die Gesellschaft fand sich heute Abend nicht einmal zum Nachtessen wieder zusammen. Der General hatte, wie er gesagt, Ulrich aufgesucht und blieb mit ihm auf seinem Zimmer im halb ernsten, halb traulichen Gespräch; die beiden jungen Mädchen hatten sich gleichfalls zurückgezogen, und selbst Antoinettens Stimme ließ sich nicht wie sonst durch die verschlossene Thür hell und fröhlich auf dem Corridor vernehmen. Die Baronin endlich verweilte bei Beatrix und brachte der Nichte, zwar offen und unumwunden wie immer,

aber mit wahrer und warmer Theilnahme alle Aufklärung, allen Trost, dessen das arme Kind so sehr benöthigt war. Sie gewann das Vertrauen des Mädchens in einer sie selbst überraschenden Weise, sie durfte Blicke in dies verhüllte Innere thun, wie niemand vor ihr, und sie sah zuletzt auch den geheimsten und tiefsten Schmerz an ihrem Herzen sich in heißen Thränen erschließen.

Es war schon nach Mitternacht, als sie in ihre Thurmwohnung zurückkehrte. Sie hatte auf dem Wege geschwankt, ob sie schon jetzt Rüdiger wieder aufsuchen und alles zur Entscheidung führen sollte. Aber sie drängte die Weichheit, die sie mehr als je in diesen letzten Tagen erfüllte, zurück und sagte sich entschlossen: nein, morgen ist der Tag der Entscheidung, ich muß erst fest und sicher werden! Ich will zuerst nochmals mit Agnes reden — auch sie muß heran! — und dann mit Reginen. Wir werden keine Hülfe entbehren können!

XII.

Die Krisis.

Die Nacht verging der Baronin fast schlaflos in schweren rastlosen Gedanken. Pläne für die Zukunft wechselten mit Plänen zum Angriff und mit Vorwürfen gegen sich selbst ab. Sie war jetzt auf dem Punkte, ihr Zögern und Zurück-

halten selber unbegreiflich zu finden, wie es denn auch wenig oder gar nicht in ihrer Natur lag und nur durch die ihr bevorstehende endliche Entscheidung über Reginens Geschick zu erklären sein mochte. Alles, was für oder wider die Verbindung der Enkelin mit dem Neffen stritt, regte sich auf's neue in ihr und erfüllte die kräftige Frau auch von neuem wieder mit Unsicherheit und Schwanken. Regine dem Neffen überlassen — durfte sie das? Und sie ihm versagen, sie — beide! — unglücklich machen für lange, lange Zeit, — konnte sie das? — Und hier empfand sie auch sehr wohl den Grund, daß sie bisher gegen Rüdiger mit der letzten, vernichtenden Mittheilung zurückgehalten. Wie der Graf gestimmt und erregt war, ließ es sich nicht vorausbestimmen, von welcher Wirkung eine solche Mittheilung sein würde — er konnte gänzlich dadurch gebrochen oder auch zu den allerextremsten Entschlüssen gegen den Sohn gebracht werden. Und sie traute sich selbst nicht. Sie wußte, daß sie durch den ‚Unverstand‘ des Bruders zu einer jähen Entscheidung fortgerissen werden könnte, die nachher weder ihr selbst, noch einem Andern genügte.

Daß es bisher aber zwischen Vater und Sohn nicht zum vollen Aussprechen gekommen, hatte sie schon erfahren, wie sie es bekanntlich auch nicht erwartet. Die Kammerfrau hatte ihr beim Auskleiden mitgetheilt — die Baronin hörte heut, ganz gegen ihre Gewohnheit, nicht allein darauf, sondern fragte sogar darnach — daß der Graf und Eckhard sich nur kurze Zeit mit einander allein befunden und dann wohl finster, keineswegs aber in besonders sichtbarer Auf-

regung auseinander gegangen seien. Das genügte ihr vollkommen. Es war noch nicht zu spät für sie.

So dachte und überlegte sie in der langen Nacht und hörte darüber nicht, wie wild der Sturm ihre hoch und frei gelegene Wohnung umtobte und den schweren, dem Schneetreiben gefolgten Regen brausend gegen die Mauern und Fenster warf. Sie hatte diesmal selbst nach dem Aufstehn am Morgen keinen Blick für das Wetter. Sie trank hastig ihren Kaffee und trieb die Kammerfrau ungeduldig zur Beendigung ihrer Toilette. Sie wollte fertig sein, wenn die beiden Mädchen erschienen, denn sie war zu dem Entschluß gekommen, jetzt vor allem und sogleich gegen Regine mit der Entdeckung ihrer Abstammung vorzugehn, und sie war daher nicht wenig überrascht, als, kaum da sie fertig geworden, Antoinette allein im Gemach zum Morgengruß erschien.

„Was gibt's?“ fragte sie schier bestürzt und sprang vom Kanapee auf, denn Regine war noch niemals ausgeblieben; „was kommst du allein? Regine ist doch nicht krank?“

„Nicht doch, Tante,“ lautete jedoch Antoinettens Antwort. „Sie wissen ja, wie das Kind ist. Sie hat die ganze Nacht vor Theilnahme an dem, was gestern über Beatrix gekommen, nicht schlafen können. Sie wäre schon gestern Abend hin, wenn wir Sie nicht dort gewußt hätten. Heut morgen war sie aber nicht zu halten und ist noch nicht wieder zurück. Ich bin daher allein gekommen.“

Die Baronin wandte das Gesicht von der Sprecherin

ab und ging nachdenklich auf und ab. Auch recht! dachte sie. So kann ich noch einmal vorher mit Agnes reden. Vielleicht werde ich da aller Skrupel los und kann freien Herzens endlich alles arrangiren. Und nach einigen weiteren Schritten wandte sie sich jäh zu dem Mädchen zurück, das inzwischen ungenirt auf dem Kanapee Platz genommen hatte, blieb stehn und sagte, mit scharfem Blick das auch jetzt muntere Gesicht beobachtend, in der geradesten und unumwundensten Weise: „so so, die Regine also zur Beatrix? Nun, ma nièce, du für deine Person hast dich wohl geschämt, daß du nicht auch mitgegangen? Hättest sonst mehr Grund gehabt, scheint's mir, als die kleine Heydeck."

Das hübsche Mädchen schaute die alte Dame so unbefangen wie möglich an. „Ich verstehe nicht recht," versetzte sie. „Ich eigne mich nicht zur Trösterin und Krankenpflegerin, meine Tante, das ist richtig, und für diese kühle und keusche weiße Lilie, die Beatrix, passe ich nun gar nicht, ebensowenig wie sie für mich, das ist auch wieder richtig. Also — was meinen Sie?"

Die Baronin schaute sie ernsthaft an. „Und gibt dir das keinen Druck, was dir so gut wie uns gestern Abend klar geworden sein muß?" fragte sie. „Ueberhaupt, ma nièce, wie stehst oder — standest du vielmehr — mit diesem leichtsinnigen Burschen von Eckhard?"

Antoinette fuhr lachend vom Kanapee auf und machte in ihrem Uebermuth eine völlige Rundschwenkung auf der Spitze des kleinen Schuhs von goldgepreßtem Leder. Dann aber sprang sie zur alten Dame, und sich an die hohe derbe

Gestalt derselben wie ein Kätzchen anschmiegend, die Händchen auf ihre Schultern legend und mit den braunen, klaren und in ihrer Weise ebenso unwiderstehlichen Augen zu denen der Alten aufschauend, sagte sie fröhlich: „Tante, nehmen Sie keinen so tragischen Ton an, ich sehe wenigstens wahrhaftig nicht, was hier zu bejammern wäre! Daß die Beatrix nie für den Herrn Eberhard eingenommen, wissen Sie wohl so gut wie ich, und daß ihr Graf Ulrich hundertmal besser gefällt als der Andere — ist's nicht ganz natürlich? So freuen Sie sich doch der Lösung, zu der auch ich, unfreiwillig, beigetragen haben soll. — Ist's aber auch gewiß?" setzte sie ernster hinzu. „Mir däucht wenigstens, eure plötzliche Annahme steht noch auf sehr schwachen Füßen." —

Die Frau von Bergen strich ihr leise über die reine, jetzt leicht geröthete Stirn. „Doch nicht," erwiderte sie kopfschüttelnd. „Graf Eberhard war Adjutant des Generals auf seinem Zuge, trägt die weiße Uniform seines Regiments, rühmt sich selber, daß er in Franken eine Eroberung gemacht —"

„Ah bah!" unterbrach sie Antoinette, zurücktretend und mit blitzenden Augen. „Das ist er also nicht, Tante, denn dessen kann mein Seladon sich nicht rühmen! Schmachtend, zart, zudringlich und selbstvertrauend, wie er war, muß er doch gemerkt haben, daß er bei mir nichts erreichte, es müßte denn das tolle Lachen sein, zu dem er mich mit seinen Redensarten und seinem Wesen reizte."

„Das ist er also doch, ma nièce!" bemerkte die Ba-

ronin schwach lächelnd. „So, grade so schildert ihn der General, so zeichnet ihn Agnes — und das ist eine scharfe Beobachterin, mein Kind! Aber gleichviel," brach sie ab; „zu dieser Angelegenheit wird sich schon noch Zeit und auch Rath finden. Die Hauptsache ist, daß du so — unberührt geblieben. Denn für dich fände sich im anderen Fall, meiner Meinung nach, keinerlei Aussicht. Dem würde ich dich niemals geben." —

Und da legte Antoinette wieder beide Hände auf die Schulter der Tante und sah ihr halb lächelnd, halb ernsthaft in die nachdenklichen Augen und sagte gedämpft und schmeichelnd: „ja, Tante, zu dem allen werden Sie Rath finden, und für mich brauchen Sie nicht zu sorgen. Ich helfe und rathe mir schon selber. Aber Eins, Tante — da sorgen Sie — herzlich! Regine und Eckhard, Tante?" Und nach einem langen, glänzenden, bittenden, innigen und fragenden Blick wandte sie sich rasch ab und sprang aus der Thür hinaus.

Die Baronin sah ihr halb überrascht, halb theilnehmend nach und machte ein paar rasche Gänge durch das Zimmer. Aber als ihr Blick zufällig auf die Uhr fiel, zuckte sie gleichsam erschrocken zusammen; sie klingelte und befahl der Kammerfrau die Portechaise zu bestellen, und dann ging sie selber zum General in den zunächst liegenden Schloßflügel hinüber.

„Die Uhr ist jetzt neun," sagte sie, nachdem sie dem Bruder ihren endlichen Entschluß mitgetheilt. „Ich gehe zu Agnes, um noch einmal mit ihr zu reden. Ich muß klar

werden über Regine und Eckhard, und werde es nur durch die Rudhard. Sie muß auch Bescheid wissen, wenn Rüdiger zu ihr kommen sollte. Um zehn Uhr bin ich hier und hole dich zu ihm ab. Und dann — Sturm, General!"

Der General schüttelte düster den Kopf. „Ich hasse diesen Aufschub," versetzte er. „Laß uns gleich hinüber, wenn ich einmal dabei sein muß."

„Nicht doch," entgegnete sie lebhaft. „Er redet jetzt mit den Verwaltern und Beamten. Wir versäumen nichts, versichere ich dich. Ich kann auch die Kleine erst später sprechen, um ihr gleichfalls zu sagen, was sie wissen muß. Jetzt sitzt sie bei Beatrix, von der ich sie nicht abrufen mag. Es soll alles heut geordnet werden, sei sicher, aber lasse mir dabei meinen Weg und meine Weise."

„Wie du willst," bemerkte er nicht heiterer. „Aber ich hasse diesen Aufschub, sag' ich." Und sich abwendend setzte er wieder energisch hinzu: „daß mich auch der Teufel grade jetzt hieher führen muß! Für uns soll der Krieg nicht endigen, scheint's!"

Sie machte nur eine beschwichtigende Handbewegung und eilte die Treppe zur Sänfte hinab, um sich zum Steinhause hinüber tragen zu lassen. —

Es wäre besser gewesen, die Baronin hätte dem Wunsche des Generals — sogleich zu Rüdiger zu gehen — nachgegeben, denn ihre Berechnungen trafen, so richtig sie sonst waren, heut nicht zu. Um dieselbe Zeit, als sie das Schloß verließ, hatte der Graf schon den Letzten der Beamten entlassen und schritt nachdenklich in seinem einsamen Zimmer

auf und ab. Auch er hatte die Nacht schlaflos verbracht; die Gedanken an seine häuslichen und Familienzustände hatte er, so zu sagen, auf die Seite geschoben und sich nur mit sich selbst beschäftigt, noch einmal sein Gefühl zu prüfen versucht, alle möglichen Einwürfe seiner Geschwister, seiner eigenen Familie, seiner Freunde und der großen Welt erwogen und, wie er glaubte, siegreich widerlegt. Dann erst dachte er auch an die Seinen und die Mittheilung seiner Schwester von der Liebe zwischen Beatrix und Ulrich. Sein eigenes Glück erhoffend und durch die Gedanken an dasselbe, sowie an alles, was sich in kurzem entscheiden mußte, beherrscht, durch alle Vorstellungen und Bilder von einer freundlichen Zukunft lebhaft bewegt, dachte er, wo nicht milder, doch gleichgültiger über eine solche Verbindung, als es sonst der Fall gewesen sein möchte. Er erwartete ja Ulrich und beschloß freundlich mit ihm auch hierüber zu sprechen. Aber der junge Mann, der nicht wissen konnte, daß der Schloßherr schon so früh allein und zugänglich, erschien nicht, und der Graf machte sich endlich ungeduldig auf, ihn in seinem Zimmer aufzusuchen. Er fühlte sich aufgeregt, seine Adern klopften, sein Herz schlug hart und schnell. Er wollte die Entscheidung und fühlte sie nahe.

Das Schloß war still, wie immer um diese Zeit, als er die langen Corridore zu dem ziemlich entlegenen Gemach des Mündels durchschritt. Aber er versuchte umsonst die Thür zu öffnen, und auch sein Klopfen blieb vergeblich, Ulrich war nicht daheim; und mißmuthig und ungeduldig machte er seinen Weg zurück, dem Familienzimmer zu, ob

er ihn dort vielleicht finde. Ihn, was das Natürlichste gewesen, bei seinem Sohn oder bei dem General zu suchen, daran dachte er nicht, da die barsch ablehnende Weise des Bruders am vorigen Abend ihn ernstlich verletzt, ja erbittert hatte, und jeder Gedanke an Eckhard ihn seit dem darauf folgenden herben und traurigen Gespräch mit finsterem Zürnen und fast mit Haß erfüllte, ohne daß er sich über den Grund eines so unnatürlichen Gefühls und über seine Berechtigung zu demselben, zumal jetzt, Rechenschaft zu geben versuchte.

So eröffnete er ungeduldig und erregt die Thür des schönen Gemachs und — blieb unwillkürlich und wie gebannt auf der Schwelle desselben stehn. Den Gesuchten fand er auch hier nicht, aber am Fenster vor Beatrix' Stickrahmen saß Regine, welche vor Kurzem die Tochter des Hauses verlassen hatte.

Sein Zögern währte nur einen Augenblick. Im nächsten durchklang ein festes Wohlan! sein Inneres, er schloß die Thür leise und näherte sich dem jungen Mädchen mit seinem gewöhnlichen, gemessenen Schritt. Sie war, nachdem sie aufschauend, den Schloßherrn erkannt hatte, aufgestanden und verneigte sich bei seinem Nahen mit gesenktem Blick und leisem Erröthen.

Als er vollends heran war, nahm er ihre Hand. „So häuslich beschäftigt, mein theures Kind?“ fragte er mit sanfter Stimme, und es klang ihr so warm und freundlich zu Herzen, daß sie fast dankbar bewegt zu dem strengen Manne aufsah, der ja, so viel sie wußte, ihr ganzes Ge-

schick in den Händen hatte. „Lassen Sie sich aber durch mich nicht stören,“ fuhr er fort, indem er sie galant die paar Schritte an ihren früheren Platz zurückführte, welche sie zu seiner Begrüßung vorhin vorwärts gethan. Da zog er ihre Hand an die Lippen, und als er sie dann leise sinken ließ, sprach er: „nun bitte, setzen Sie sich, mein Kind, und ich will neben Ihnen bleiben. Ich sehe Sie gern hier so häuslich beschäftigt, wiederhole ich. Es läßt mich bemerken, daß es Ihnen auf Alt-Ruhneck gefällt, und ich kann mir dabei denken, daß Sie diesen Platz mit Recht einnehmen, als eine Ruhneckerin, mein theures Kind. Es ist der Platz meiner Frau, Regine. Die Selige hat in den zwölf Jahren, die sie mich beglückte, wenig Tage erlebt, wo sie nicht mindestens einige Stunden hier gleichfalls vor ihrem Rahmen zubrachte. Ich liebe diese Beschäftigung. Man kann dabei so angenehm plaudern, aber auch so ernst reden — wie das Herz es verlangt.“

Sie hatte seinem Wunsche gemäß, und auch weil sie ein leises Zittern ihre ganze Gestalt durchdringen fühlte, den früheren Platz eingenommen und die Nadel wieder ergriffen. Sie wagte nicht auf und zu ihm hinüber zu sehn, der sich einen Stuhl herangezogen hatte und sich nun auf demselben niederließ. Er war bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie allein mit einander verweilt, stets herzlich, fast zärtlich ihr entgegengekommen, allein heut schien ihr aus seinem ganzen Wesen, aus seinem Aug’ und seiner Stimme, aus den Worten sogar, die er zu ihr redete, etwas so Inniges, so — väterlich Sanftes und Liebevolles hervorzu-

klingen, daß sie sich unbeschreiblich bewegt, in süßer Angst und Befangenheit kaum zu fassen wußte. Es drängte das so zärtliche und hingebende, von Liebe erfüllte Kind ihm mit dem jubelnden Ausruf „Vater!“ zu Füßen zu sinken und ihm mit der Liebe ihres ganzen Lebens das Glück zu danken, das er ihr so herzlich entgegen zu bringen schien.

So hatte denn Eckhard also nicht nur gesprochen, sondern sich auch mit dem Vater völlig versöhnt und seine Einwilligung erhalten —? — Regine konnte das nicht ausdenken. Sie ward glühend roth und vermochte kaum auf das zu achten, was der Vater des Geliebten — o fortan auch ihr eigener Vater! — weiter redete. Und es klang doch neben aller Innigkeit so ernst! Und es war ihr, als ob ihr Glück näher und näher glänze — das nächste Wort konnte es ihr verkünden!

„Ich segne diesen Zufall, der mich Sie allein finden ließ, Regine,“ sagte er. „Ich mußte so viel, so innig, so von ganzem Herzen zu Ihnen reden, mein geliebtes Kind, und sah es nur ungern, nur mit Qual noch verschoben. — Sagen Sie mir zuerst — wollen Sie mir recht offen, recht frei antworten, aus Ihrem ganzen lieben Herzen heraus?“ — Sie sah auf und ihn an, es war der unbeschreiblich innige, träumerisch süße Blick aus dem tiefen, kindlich sanften und frommen Auge, der in jener Stunde im großen Saal auch Eckhards erste Frage beantwortet hatte. Und er genügte dem Grafen Rüdiger gleichfalls. „Hat Ihnen meine Schwester schon ein Geheimniß gesagt, mein Kind?“ fragte er sanft und beugte sich leicht vorüber, ihr näher.

„Hat sie Ihnen noch nicht mitgetheilt, daß — Sie ein Heimatsrecht in der Ruhneck haben, durch Ihre selige Mutter ein Kind unseres Stammes sind?"

Sie zuckte zusammen und auf. „Herr Graf," rief sie erregt und streckte ihm die gefalteten Hände entgegen, „was sagen Sie? O lassen Sie mich alles — alles wissen! Sie ahnen nicht, wie ich meine Mutter liebe, von der ich doch so wenig erfahren konnte! Alles, was mir an Glück und Segen wird, möchte ich nur ihr allein danken, ihrer verklärten Liebe, ihrem Aug', das noch immer segnend ihr verwaistes Kind behütet! Und nun — o Herr Graf, könnte sie mir denn — von hier oder von dort — etwas Schöneres gewähren, als diese neue sichere Heimat in einer Familie, in derjenigen, die mir in kurzer Zeit so theuer geworden, in der Ihrigen, Herr Graf? O reden Sie —!" —

Er war aufgestandeu und lehnte sich an das Tischchen vor ihr, und seine Augen ruhten mit mildem, lächelndem, bewegtem Blick auf dem holdseligen, glühenden, schwärmerischen Kinde. „Nein, nein," unterbrach er sie, „das darf ich meiner guten alten Schwester nicht zu Leide thun, die also, wie es scheint, noch nicht geredet hat. Sie ist lange genug unglücklich gewesen, um dies Glück zu verdienen und selbst zuerst gegen Sie auszusprechen. Ich sehe freilich nicht ein, weßhalb sie so lange damit zögert. Aber wenn Ihnen mein Haus eine so liebe Heimat, wenn Ihnen meine Familie so theuer ist und so willkommen —" fuhr er leiser fort und holte tief Luft, sein Gesicht röthete sich, und durch die reichgestickte Atlasweste sah man sein Herz klopfen, denn da

er das Mädchen wahrhaft liebte, verließ ihn in diesem Moment der Entscheidung, die doch nur in Reginens Hand lag, der falsche Stolz und die falsche Sicherheit, und er sah in banger Bewegung dem nächsten Augenblick und ihren Worten entgegen. „Wenn Ihnen mein Haus eine so liebe Heimat ist, Regine," redete er noch einmal und sein Auge ruhte fest und doch zärtlich auf ihr, „so bleiben Sie darin als seine geliebte, hochgeehrte Gebieterin, als Gräfin Alt von Ruhneck, — als meine Gattin, Regine."

„Herr Graf!" — Es war ein leiser, halb erstickter Schrei, sie zuckte empor, wie eine Stahlfeder, ihr Auge blickte entsetzt auf den alten, sichtbar tief und leidenschaftlich bewegten Mann, von dem sie so ganz, ganz andere Worte zu vernehmen gehofft, statt dieser furchtbaren! Und ihre Wange war so bleich wie das Tuch, das die fertigen Partieen der Stickerei vor ihr verhüllte.

Aber er achtete nicht auf diese Zeichen des tödtlichen Schrecks, er ergriff ihre Hand, die sie nicht die Kraft, nicht die Ueberlegung hatte, ihm zu entziehn, und er sprach dringend, innig, leidenschaftlich weiter: „Ich bin nicht jung mehr an Jahren, Regine, mein geliebtes Kind, aber mein Herz ist jung, ich habe seine Gefühle nie vergeudet. Ich habe sie niemals einem andern Wesen geweiht als der Verstorbenen und glaubte, niemand würde sie noch einmal erwecken können. Da hab' ich Sie kennen gelernt, Regine, und wie Sie nun sind, blieb mir keine andere Wahl, als vor Ihnen zu fliehen oder Sie zu lieben, wie es ein Mann vermag. Der Lust kann ich Ihnen nicht viel bieten — ich

bin am Ende immer ein alter Mann; aber Ihr ernster, frommer, schöner Sinn steht ja auch nicht auf dergleichen, wie ich zu meiner unsagbaren Freude täglich besser erkannte. Allein ein Leben voll Liebe und Ehre, voll reinen Glücks, voll reichen Segens —"

Reginens Herz zog sich immer krampfhafter zusammen, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, so erschütterten und entsetzten sie diese Worte des alten, hoch und wahrhaft von ihr verehrten Mannes. Sie wußte sich keinen Rath und keine Hülfe. Sie konnte das nicht länger hören und vermochte doch keinen Laut von sich zu geben, und er hielt ihre Hand so heiß umfaßt! —

Da ging, zugleich mit seinem letzten Wort, die Thür auf, und Eckhard trat ins Gemach. Und Regine riß sich los von der Hand des Grafen, sie flog mit einem lauten, verzweiflungsvollen Schrei dem Eintretenden entgegen, in seine Arme, an sein Herz, und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und rief, wie in Todesangst flehend: „rette mich vor diesen furchtbaren Worten, Eckhard, mein einziger Geliebter!"

Der junge Mann erhob seine Augen, in deren Blick sich die Bestürzung über Reginens sichtbares Entsetzen mit einem finsteren zürnenden Drohen zu mischen begann, von der bebenden, zitternden Geliebten zu dem Vater, der wie eine Bildsäule noch auf seinem Platze stand und starren Blicks die Flucht Reginens, ihr Hinstürzen an die Brust des Sohnes beobachtet, ihren letzten Ruf vernommen hatte. Im nächsten Augenblick machte er eine rasche, stolze Be-

wegung vorwärts, aber als er kaum zwei Schritte gethan, zuckte es durch sein dunkel geröthetes Gesicht wie ein jäher wilder Krampf, und er stürzte plötzlich, ohne Laut, in sich zusammen.

XIII.

Alt-Ruhnecks Ende.

Es war selbst auf der Ruhneck noch niemals so unheimlich, so lautlos still gewesen, wie in den Tagen, die Graf Rüdigers Unfall folgten. Auch in den entferntesten Theilen des weitläufigen Schlosses flüsterte man nur und trat so leise auf wie möglich; auf den Höfen, in den Ställen und Speichern gingen die Menschen ernst und schweigend ihren Geschäften nach, und in den Corridoren und Gemächern, welche zunächst an die Wohnräume des Schloßherrn stießen, wurde auf den ausgebreiteten dichten Teppichen und Matten kein Schritt vernehmbar, und man redete dort mehr mit Zeichen und Mienen, als mit wirklichen, auch noch so leisen Worten.

Der Schlagfluß, der den Grafen zu Boden geworfen, war nicht augenblicklich tödtlich gewesen. Als man ihn aufgehoben und ins Bett gebracht hatte, kehrte wenigstens eine Art von Leben in die zuerst regungslosen Glieder und Gesichtszüge zurück, aber das Bewußtsein fehlte anscheinend

gänzlich und in den unstäten, bald starren, bald matten Blicken zeigte sich nichts, was auch nur im entferntesten darauf hindeutete, daß er irgend eine Ahnung davon hatte, wer an seinem Lager weilen möchte, was um dasselbe her geschah. Der Arzt des Fleckens, der sogleich erschienen war, hatte nur sehr wenig Hoffnung auf Besserung zu geben vermocht, ebenso sprach sich sein berühmterer College aus, der aus Thalingen geholt, noch am späten Abend eintraf. Die versuchten Mittel hatten keinen sichtbaren Erfolg, der Zustand blieb von Tag zu Tag der gleiche, da die ein paarmal auftauchenden leisen Spuren eines aufdämmernden Bewußtseins jedesmal fast schon nach einigen Minuten wieder verschwanden, und die Aerzte verhehlten es der Familie bald nicht mehr, daß ihr anfängliches Urtheil leider das richtige gewesen und an eine Rettung nicht mehr zu denken sei. Das Leben möchte noch eine Zeitlang zu erhalten sein, lautete ihr endlicher Ausspruch; das volle Bewußtsein werde aber nie wieder zurückkehren und der Geist vielleicht bis ans Ende gestört bleiben. Sie versuchten, was möglich war, dem Kranken seine sichtbar großen Leiden zu erleichtern, und verordneten im Uebrigen die tiefste Ruhe und Stille. Er sollte, wenn ja noch einmal das Bewußtsein aufdämmere, durch nichts gestört und erregt werden.

Agnes Rudhard und ein alter Diener theilten sich in die Bewachung des Unglücklichen und in die wenige wirkliche Pflege, die man anzuwenden vermochte. Die alte Frau hatte sich auf die erste Nachricht von dem Unfall augenblicklich herüber tragen lassen und war seitdem nicht von

seinem Lager gewichen, als wenn sie sich hie und da ins Vorzimmer führen ließ, um den nachfragenden Familiengliedern Nachricht von dem Zustande des Grafen zu geben und, zumal mit der Baronin, dies und jenes zu bereden.

„Seit sechzig Jahren ist auf der Ruhneck kein Sterbelager gewesen und keine Wiege geschaukelt worden, an denen ich nicht gesessen,“ sagte sie ernst, als die Baronin und der General sie sich zu schonen baten. „Meine Hand hat Rüdiger und Euch, Herr General, zugleich und zuerst in eure Wiege gelegt, ich habe euren ersten Schlaf bewacht, und nun sollt ich von dem hier fern bleiben, der jetzt seinem letzten entgegengeht? Das ist euer Ernst nicht, und selbst dann — ich ließe mir mein Recht selbst von euch nicht nehmen. Laßt mich meine Pflicht thun, so gut ich alter Stümper es kann, und geht euren Sorgen und Geschäften nach, Kinder,“ hatte sie bewegt hinzugesetzt. „Nur Eins leg' ich euch ans Herz — ordnet's menschlich und christlich liebevoll. Wenn der Rüdiger noch von sich wüßte — all die Strenge und der Stolz und die Eigenmacht wären ihm kein weiches Sterbekissen.“ —

Die Geschwister drückten ihr scheidend warm die Hand und ließen sie fortan gewähren.

Von auswärts, von den zur Herrschaft gehörenden Ortschaften und Weilern, von Neu-Ruhneck herüber, dessen Verwaltung Graf Rüdiger während des Bruders langer Abwesenheit stets geleitet, zeigte sich die Theilnahme, ja die wahrhafte Trauer der Untergebenen über den drohenden Verlust des Gebieters unverhohlen und im hohen Maße.

Von weither kamen die Boten, über sein Befinden Kunde einzuholen, und die Höfe und die Hallen des Schlosses wurden tagelang nicht leer von den Bewohnern des Fleckens, von den Dienern des befreundeten Adels der Umgegend. Graf Rüdiger war, wie wir schon hörten, sein Lebenlang ein strenger, aber stets ein gerechter, nie ein harter Herr gewesen und hatte immerdar ein scharfes Auge auf das Wohlergehn seiner Unterthanen gehabt. Von all den Quälereien, denen die Angehörigen ähnlicher Herrschaften damals noch häufig unterliegen mußten, war während seiner Regierung nie die Rede gewesen, und es war überall Schonung und Nachsicht geübt worden, wo sie verdient wurde, wo sie möglich war, ohne wirkliche Beeinträchtigung der Herrschaftsrechte. Und wie bei den Bewohnern der Grafschaft war es auch bei den Dienern des Hauses, alle sahen mit ernster tiefer Trauer seinem Verluste entgegen.

In der Familie war es leider anders. Der Herr, der denen da draußen genügte und sie beglückte, hatte hier stets den Vater vermissen lassen, und wie trüb und ernst sie auch dem Kommenden entgegenschauten, der tiefe, niemals wieder ganz überwundene Schmerz, der Kinder und Geschwister am Sterbelager des Vaters und Bruders ergreift, beherrschte in seinem vollen Maße nicht einen von den Angehörigen des Grafen. Der Einzige, der hin und wider sichtbar mit der finsteren Trauer zu ringen hatte, war der Zwillingsbruder, der General; aber er war auch wieder, möchte man sagen, mit dem Tode zu vertraut und gegen den Anblick des Leidens und Sterbens zu abgehärtet,

um sich nicht stets bald wieder aus seinem Schmerze aufzuraffen und den Geschäften und Sorgen zu widmen, die hier noch mehr und schneller, als in andern ähnlichen Fällen, auf die Hinterbleibenden einstürmten.

Nach der ersten Betäubung durch die jäh sich folgenden Schrecken, die wir am Schluß des vorigen Kapitels zu schildern versucht, hatte Eckhard sich mit voller Kraft aufgerafft, um auf's ernsteste und vollständigste den ihm plötzlich auferlegten Pflichten seiner neuen Stellung zu genügen und daneben auch das zu erfüllen, was Herz und Gefühl unabweislich von ihm verlangten. Da in der Familie der Ruhneck die Söhne mit dem einundzwanzigsten Jahre großjährig wurden, sah der junge Mann durch den Unfall des Vaters sich mit einemmale aus der beschränktesten Lage auf die höchste Stelle, zum Haupt seiner Familie erhoben und in einen Kreis von Pflichten und Geschäften versetzt, denen er vom Vater bisher auf das peinlichste fern gehalten war, deren ganzen Umfang er erst nach und nach überblicken zu können hoffen durfte, während doch vieles vorlag, was keinen Aufschub vertrug.

Er sollte im Lande und in der Familie ordnen, bestimmen, entscheiden, und wußte so häufig nicht, wie er es im Sinne dessen thun sollte, der noch athmend dalag, und fühlte sich auf das tiefste durch den Gedanken ergriffen, daß man den sterbenden Gebieter auch um dessentwillen und am schmerzlichsten betrauern werde, weil etwa sein Erbe sich unfähig erwies, die Herrschaft in alter, schlichter, ernster und gerechter Weise fortzuführen — wie leicht auch an-

scheinend unwürdig der alten Liebe und Verehrung, welche die Unterthanen für die Familie bisher immer bewahrt hatten! Und er fand so wenig guten Rath, so wenig wirkliche Unterstützung! Graf Rüdiger war Autokrat gewesen im strengsten Sinne des Worts, und die alten Diener und Beamten der Herrschaft hatten sich fast immer darauf beschränken müssen, den Willen des Herrn zu erfahren und auszuführen, ohne die Gründe desselben und die Triebfedern seines Handelns jemals kennen zu lernen. Der Stallmeister Rudhard, der diesen Dingen eigentlich am allerfernsten stand, war dennoch und in der That der einzige, gegen den der Sterbende zuweilen sich offener hatte gehn lassen, mit dem und dessen Gattin er hie und da eingehend über sein Denken und Handeln, über seine Absichten und Pläne geredet. Und beide, wissen wir, waren dem jungen Gebieter treulich ergeben und überall bereit, ihm nach besten Kräften zu dienen.

Er bedurfte aber auch der Unterstützung der alten Frau in vollem Maße, und es war hauptsächlich ihrem ernst und verständig, liebevoll und unabweislich vermittelnden Einfluß auf alle wirklichen Familienglieder nicht nur, sondern auch auf die, welche noch nicht völlig zum Hause gehörten, und ihrer ganz eigenthümlichen Stellung beizumessen, welche sie seit vielen Jahren zur Vertrauten fast aller Bewohner der Ruhneck und aller noch so geheimen Seelen- und Herzensregungen derselben gemacht hatte, daß jetzt die traurige Zerrissenheit in der Familie mehr und mehr verschwand, daß alle nachsichtiger und milder als je, mit vollem Ernst be-

strebt waren, alle noch vorliegenden mißlichen und zweifelhaften Zustände so schnell und so friedlich zu ordnen, wie es möglich war.

„Es ist Frieden überall, laßt ihn auch uns haben!" sprach der General trübe. „Der Einzige, der sich sein erwehrte, obschon auch er sein Lebenlang darnach verlangt, stört ihn ja nicht mehr."

Und die Baronin versetzte fast traurig: „an mir soll's nicht fehlen, mein Theurer! Ich weiß es selber am besten, wie bedürftig der Mensch des Glücks und des Friedens und wie schmerzlich es ist, wenn man immer vergebens darnach aussieht." Doch so, daß der Bruder es nur allein hörte, setzte sie hinzu: „das alles ist freilich anders als es vordem gewesen und geschehn wäre. Aber was thut's? Wir Alten müssen den Jungen Platz machen, und unsere Sitten und Ansichten den ihren. Vielleicht geht's ihnen besser mit der Milde und Liebe, als uns mit unserer Strenge und Starrheit. 's soll mich nur wundern, ob auch die alte Ruhneck selber heiterer darein schaut, wenn erst junges und frisches Glück in ihr haust!"

„Wir müssen zur Erklärung dieser Worte hinzusetzen, daß in der alten Dame, als in dem Bruder ihr Hauptgegner ihr weggenommen war, zuerst die schon besiegten Skrupel gegen Eckhards Verbindung mit Reginen und dazu noch neue gegen den Bund des andern Paars wieder wach geworden und erst nach langen Verhandlungen mit Agnes gewichen waren. Im Sinn der alten Ruhnecker wären beide Verbindungen, zumal nach dem Vorausgegan-

genen, unmöglich gewesen, dabei blieb die Baronin. Aber es gäbe ja außer ihr selbst auch keine alten Ruhnecker mehr, setzte sie hinzu; der General sei in all seinen Kriegsjahren der Heimat und Familie entfremdet worden und ganz und gar ein Kind der neuen philosophischen Zeit, die sein Abgott, Friedrich der Große, heraufgeführt habe.

Regine ging umher wie eine Träumende, sie fühlte sich so reich, als stehe sie mitten in einem jener geheimnißvollen Räume, von denen uns die Märchen berichten — von einem magischen Licht erhellt, erfüllt mit den edelsten und prächtigsten Schätzen aller Länder der Erde, und das alles sei das ihre, und die hütenden Geister beugen sich vor ihr als ihrer Gebieterin! Aber durch diesen Traum, durch all den Glanz und die Pracht zog ein bald wilder, bald schwermüthiger Klang, der ihr das Herz zusammenschnürte, und eine Gestalt schwebte finster und mahnend vorüber und störte sie auf aus der Ruhe und dem Frieden ihres jungen Glücks. Das, was sie mit Graf Rüdiger erlebt hatte, war dem Kinde wie ein Wehen des Todes ans Herz getreten; nicht Stunden, sondern mehrerer Tage hatte sie bedurft, um sich in den schirmenden treuen Armen der Ihren, in der belebenden, erwärmenden Kraft ihrer Liebe so weit zu erholen, daß sie der neuen Zustände, ihrer ganz veränderten Stellung sich klar und innig bewußt wurde und das Glück und den Segen demüthig als ein Wirkliches, als ihr Eigenes anzunehmen und zu glauben wagte.

Die Baronin, welche fast im gleichen Augenblick mit dem Zusammenbrechen des Bruders das Familienzimmer

betreten und auf den ersten Blick begriffen hatte, was hier vorgefallen, ließ sich kaum Zeit, auf des bestürzten Eckhard fliegende Worte zu hören. Sie nahm das ohnmächtig gewordene Kind in ihre Arme, ließ es hinübertragen in die Sainte Barbe, auf ihr eigen Bett, und wich nicht von seiner Seite, bis Regine wieder zum Bewußtsein kam und das Köpfchen fest an die starke, treue Brust der Alten geschmiegt, umfaßt und beschirmt von den Armen derselben, allen Schmerz, alle Qual, alles Entsetzen, alles, was die vergangene schwere Stunde über sie gebracht, in heißen Thränen ausweinen konnte. Da hatte die Baronin ihr von sich selbst und Reginens Mutter erzählt und darin ihr den besten Trost gegeben, den sie jetzt für sie finden konnte.

„Und so, mein Liebling," schloß sie ihre lange Mittheilung, „nimm, was dich eben erschüttert, als die letzte Scene deines bisherigen schutzlosen, verwaisten Daseins. Jetzt ist alles anders, und du beginnst wahrhaft ein neues Leben, nicht mehr verwaist, nicht mehr heimatlos, nicht mehr schutzlos allein in der Welt. Was geschah, wird dich fortan nicht mehr ängstigen, ich bin dir gut dafür. Verzeihe du meinem alten thörichten Bruder, und ich will ihm, sobald man wieder mit ihm reden kann, den Kopf einmal ordentlich zurechtsetzen. Er muß dich, er muß auch Eckhard, seinen Sohn, mit anderen Augen anschauen lernen und begreifen, daß die Jugend uns Alten gegenüber auch Rechte hat, denen wir endlich doch weichen und nachgeben müssen. Ich kenne deine Liebe, Kindchen," setzte sie freundlich hinzu und hob das erglühende Gesicht Reginens von ihrer Brust und

schaute lächelnd in die schüchternen Augen, „und ich glaube fast — sie billigen zu dürfen. Eckhard gefällt mir. Ich fange an, ihn für würdig zu halten, mein eben wieder erlangtes Kleinod zu bewahren und zu ehren.“ —

„Aber darf er denn an mich, darf ich an ihn jemals wieder denken, o — Großmutter?“ brach das Mädchen aus und preßte im erneuerten Schmerze die Hände vor die Augen. „Kann er, kann ich es je vergessen, je überwinden, daß es sein Vater ist, der so zu mir geredet? Können wir jemals glücklich zu sein wagen vor den Augen, die so auf mich sahen?“

Die Baronin sah sie kopfschüttelnd an und strich liebkosend über ihr weiches Haar, bevor sie endlich, halb vor sich hin, sagte: „ja, der Rüdiger ist ein grausamer Thor gewesen, und ich war auch nicht klug, als ich dem General nicht folgen wollte! — Genug,“ brach sie dann ab, „für ihn wird's eine heilsame Abkühlung sein, und für mich ist's eine gute Lehre. Und nun wirf die Schwächlichkeit ab und hebe den Kopf auf, mein Mädchen, wie sich's für meine Enkelin geziemt. Wir Ruhnecker dürfen nicht schwach sein, Kleine. Ich sehe es aber ein, hier bleiben dürfen wir nicht und wollen es auch nicht, und auch für Eckhard wird eine längere Entfernung das beste sein. Mein Bruder muß sich in der Stille fassen und wird's, ich kenne ihn, er ist schon noch stark genug. Und verlaß dich auf das Wort deiner Großmutter, mein Liebling — wenn er ruhig und vernünftig geworden, sieht er seinen Sohn und dich mit anderen Augen an und segnet eure Liebe, wie ich es schon

jetzt und von Herzen thue. — Nun will ich aber nach ihm sehn, wir hören ja gar nichts von drüben."

Wir wissen schon, daß sie anderes erfuhr, als sie erwartet hatte, und daß ihre Abreise durch des Grafen Zustand unmöglich gemacht wurde. Noch mehr als sie selbst wurde Regine dadurch erschüttert, die in ihrer jetzigen bewegten, noch bebenden Stimmung alles Geschehene fast wie eine eigene schwere Schuld empfand. Es gingen Tage hin, wiederholen wir, wo sie Eckhard kaum anzuschauen, kaum ein Wort ihm zu erwidern wagte und sich scheu und angstvoll jeder Aeußerung seiner Liebe entzog. Es kam dazu, daß grade in diesen Tagen auch Eckhard selbst, der erst durch die Tante von den Vorgängen jener Morgenstunde und des Vaters Absichten vollständig unterrichtet wurde, ihr befangener und trüber begegnete als bisher; konnte doch auch er sich nicht frei fühlen von den Gedanken an das, was ihnen gedroht hatte und auf solche Weise von ihnen genommen werden mußte! Und endlich herrschten, gleichfalls in diesen Tagen, jene neuen, von uns erwähnten Skrupel gegen die Verbindung in der Baronin und ließen dieselbe der Scheu und Zurückhaltung ihrer Enkelin nicht begegnen, bis — wir haben auch das schon erwähnt — Agnes hier wie überall das Beste that und Klarheit und Frieden in aller Herzen wach zu rufen wußte.

Wie sie es erreicht, wußte niemand außer den Betheiligten, und vielleicht wurden auch diese selbst sich nicht klar darüber; aber die Baronin konnte endlich zum General sagen: „an mir soll's nicht fehlen!" und zu Reginen: „richte

den Kopf auf, Kleine! ‚Ruhneck oben!‘ ist unser Wahlspruch, dem auch du fortan nachleben mußt. Es wird alles gut werden, ihr dürft glücklich sein. Die Agnes ist glorios, sie redet mit — sind's Engel- oder Schlangenzungen? — und kann Steine erweichen!“

Und Regine selbst, die, wie sich das von diesen beiden Naturen begreifen läßt, der alten Frau aus dem Steinhause ganz zu eigen geworden war und dieselbe auf gleiche Weise sich zu eigen wußte, erhob endlich wieder ihr Köpfchen und schlug ihre Augen immer weniger scheu, immer weniger bangend, innig und vertrauend nicht mehr nieder vor Eckhards aufleuchtendem, leidenschaftlich zärtlichem Blick. Nichts und niemand wider die Liebe! —

Und es war am zwölften Tage nach jenem furchtbaren Morgen, am sechsten April, und in der Stunde, die der Mittagsmahlzeit folgte, — Antoinette hatte sich nach einem schelmischen Blick auf die Uebrigen an den Arm der Baronin gehängt und die alte Dame mit sich in den großen Saal entführt, wo sie über eine der Ahnfrauen des Hauses Auskunft haben wollte, deren Bild ihr ganz besonders gefiel, und der General hatte sich dem Paare angeschlossen — da standen auf dem kleinen Balkon, der vor der Fensterthür angebracht war und fast über die jetzt wirklich grünende ‚Mulde‘ hinaushing, Regine und Eckhard zum erstenmale, im vollsten, innigsten Verstehen, Hand in Hand und Aug' in Aug', und wußten's und sprachen's aus, daß sie sich gehörten und einander gehören müßten und wollten für alle Erdenzeit. Und ihre Worte waren voll Glück und Segen,

und der Himmel glänzte blau über ihnen, und die Sonne strahlte golden, es war alles Frieden umher und Ruhe und feiernde Stille. Vom Thal drunten schallten die schweren Schläge des Kupferhammers dumpf und vernehmbar durch die ruhenden Lüfte herauf.

Hinter ihnen, in einer Fensternische des Saals stand noch ein Paar, das hatte sich, obschon Beide in den letzten Tagen nicht mehr die inneren Kämpfe zu bestehn hatten, wie Eckhard und Regine, gleichfalls heute zum vollen, innigen Verstehn zusammengefunden. Beatrix' und Ulrichs Stellung war eine klare und, da von allen dazu Berechtigten niemand Einspruch that, auch eine feste und sichere. Wie Eberhard sich benommen, war Beatrix äußerlich noch freier als in ihrem Herzen, in welchem, was sie bisher für ihre traurige Pflicht gehalten, so schnell nicht verklingen konnte. Aber auch in ihm gewann die Liebe bald den Sieg, um so mehr, da niemand, wie gesagt, auch nur einen mißbilligenden Blick dagegen hatte, und Ulrich in den Augen aller so hoch stand, wie kein anderer Mann.

Eckhard hatte auf seines Vaters Schreibtisch einen vollendeten Brief an den Treulosen gefunden, der mit ruhigem, festem Ernst demselben die Entscheidung aussprach.

„Es ist möglich,“ hatte der Graf geschrieben, „daß die ganze Sache sich anders verhält, und daß Ihr, schwankend für jetzt, Euch noch ermannen und den wirklichen Bruch vermeiden wolltet. Aber derjenige, dem ein Ruhneck sein Kind anvertrauen soll, darf weder schwanken, noch darf der

Vater an ihm zweifeln. Ich spreche hiermit meine Tochter von ihrem Euch gegebenen Worte frei."

Das Schreiben war nach einer Berathung Eckhards mit den älteren Verwandten abgesendet worden, und der Erstere hatte darauf auch mit der Schwester und dem Freunde auf das eingehendste und herzlichste geredet.

„Du weißt es längst," hatte er schließlich zu Ulrich mit einem warmen Händedruck gesagt, „wir haben von Jugend auf niemals Grund gehabt, an einander zu zweifeln, und wenn meine Schwester das Glück von meiner Hand annehmen will — ich biete es ihr von ganzem Herzen dar." —

Einige Jahre Aufschub mußte sich das junge Paar, der ‚Welt' wegen, freilich noch gefallen lassen, aber beide waren jung und einander treu zu eigen. Beatrix lebte auf in dem neuen Glück, dem vollen Herzensfrieden, sie war nie so schön gewesen wie jetzt, wo die Liebe die Kälte aus ihren Mienen, die Blässe von ihren Wangen scheuchte. Ulrich freilich litt noch immer unter dem Druck, den ihm seines Bruders schwaches und charakterloses Benehmen gegeben hatte. Aber auch in seinen Augen zeigten sich, zumal beim Anblick der Geliebten, zuweilen schon wieder Spuren der alten schönen Jugendlust. — Die Trauer um den sterbenden Vater umhüllte freilich alle mit einem leise dämpfenden, ernsten Schleier, aber sie diente dazu, sie das beginnende Glück auch für diesen Schmerz als Ersatz und nur um so reiner, schöner und voller empfinden zu lassen.

So standen die draußen und die drinnen, in einander

versunken, als die Thür rasch geöffnet wurde und ein Diener mit einer Botschaft des Arztes an Eckhard eintrat. Es bereite sich bei dem Grafen etwas Entscheidendes vor, ließ der Arzt melden, das Bewußtsein sei anscheinend völlig zurückgekehrt, obschon Sprache und Bewegung fehle. Er zweifle aber, daß dieser Zustand von Dauer sein werde und meine — setzte der alte Diener stockend hinzu — das Ende werde hiernach rasch kommen.

Die jungen Leute brachen erschüttert schnell auf und trafen unterwegs mit den Anderen zusammen, welche im Saal die gleiche Nachricht erhalten hatten. Vereint betraten sie das Sterbezimmer. Sie fanden es, wie der Arzt verkündigt — der Kranke wachte und erkannte sie alle. Sein Auge ging still und klar von einem zum anderen.

Der General trat zu ihm und küßte, sich über ihn beugend, die bleiche Stirn. „Der Herrgott stärke und behüte dich, Alter!“ sagte er, indem er sich erschüttert wieder aufrichtete.

Ein Blick des Sterbenden dankte ihm, dann aber wandte sich das Auge langsam, aber unverkennbar zu Eckhard und Beatrix, zu Reginen und Ulrich und blieb endlich auf dem starren Gesicht seiner Schwester haften, als wolle er sie auffordern zu reden.

Und sie verstand ihn und sprach, und die alte starke Frau war so ergriffen, daß ihre Worte kaum vernehmbar wurden: „ich wußte es ja, Bruder, du würdest nur in Frieden von uns gehn wollen und uns allen auch Frieden

hinterlassen. Segne deine Kinder, wie sie und wir dich segnen.“ —

Die beiden Paare hatten sich leise und unwillkürlich zusammengefunden und standen Hand in Hand vor dem Lager. Das Auge des Grafen ging wieder langsam und ernst von einem zum andern, aber als es auf Reginens Gesicht weilte, war es fast, als wolle ein leises, leises, mildes Lächeln in ihnen aufleuchten. Das währte aber nur einen Augenblick, dann schlossen sich die Lider, durch die bis dahin noch immer gleichsam erstarrten Züge zog eine leichte Bewegung, vor der sich sichtbar ihr ruhiger Ernst milderte, und als Eckhard sich bald darauf zum Vater niederbeugte, um seine Hand zu küssen, glaubte er's an den Athemzügen zu spüren, daß der Kranke schlief.

Der Arzt trat auf seinen Wink heran und beobachtete ernst und lange den Zustand des Grafen. Dann winkte er sich aufrichtend die Anwesenden ins Vorzimmer hinaus und sagte dort zu ihnen: „der Herr Graf wird nicht wieder erwachen. Bleiben die Herrschaften hier, denn es geht schnell zu Ende, und zwar, durch Gottes Gnade, leicht und friedlich.“ Er trat ins Krankenzimmer und ans Bett zu Agnes zurück.

Die Uebrigen hielten sich schweigend im Vorzimmer, dessen Thür geöffnet blieb. Es war niemand unter ihnen, dessen Augen und Gedanken ein anderes Ziel hatten als den, dessen Athemzüge nach und nach immer hörbarer und röchelnder zu ihnen herüberklangen.

Es wurde dämmerig in den Zimmern, und aus der

Luft draußen verschwand der Sonnenglanz, allein es achtete keiner darauf. Nur die Baronin trat einmal ans Fenster und schaute flüchtig nach den dunklen schweren Wolken, welche wie neulich, nach mehreren wundervoll schönen, fast sommerlich warmen Tagen ein jähes Ende derselben drohten und immer höher und höher über die das ‚Moos' begrenzenden Berghöhen emporquollen. Dann kehrte die alte Dame aber still und leise zu ihrem Platze zurück und stützte schwermüthig das Haupt fest in die Hand.

Die Athemzüge wurden röchelnder und kehrten in immer längeren Pausen wieder, mehrfach übertäubt vom bereits nahe rollenden Donner. Die Uhr auf dem Ecktischchen schlug hellklingend Fünf, da sah Eckhard des Arztes hastigen Wink und eilte mit den andern wieder an das Lager. Der General schritt zur Thür, öffnete sie und ließ die dort harrenden alten Diener und Beamten des Hauses eintreten. Darauf erst folgte er den Seinen. Eckhard ergriff die Hand des Sterbenden, der General beugte sich nochmals auf die bleiche, kalte Stirn; beide fühlten ein leichtes Zittern in dem sonst regungslosen Körper, und als sie sich langsam aufrichteten, war das Leben aus der Hülle für immer entflohen.

Die Züge des Generals zogen sich düster zusammen und man bemerkte ohne Mühe, daß er erst nach einem kurzen Zögern einen Schritt gegen Eckhard vortrat, ihm die Hand bot und sprach: „so sei uns denn willkommen als Herr und Graf Alt von Ruhneck, mein Sohn. Sei du

uns getreu, so wollen wir auch dir getreu sein. Ruhneck oben!"

Laut klang das kecke Wort im bisher todtenstillen Gemache wieder, aber auf den Mienen der Beamten und Diener zeigte sich dabei dennoch eine Art von Unbehaglichkeit oder gar Bestürzung, denn der General hatte, wie sie alle wußten, die alten Begrüßungs- oder Einsetzungsworte für den neuen Gebieter gar sehr verändert. Sie sahen einander an, der Rentmeister trat vor —

Die Baronin und alle zuckten mit der Hand nach den Augen, so grell war der Blitz, der herabschoß und das Gemach mit blendendem Licht erfüllte, und der Donner rollte mit betäubendem Schlage hinterdrein, so daß für eine Weile keiner der Anwesenden eines Lautes mächtig war. Im nächsten Augenblick hörten sie jedoch stürzende Schritte den Corridor entlang kommen, ein Diener zeigte sein leichenblasses Gesicht an der noch offen stehenden Thür und flüsterte dem zunächst Stehenden etwas zu, was sich rasch bis zum Kreise der Familie fortpflanzte. Und statt der Worte, die er etwa im Sinne gehabt, redete der Rentmeister zu Eckhard: „gnädiger Herr, der Blitz hat am Kapellenthurm gezündet, und das Feuer durchfliegt bereits den ganzen neuen Bau."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als ein anderer Diener herbeieilte. „Es brennt auch hier nebenan, im Mittelbau," meldete er hastig. „Die gnädige Herrschaft kann nicht mehr durch den großen Saal."

Eine Bewegung des Schreckens ging durch die Reihe der Anwesenden; selbst die Baronin sah bleich aus.

Da richtete Eckhard sich auf und sah festen Blicks umher. „Onkel,“ sagte er dann kurz, „Sie übernehmen die Leitung der Löschanstalten. Ich will die Leiche des Vaters und unsere arme Agnes in den Thurm am Waffenhof hinüberbringen lassen, wo keine Gefahr für sie sein wird. Die Damen folgen mir. Ihr, Breuning und Rudhard, sorgt dafür, daß die Familien-Urkunden und -Kleinodien gerettet werden. Sie sind hier nebenan, im Kreuzzimmer. Schlagt die Thür ein. Ich bin sogleich wieder bei euch, Kinder.“

Und wie er befohlen, geschah es in Ordnung und Ruhe, und sie brauchten auch nicht so sehr zu sorgen und zu eilen, denn dieser alte Bau war zu fest, um ihren Weg hinaus abzusperren oder zu einem gefährlichen zu machen.

An ein wirkliches Löschen, an die Erhaltung des Schlosses war freilich, wie sich sogleich zeigte, nicht zu denken. Trotz der massiven Mauern fraß das Feuer in dem vielen uralten Gebälk und zumal in den neueren, leichter gebauten Theilen furchtbar schnell und unbesieglich vorwärts, und da auch das Wasser nicht im Ueberfluß vorhanden war, vermochten die Löschenden bald nirgends mehr nachhaltigen Widerstand zu leisten, und man mußte nur noch darauf Bedacht nehmen, die Außenthürme und die übrigen Gebäude vor der gewaltigen Glut zu schützen. Dessenungeachtet war es schon längst Nacht geworden, als der General mit Eckhard und Ulrich zuerst wieder bei den

Damen erschien, die sich, so gut es gehn wollte, im obern Raum des alten Thurms, den man auf der Ruhneck eigentlich den „Buckel“ hieß, eingerichtet hatten.

Er warf sich müde in einen der herbeigeschafften Sessel und streckte die Beine in den hohen Steifstiefeln weit von sich, und nachdem er der auch hier Promenade-Versuche machenden Schwester die Hand geboten, sprach er fast im alten jovialen Ton: „laßt den Bettel brennen, Kinder, und grämt euch nicht darum. Das alte Nest hatte ausgedient, es war nicht mehr für die Neuzeit, da half kein Putzen, Flicken und Künsteln. Ich habe mich schon vor vielen Jahren jedesmal über die verwünschte, halsbrechende Steige geärgert, die uns hier oben isolirte. Nun ist's vorbei, wir ziehn hinab, Neu-Ruhneck ist frei und parat für uns alle. Was uns werth ist, nehmen wir mit — es ist viel gerettet worden — und bleiben bei den Menschen in der Welt. Und droben oder drunten, Kinder,“ setzte er hinzu und stand auf, und sein Auge blitzte, — „Ruhneck oben! heißt's dort wie hier, wenn wir darnach zu leben verstehn. Bisher hat mancher dabei nur an die Höhe gedacht, auf der das alte Gemäuer lag.“

Die Baronin schüttelte düster das Haupt. „Richtig, mein Theurer!“ sagte sie. „Erinnerst du dich an das, was ich neulich aussprach? Das Alte muß dem Neuen weichen, das alte Nest folgt seinen alten Insassen — aber wird uns drunten Bestand und Dauer werden, wie's uns hier oben geworden? — Der erste Ruhneck, der herunterzieht, ist ein todter Mann.“

„Bah doch!“ entgegnete der General kräftig, aber auch er schaute jetzt ernst darein; „du weißt es wohl, Schwester, Bruder Rüdiger hat vorhin noch Frieden gemacht mit den Seinen — sag selbst, hätte das ein Anderer der Alten gethan? — So soll er denn auch im Tode hinfort von jenen und als der Erste des neuen Stammes und der neuen Zeit drunten im Ort, in der alten Kreuzkirche ruh'n. Im Kapellenthurm ist kein Platz mehr für uns.“ Und indem er Eckhard die Rechte hinbot und seinen sich erheiternden Blick von ihm und Reginen zu Ulrich hinübergleiten ließ, der den Arm leicht auf die Lehne von Beatrix' Sessel gestützt hatte, fuhr er fort: „und schau dir diese hier an, Schwester Hedwig, schau dies Fleisch und Blut, — sehen sie dir darnach aus, als ob mit ihnen die neuen Ruhneck keinen Bestand in der Welt haben könnten? Ruhneck oben! sag' ich.“ —

„Mit Gott!“ sagte Agnes Rudhard von ihrem Lehnstuhl aus, während die Baronin und die Andern den alten Wahlspruch des Geschlechts dem General bewegt nachsprachen.

Und da setzte der Letztere kräftig hinzu: „ja, mit dem Herrgott und mit uns selbst! Die Chronik ist verbrannt; wir müssen uns fortan nicht auf alte Ueberlieferungen stützen, sondern auf uns selbst und auf das Leben.“ —

Als sie nach einigen Tagen Rüdigers Leiche in der neuen Gruft, in der Kreuzkirche drunten, zur Ruhe gelegt, zogen sie von dannen, der General mit Eckhard, Beatrix und Ulrich nach Neu-Ruhneck, die Baronin mit den Ihren,

denen sich auch die alten Rudhards angeschlossen hatten, nach Greiffensee. Im ersteren Orte wollten sich alle bald wieder zusammenfinden, um in der Stille Eckhards Verbindung mit Reginen zu feiern. Das alte Schloß auf der nun einsamen Höhe blieb seitdem verlassen und verfiel bald mehr und mehr. —

Wir haben wenig hinzuzusetzen, was die Leser sich nicht selber und besser sagen könnten, als wir es mitzutheilen vermögen. Nach wenigen Monaten wurden Eckhard und Regine ein Paar, und noch im Anfange unseres Jahrhunderts lebten sie bejahrt und hochgeehrt bald auf Neu-Ruhneck, bald auf Greiffensee, froh, innig und einig, in einem Glück und Frieden, so reich sie dem Menschen nur zu Theil werden können. Bis an ihr Lebensende machten sie wahr, was vordem, in den ersten Jahren ihrer Ehe, die Baronin Bergen wohl hie und da zu dem General — er hatte seinen Abschied genommen und lebte bei der Schwester in Greiffensee — gesagt hatte, wenn sie Beide das junge glückliche Paar einmal beobachteten: „es muß wahr sein, mein Theurer, die Jungen verstehn's doch froh und glücklich zu sein, sie sind heiterer und menschlicher als wir Alten, und geehrt, General! Alt-Ruhnecks Ruin scheint mir kein Verlust mehr. Gott segne die Kinder!"

Und Gott segnete sie auch, wie schon bemerkt, mit Liebe, Einigkeit und Zufriedenheit, mit allem, was er seinen Geliebtesten gönnt.

Ein unbegrenztes Glück gewährt er freilich niemand,

denn er weiß es wohl, daß niemand ein solches zu ertragen im Stande ist. So ging denn auch durch Eckhards und Reginens Leben ein zwar leiser, dennoch aber niemals überwundener Schmerz. Sie mußten ihr Lebenlang einander allein genug sein und waren es auch mit dem ganzen Herzen, aber manche Jahre hindurch konnten sie nur mit Wehmuth die schönen Kinder Ulrichs und Beatrix' oder Antoinettens anblicken, da sie selber niemals ein eigen Kind an ihrem Herzen wiegen durften.

Antoinette hatte einige Zeit nach den geschilderten Vorgängen gleichfalls einen wackeren Gatten gefunden und war neben ihm und durch ihn eine sehr liebenswürdige Frau geworden, die niemals ihre Heiterkeit verlor und stets mit den Familien Eckhards und Ulrichs im freundlichsten Verkehr blieb. Den Grafen Eberhard sah sie so wenig wieder wie die Uebrigen. Er starb in noch jungen Jahren und unvermählt, und die weiten Besitzungen und der große Reichthum der Hohenengen fielen insgesammt an Ulrich, der sie bei seiner starken Familie, und obgleich der älteste seiner Söhne Namen und Besitz der Ruhnecker erbte, wohl gebrauchen konnte. —

Das Schloß auf der einsamen Höhe zerfällt, der Name: „Alt von Ruhneck" ist nach und nach abgekommen, das Geschlecht heißt sich jetzt einfach Grafen von Ruhneck, aber es hat bisher Bestand und Dauer gehabt, wie nur jemals zu einer früheren Zeit, und wenn nicht alle Zeichen trügen, werden sie auch im Thal Jahrhunderte lang leben und

geehrt werden, wie vordem die Alten auf der Höhe. Die Chronik ist freilich verbrannt, aber was gut an den Alten war, ward darum weder von ihren Nachkommen noch von den Bewohnern jener Landstriche vergessen. Und wenn die Letzteren jemand recht loben und preisen wollen, haben sie noch heut, wie vor hundert und aberhundert Jahren kein besser Wort für ihn als: „das ist ein Mann, wie einer der Alten von Ruhneck.“

Bayerische Staatsbibliothek München

In unterzeichnetem Verlage erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Hausblätter für 1862.

Herausgegeben von

F. W. Hackländer und Edmund Hoefer.

Als wir auf dieser Stelle vor einem Jahr zum Publikum über das sprachen, was die Hausblätter bisher zu leisten versucht, was sie erstrebten und hoffentlich auch ferner leisten würden, konnten wir nicht voraussehen, daß das neue Jahr in seinen plötzlich hereinbrechenden und Deutschland erschütternden Stürmen für uns so gut wie für einen großen Theil der periodischen Literatur ein Jahr der Prüfung werden sollte. Wir haben es mit warmem Dank gegen unsere Leser, aber auch mit gerechtem Stolz auszusprechen, daß die Hausblätter diese Probe glänzend bestanden. Sie sind nicht um einen Schritt von den leitenden Grundsätzen, von ihrem Wege abgewichen und sie haben unseres Wissens keinen ihrer Leser verloren, sondern zu den alten noch neue gewonnen.

Die deutsche Geschichte und Erzählung bildet nach wie vor den Hauptinhalt des Blatts, und wir weisen mit ruhigem Bewußtsein auf die Stücke dieses Genres hin, welche ältere und neuere Mitarbeiter uns zur Veröffentlichung anvertrauten. Die Zeitereignisse haben wir berücksichtigt, wie es dem Charakter des Blattes entspricht — wir brachten ein Resumé des Geschehenen, das nicht wie Zeitungsartikel von nur augenblicklichem, sondern von bleibendem Interesse und Werth sein soll, indem es die einzelnen Hauptzüge zu einem klaren, von den Schwankungen täglicher, wechselnder Mittheilungen nicht mehr getrübten Ganzen verbindet. Wir gaben in andern Beiträgen Erinnerungen aus jenen Tagen, wo Deutschland der Schmach fremden Einflusses und fremder Herrschaft unterlag und sich endlich zornig dagegen erhob.

Das ist der vergangene Jahrgang gewesen, und wir beginnen nun den neuen mit der alten Kraft, dem alten frohen Muth und in der erprobten Weise. Verheißungen machen wir diesmal so wenig wie sonst; wir werden dem Vertrauen des Publikums aber auch ferner zu entsprechen suchen. Von alten und neuen Mitarbeitern liegen uns zum Theil schon die ansprechendsten Beiträge vor oder stehen uns in sicherer Aussicht; unsere eigenen Versuche sollen gleichfalls nicht fehlen, vor allem aber werden wir auch fort und fort von jenen Zeiten melden, in denen der Fremde nach der Herrschaft über unser Vaterland strebte. Denn aus der Vergangenheit nimmt man die besten Lehren für die Gegenwart.

Von den „Hausblättern" erscheinen monatlich 2 Hefte gr. 8. von je 5 Bogen in Umschlag und kosten

vierteljährlich 1 Rthlr. 6 Sgr. oder 2 fl. 6 kr. Rhein.

Pünktlich am 1. und 16. jeden Monats wird ein Heft ausgegeben. Am Schluß eines jeden Quartals erscheint Titel und Inhalt desselben, so daß es einen vollen Band von 30 Bogen bildet. — Den ungewöhnlich billigen Preis stellt die Verlagshandlung in der Voraussetzung einer lebhaften Betheiligung des Publikums.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlagsbuchhandlung von Adolph Krabbe.

Im Verlage von Adolph Krabbe in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus der weiten Welt.

Geschichten

von

Edmund Hoefer.

2 Bände. 8. Geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. Rhein.

Die vier größern Erzählungen, welche unter dem bedeutsamen Titel „Auf deutscher Erde" den Ruf Edmund Hoefer's fester als je begründeten und den Kreis seiner Verehrer und Leser auf das Weiteste ausdehnten, erhalten in den jetzt erscheinenden Bänden „Aus der weiten Welt" theils eine Fortsetzung, theils einen Gegensatz, die überall auf das Lebhafteste interessiren und hoch willkommen sein müssen. Hier finden wir größere und kleinere Geschichten neben einander und lernen gerade aus solcher Zusammenstellung die Größe und den Reichthum von Edmund Hoefer's Talent auf das Vollständigste kennen, auf das Freudigste bewundern.

Im Verlage von Adolph Krabbe in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auf deutscher Erde.

Von

Edmund Hoefer.

Inhalt:

Die alte Erlaucht. — Melusine.

Das Haus van der Roos. — Bei den zwei hohen Tannen.

2 Bände. 8. Geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. Rhein.

Edmund Hoefer's Erzählungen sind die Perlen unserer heutigen erzählenden Literatur. In diesen 2 Bänden sind die vier Erzählungen zusammengestellt, welche von allen Seiten als die vollendetsten Schöpfungen des Dichters anerkannt wurden. Sie sind nicht allein durch ihren Umfang von den „Geschichten" des Verfassers unterschieden, sondern gehen auch nach Inhalt und Darstellung über dieselben hinaus. Nirgends zeigt sich die Erfindungsgabe Edmund Hoefer's glänzender und frischer, nirgends ist Behandlung, Darstellung und Schilderung reifer und schöner, nirgends schreibt der Dichter mit einem Wort poetischer, lieblicher und ergreifender, als in diesen vier Erzählungen. Aber statt der früheren oftmals fast epigrammatischen Kürze und Schärfe finden wir in ihnen überall jene Sicherheit und Ruhe, jene maßvolle Schönheit, welche den vollendeten Kenner des Herzens und Lebens den Meister der Erzählung kennzeichnet.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Honoratiorentochter.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

Geh. à 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein. ord.

Die Honoratiorentochter einer kleinen Stadt, mit ihren Verschrobenheiten, ihren Ansprüchen und ihrem Stolz in andere Kreise und Verhältnisse versetzt, wo sie sich bescheiden und fügen muß; vernachläßigt, verspottet oder umworben, strauchelnd und fast unterliegend, bis ein ernstes Unglück sie läutert und kräftigt — das ist der Stoff dieser neuesten größeren Erzählung **Edmnnd Hoefer's**, und sicher einer der glücklichsten, die ein Autor wählen konnte. Freilich bedurfte es aber auch des Blickes unseres Verfassers, um gerade diese Classen, diese Verhältnisse zu durchdringen, und seines Talentes für Darstellung und Schilderung, um dem Publikum ein so durch und durch anziehendes, lebensvolles Gemälde zu bieten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoefer, Edmund,

Die Alten von Ruhneck eine Erzählung aus älterer Zeit

Stuttgart 1862

P.o.germ. 1920 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126281-1